

Ender Jahrbuch  
Band 96 (2016)



**Herausgeber:**

Ostfriesische Landschaft  
Gerhard ten Doornkaat  
Koolman-Stiftung  
Gesellschaft für bildende Kunst und  
vaterländische Altertümer zu Emden  
Johannes a Lasco Bibliothek  
Große Kirche Emden  
Niedersächsisches Landesarchiv  
– Standort Aurich –

**EMDER  
JAHRBUCH**  
für historische  
Landeskunde Ostfrieslands

vormals:  
Jahrbuch der Gesellschaft  
für bildende Kunst und  
vaterländische Altertümer zu Emden

**BAND 96 (2016)**

**Ostfriesische Landschaft  
Aurich**

Redaktion:  
Dr. Michael Hermann, Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Aurich –  
Ingrid Hennings, Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Aurich –  
Dr. Paul Weßels, Ostfriesische Landschaft

© Ostfriesische Landschaft, Aurich 2016  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: SKN Druck und Verlag, Norden  
Gedruckt auf säurefreiem Papier  
ISSN 1434-4351

## INHALTSVERZEICHNIS

### Einleitung

### I. Aufsätze

Die Entstehung der Burg Leerort. Ein Beitrag zu Burgenbau und Herrschaftsbildung während des 15. Jahrhunderts im südlichen Ostfriesland Von Hajo v a n L e n g e n . . . . .	9
Wann wurde die Rysumer Orgel gebaut? Von Hajo v a n L e n g e n . . . . .	25
Der erste „ökumenische katholische Gesellenverein“ im Bistum Osnabrück: Weener Von Gerd H o l t k o t t e n . . . . .	39
Dr. med. Hermine Heusler-Edenhuizen – Neues zu ihrer ärztlichen und politischen Haltung Von Heyo P r a h m . . . . .	55
Dr. Hero Tilemann – ein ostfriesischer Arzt im Burenkrieg 1899-1902 Von Michael H e r m a n n . . . . .	79
Schmuggel in den Nordostniederlanden während des Ersten Weltkriegs Von Albert E g g e n s . . . . .	111 *
Von der übervollen Sammlungsschau zum Ostfriesischen Landesmuseum Emden als Volksbildungsstätte. Die Auseinandersetzungen um die konzeptionelle Neugestaltung des Museums der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden ab 1927/28 und der Kampf um ihre Gleichschaltung im NS-Staat – Teil 1 Von Bernd K a p p e l h o f f . . . . .	137

### II. Miscellen

Die Appellative „Deich“, „Diek“ und „Dyk“ in der ostfriesischen Flurnamensammlung Von Cornelia I b b e k e n / Johann D i r k s e n . . . . .	179
---	-----

\* Dieser Aufsatz kann aus rechtlichen Gründen nicht im Open Access angeboten werden.

## II. Neue Literatur

1. Zur Geschichte Ostfrieslands ..... 189
- Karl-Ernst Behre, Ostfriesland. Die Geschichte seiner Landschaft und ihrer Besiedlung (*Kirsten Hoffmann*)
- Ude Hangen, Handgemachtes Land. Das Deich- und Sielwesen im Harlingerland, hrsg. von der Deichacht Esens-Harlingerland und den Sielachten Dornum und Esens (*Dietrich Nithack*)
- Michael Hermann (Hrsg.), Das 20. Jahrhundert im Blick. Beiträge zur ostfriesischen Zeitgeschichte (*Dietrich Nithack*)
- Michael Hermann / Paul Weßels (Hrsg.), Ostfriesland im Ersten Weltkrieg (*Kirsten Hoffmann*)
- Bernd Kappelhoff, Verbindungen zu Wasser, an Land und in der Luft. Inselverkehr mit der AG „Ems“-Gruppe nach Borkum, Helgoland und Neuwerk. 125 Jahre Reederei Aktien-Gesellschaft „Ems (1889-2014) und 170 Jahre Seebäderverkehr im Ems-Dollart-Revier (1843/1844-2014) (*Michael Hermann*)
- Kleiner Kreuzer S.M.S. Emden. Ein Jahrhundert zwischen Mythos und Wirklichkeit, hrsg. von Christian Röben im Auftrag des Ostfriesischen Landesmuseums Emden und des Deutschen Marinemuseums (*Nina Hennig*)
- Made in China. Porzellan und Teekultur im Nordwesten im 18. Jahrhundert: Ein Kapitel Handelsgeschichte, im Auftrag des Ostfriesischen Landesmuseums Emden hrsg. von Annette Kanzenbach und Daniel Suebsman (*Nina Hennig*)
- Die Wahrheit ist untödlich. Martyrium und Protestantismus: Begleitpublikation zur Ausstellung in der Johannes a Lasco Bibliothek, im Ostfriesischen Landesmuseum Emden sowie in der Mennonitenkirche Emden, hrsg. von Klaas-Dieter Voß, Matthias Pausch, Wolfgang Jahn (*Nina Hennig*)
- Helmer Zühlke, Jan Schneeberg, Tjard H. Steemann, Untergang vor Borkum. Die Geschichte des Rettungswesens im deutsch-niederländischen Seegebiet, Bd. 1: 1830-1924 (*Ingrid Hennings*)
2. Zur Geschichte der Nachbargebiete ..... 205
- Michael Ehrhardt, „Des Landes Ufer zu schützen“. Zur Geschichte der Deiche an der Unterweser, hrsg. von Bernd Kappelhoff, Hans-Eckard Dannenberg (*Rolf Uphoff*)
- Geschichte Niedersachsens, Band 4: Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, hrsg. von Stefan Brüdermann, (*Michael Hermann*)
- Jürgen Hasse, Versunkene Seelen: Begräbnisplätze ertrunkener Seeleute im 19. Jahrhundert (*Dietrich Nithack*)
- André R. Köller, Agonalität und Kooperation. Führungsgruppen im Nordwesten des Reiches 1250-1550 (*Michael Hermann*)
- Otto Derk Jan Roemeling, Heiligen en Heren. Studies over het parochiewezen in het Noorden van Nederland vóór 1600 (*Arnd Friedrich*)

### III. Berichte

Ostfriesische Fundchronik 2015 Von Jan F. K e g l e r und Sonja K ö n i g .....	219
Jahresbericht über die Forschungsvorhaben und Veröffentlichungen der Ostfriesischen Landschaft 2015 Von Paul W e ß e l s .....	245
Jahresbericht der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer für das Jahr 2015 Von Reinhold K o l c k und Wolfgang J a h n .....	255
Verzeichnis der Autoren .....	273



# Die Entstehung der Burg Leerort

Ein Beitrag zu Burgenbau und Herrschaftsbildung  
während des 15. Jahrhunderts im südlichen Ostfriesland

Von Hajo van Lengen

## 1. Einleitung

Die Entstehung der Burg Leerort fällt in die Jahre des zweiten Drittels des 15. Jahrhunderts, als die Cirksena über die Führung des gegen die Herrschaft der Ukena gebildeten Bundes freier ostfriesischer Landesgemeinden mit Hilfe der Stadt Hamburg zu eigener Landesherrschaft und schließlich Reichsgrafschaft in Ostfriesland gelangten.

In der älteren Literatur herrscht Einigkeit darüber, dass die Burg Leerort in diesem Zusammenhang von den Hamburgern erbaut worden sei, und zwar während ihrer ersten Besatzungszeit in Ostfriesland von 1433 bis 1439.<sup>1</sup> Diese Überzeugung geht zurück auf jüngere chronikalische und wohl auch mündliche Überlieferungen, die Eggerik Beninga (1490-1562) für seine Chronik benutzt hat (s. u.), und auf die sich ein halbes Jahrhundert später auch die Schilderung von Ubbo Emmius weitgehend stützte.<sup>2</sup> In der Überlieferung gehen jedoch die beiden Besatzungszeiten der Hamburger von 1433 bis 1439 und 1447 bis 1453 etwas durcheinander; auch wird die Einnahme Emdens durch die Hamburger schon ins Jahr 1431 angesetzt. Demzufolge haben laut Beninga die Hamburger die Burg Leerort in den Jahren 1431/32 erbaut – nach der Besetzung Emdens, der Vertreibung von Focko Ukena und der Zerstörung seiner Burg in Leer, wozu sie denn auch den Cirksena mit den vereinten ostfriesischen Landesgemeinden verhoffen hätten. Emmius setzte diesen Burgenbau dagegen erst ins Jahr 1435 und sah ihn in dem Zusammenhang der Herrschaftsbildung, zu der sich die Hamburger nunmehr entschlossen hatten. Zu diesem Ergebnis kam auch Reimers, der zudem auf die großen Summen, die Hamburg für Material zur Befestigung in Ostfriesland aufgewandt hatte, verwies. Namentlich ist dabei zwar mehrfach von Emden die Rede, von Leerort jedoch gar nicht. Trotzdem meint er, dass diese Befestigungsmaßnahmen auch auf Leerort bezogen werden könnten.<sup>3</sup> Die Überlieferung von einem „Hamburger Turm“ auf Leerort wertete er zudem als ein wichtiges Indiz für den Erbauer (siehe Exkurs im Anhang).

---

1 So z. B. Heinrich Reimers, Leerort, in: Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Stadt Leer, Leer 1923, S. 121; Tileman Dothias Warda, Ostfriesische Geschichte, Bd. 1, Aurich 1797, S. 454-455; Günther Möhlmann (Hrsg.), Ostfriesland – Weites Land an der Nordseeküste, Essen 1961, S. 85; Heinrich Schmidt, Politische Geschichte Ostfrieslands, Leer 1975, S. 101.

2 Ubbo Emmius, *Rerum Frisicarum historia*, Leiden 1616, S. 338-339.

3 Reimers, S. 121; vgl. Karl Koopmann, *Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg 1401-1470*, Hamburg 1873, S. 58, 60.

Entgegen der späteren Chronistik geben die zeitgenössischen Nachrichten und Urkunden bezüglich Leerorts jedoch eine andere Auskunft. Um den rechten Zeitpunkt für den Burgenbau in Leerort zu finden, ist es daher zunächst einmal erforderlich, sich den nachweislichen Ablauf der damaligen Ereignisse zu vergegenwärtigen und sich sodann zu fragen, wann und für wen es in diesem Zusammenhang Sinn gemacht hat, Leerort zu befestigen.

## 2. Das Besitzrecht an Leerort

Erst 1433 sind die Hamburger zur Unterstützung der Cirksena mit ihren Schiffen nach Emden gesegelt, haben es eingenommen und besetzt und von hier aus die Emsmündung abgesichert.<sup>4</sup> Als sie 1439 aus Ostfriesland wieder abzogen, wurde bei der Übertragung dieser ersten hamburgischen Herrschaft an die Gebrüder Edzard und Ulrich Cirksena ebenfalls nur die Burg Emden und nicht auch eine Burg Leerort aufgeführt: „ere slot unde stad Emeden mit dat recht (Gericht) der kerspelle“ des südlichen Emsigerlandes sowie des Mormer-, Overledinger- und Reiderlandes, nicht dagegen des Lengenerlandes.<sup>5</sup> Die Burg Leerort war erst bei der zweiten Übertragung 1453 an Ulrich Cirksena hinzugekommen: „dat slod unde de stad Emeden unde dat slod Lerorde“ mit allem Zubehör; die Burgen Detern und Stickhausen wurden nicht genannt.<sup>6</sup> Eine nennenswerte Burg in Emden hat es mithin 1439 in Leerort noch nicht gegeben, ebenso wenig wie in Stickhausen oder erneut in Detern.

Für die Kaiserurkunde Friedrichs III. von 1464 über die Erhebung Ulrichs zum Reichsgrafen und seines Herrschaftsbereichs zur Reichsgrafschaft hat Ulrich dagegen die Burg Leerort im Unterschied zu Emden unter die ihm in Ostfriesland zu eigenen Herrschaftssitze aufführen lassen: „mit den slossen Gretzil, Berum, Aurike, Lerort und Stickhusen“.<sup>7</sup> Das heißt: Die Hamburger haben zwar in der Tat die Burg Leerort gebaut, aber erst während ihrer zweiten Besatzungszeit von 1447 bis 1453 und anscheinend unter Missachtung von erhobenen Ansprüchen Ulrichs, die 1464 die kaiserliche Seite überzeugt bzw. gelten lassen hat, so dass Ulrich hier Leerort zurecht unter die ihm gehörenden Burgen aufführen konnte. Da die Hamburger ohne Zweifel die Burg Leerort gegen 1450 errichtet hatten,<sup>8</sup> kann Ulrichs Begründung für seinen Anspruch vor allem dahingehend gelautet haben, dass der Baugrund nicht ihnen gehört habe, sondern zum Erbeigen seiner Frau gehörte. Nachdem Ulrich 1455 die Enkelin von Focko Ukena, Theda, geheiratet hatte, wird er den „Platz“ Leerort als Erbe und Mitgift seiner Frau betrachtet haben. Das würde erklären, warum er 1464 in der Lehnsurkunde Leerort im Unterschied zu Emden unter die ihm eigenen Burgen aufführen ließ, wenngleich

4 Hajo van Lengen, Geschichte des Emsigerlandes vom frühen 13. bis zum späten 15. Jahrhundert, Teil 1, Aurich 1973, S. 92-93.

5 Ernst Friedländer (Hrsg.), Ostfriesisches Urkundenbuch (im Folgenden: OUB), Band 1, Emden 1878, Nr. 509.

6 Ebenda, Nr. 658.

7 Ebenda, Nr. 807. – Hajo van Lengen, Vom Freiheitsbund der Landesgemeinden zur Reichsgrafschaft in Ostfriesland, in: 550 Jahre Grafschaft Ostfriesland und die Herausbildung der ostfriesischen Landstände, Aurich 2015, S. 54-79, hier: S. 75.

8 Vgl. die hohen Ausgaben der Jahre 1449 (2414 Pfund) und 1450 (3739 Pfund) für Ostfriesland in den Kammereirechnungen, Koopman, S. 81, 86.

Hamburg auf jeden Fall die hier entstandenen Bauten errichtet und bezahlt hat. Dieser für den Schiffsverkehr auf Ems und Leda so exponierte Platz dürfte vormals zu dem Leerer Burgland von Focko Ukena gezählt haben, das nach der 1431 erfolgten Eroberung und anschließenden Zerstörung der Burg in Leer von den Siegern beschlagnahmt worden ist. Hamburg hätte im Streitfalle also nur die Erstattung der Baukosten von Ulrich einfordern können, wie umgekehrt eine solche von Hamburg an Ulrich für dessen Wiederaufbau der Burg Detern ausstand, die er Hamburg 1447 überlassen hatte. Das hätte man auch durchaus gegeneinander aufrechnen können.

Es ist durchaus möglich, dass Ulrich als Beweis dafür, dass Leerort nicht Hamburg gehörte, die Übertragungsurkunde von 1439 und nicht die von 1453 bei den Räten des Kaisers hat vorlegen lassen. Für die Verhandlungsführung hatte sich Ulrich allerdings des auch für die Stadt Hamburg am Kaiserhof tätigen Prokurators Arnold vom Lo bedient. Was hier in der Sache Leerort schließlich zugunsten Ulrichs ausschlaggebend war, wissen wir nicht. Ich vermute, dass es gelang, den Grund und Boden als „Eigenerve“ Thedas den kaiserlichen Räten gegenüber glaubhaft darzustellen. Bei den weiteren Herrschaftssitzen Esens und Jever sowie den Grenzfesten Friedeburg und Lengen, die Ulrich ebenfalls als ihm zu eigen ausgegeben hatte, konnte er dagegen sein Besitzrecht nicht überzeugend nachweisen; sie wurden ihm daher auch nicht zuerkannt.<sup>9</sup>

### 3. Das Geschehen in den Jahren 1430 bis 1453

Um nun feststellen zu können, ob in Leerort schon früher als gegen 1450 – und wenn ja, wann etwa – eine, in diesem Falle vorläufige, Wehranlage gegründet worden sein könnte, mag zunächst ein weiterer kurzer Abriss des damaligen Geschehens in diesem Umfeld nützlich sein.<sup>10</sup>

Als im Jahre 1430 der so genannte Freiheitsbund ostfriesischer Landesgemeinden mit den ihnen verbundenen Häuptlingen unter Führung der Cirksena – das waren die Häuptlinge Edzard und Ulrich mit ihrem Vater Enno zu Greetsiel, der sich bald danach zurückzog – gegen den Häuptling Focko Ukena zu Leer und dessen Parteigänger – das waren seine Söhne Udo zu Norden und Uko zu Oldersum und Östringen sowie die Allena-Beninga im Emdrer Umland – zu Felde zog, um deren neuer Herrschaft ein Ende zu setzen und Recht und Freiheit wieder ihren alten Glanz zu verleihen, wurden Fockos Anhänger zum Stillhalten genötigt und er selbst auf seiner Burg in Leer belagert, die er daraufhin heimlich verließ, um für Entsatz und Gegenwehr zu sorgen. Am 16. Oktober 1431, nach sechsmonatiger

9 Walter Deeters, Zur Erhebung des Häuptlings Ulrich Cirksena in Ostfriesland zum Reichsgrafen 1464, in: Dieter Brosius, Christine van den Heuvel, Ernst Hinrichs, Hajo van Lengen (Hrsg.), Geschichte in der Region. Zum 65. Geburtstag von Heinrich Schmidt, Hannover 1993, S. 127-136, hier: S. 129. – Im Falle der Lengener Burg handelte es sich hier anscheinend um die Martinskirche zu Remels, die dem Lengenerland als Landesfeste diente, nicht um eine Eigenburg der Cirksena, die wohl erst nach 1464 durch Graf Ulrich I. zu Großsander vor Remels (Uplengen) erbaut worden ist. Seine beiden Enkel, Graf Enno II. und Graf Johann haben sie dann 1535/38 abbrechen lassen; vgl. Eggerik Beninga, Cronica der Fresen, Teil 2, Aurich 1964, S. 641-642.

10 Ausführlich: van Lengen, Emsigerlandes, S. 91-126.

Belagerung, kapitulierte die Besatzung in Leer, und danach wurde die Burg Fockos dem Erdboden gleichgemacht, damit der Freiheit von hier aus keine Gefahr mehr drohen könnte;<sup>11</sup> das Leeraner Burgland wurde beschlagnahmt. Aber Focko Ukena selbst gab nach seiner Flucht und Vertreibung nicht auf, sondern suchte vom Niederstift Münster aus den Süden Ostfrieslands verschiedentlich mit Raub und Brand heim, hierbei unterstützt von seinem Schwiegersohn Sibet aus Östringen, der ihm ebenfalls Unterschlupf gewährte; und ebenso heimlich fand sich Focko auch in Emden bei seinem anderen Schwiegersohn oder bei seinen Freunden in Osterhusen ein, um seine Partei zum Widerstand zu mobilisieren und diesen zu organisieren.

Diese kriegerischen Zustände beunruhigten einmal mehr auch die Hansestädte, voran Hamburg und Bremen, so dass sich die Hamburger bereit fanden, von der Seeseite her Emden auszuschalten und für die Cirksena und deren Freiheitsbund zu gewinnen. Das gelang 1433. Da Focko Ukena und sein übriger Anhang weiterhin Unruhe stifteten, entschloss sich Hamburg vorerst in Emden zu bleiben, um die Cirksena und die freien Landesgemeinden dabei zu unterstützen, den nicht nachlassenden Einfällen und Umtrieben Fockos und seiner Anhänger wirksam Einhalt zu gebieten. Als sich dann aber bei den vormaligen von diesem beherrschten und 1430 abgefallenen Landen im Süden Ostfrieslands Widerstände gegenüber den Hamburgern herausbildeten, sie die Rückkehr von Focko Ukena, ihres vormaligen Landeshäuptlings, betrieben und sich schließlich 1435 mit ihm gegen die Hamburger verbündeten, ihm die Burg Detern und die Kirche und den Turm zu Lengen (Remels) einräumten, bis er sich eine neue Burg zu Leer oder andernorts erbaut hätte, entschieden sich die Hamburger, hier ein für allemal reinen Tisch zu machen und diesen Raum nun ihrer eigenen Herrschaft zu unterwerfen. Zu einem direkten Zusammenstoß mit Focko Ukena kam es allerdings nicht mehr, da dieser 1436 starb. Das Kirchspiel Leer erkannte die Herrschaft Hamburgs 1437 förmlich an; die übrigen Kirchspiele haben dies ebenso getan, wenngleich in ihren Fällen die Beurkundungen dieses Aktes nicht erhalten geblieben sind. Soweit in den Dörfern Steinhäuser vorhanden waren, wurden sie für die Hamburger zu „Offenhäusern“, deren Eigentümer ihnen Urfehde schwören mussten. Die landesgemeindliche „Schlüsselburg“ Detern, an der Grenze zur Grafschaft Oldenburg sowie an der Stelle gelegen, wo Mormer-, Lengener- und Overledingerland zusammenstießen, wurde jetzt sicherheitshalber von den Hamburgern zerstört. Nur das Lengenerland hatte sich dem Zugriff der Hamburger entziehen können und sich mit dem Häuptling Hajo Harlda zu Jever in Östringen, Halbbruder und Nachfolger Sibets, des Schwiegersohnes von Focko Ukena, verbündet; er zählte jedenfalls, 1440 belegt, auch Lengen zu seinem Herrschaftsbereich.<sup>12</sup>

11 Emmius, S. 327.

12 Hierher gehört vermutlich auch die von Beninga überlieferte Geschichte von einem auf der Burg Detern sitzenden Östringer Kommandanten oder Vogt namens Popke, den die etwas konfuse Überlieferung hier mit dem Ende des 14. Jahrhunderts gefallenen Popke Inen (Inema) von Inhausen in Östringen verwechselte, und in der die beiden Besatzungszeiten der Hamburger nicht auseinander gehalten wurden, die aber, nicht nur wegen des Bezugs auf Östringen, der ersten zuzuordnen sein dürfte, da hier Edzard und Ulrich jenen Popke zur Übergabe bewegten und bei sich Asyl gewährten.- Vgl. hierzu Hajo van Lengen, Die Entstehung der Burg Stickhausen, in: Ostfriesland. Zeitschrift für Kultur, Wirtschaft und Verkehr, 1968, Heft 3, S. 74-83.

1439 hatte Hamburg sein ostfriesisches Herrschaftsgebiet mit der Emdener Burg als der einzigen Feste und dem Zentrum den Halbbrüdern Edzard und Ulrich Cirk-sena zur Verwahrung übertragen. Es erstreckte sich über das südliche Emsiger-land, Reiderland, Mormerland und Overledingerland; das Lengenerland fehlte. Edzard starb 1441, ohne Nachkommen zu hinterlassen, so dass Ulrich seitdem alleiniger Verwahrer war. Er baute mit Zustimmung Hamburgs die Burg in Emden weiter aus und die Burg in Detern wieder auf, um die Sicherheit in diesem Raum nach innen wie außen zu gewährleisten. Das Lengenerland, das ihn in der Nach-folge des ebenfalls 1441 verstorbenen Hajo Harlda nun als seinen Landeshaupt-ling annahm, wurde durch die Kirchenburg in Remels geschützt.

Als man in Hamburg wahrnahm, wie Ulrich seine Herrschaft in Ostfriesland ausbaute und verfestigte, und die Verantwortlichen zu befürchten begannen, dass ihnen ihre ostfriesische Herrschaft entfremdet werden könnte, nahmen sie das Heft des Handelns wieder selbst in die Hand: 1447 kehrten die Hamburger nach Ostfriesland zurück; vertragsgemäß räumte Ulrich ihnen widerstandslos die Burg in Emden und den Süden Ostfrieslands ein, einschließlich der hier von ihm inzwischen wieder aufgebauten Burg Detern, und zwar diese auf Treu und Glauben und gegen das Versprechen der Erstattung der ihm mit dem Wiederaufbau entstandenen Kosten.

Die Hamburger versetzten den Söldnerführer Popke Reindsna, den sie zunächst 1448 als Burgvogt in Emden eingesetzt hatten, nach Detern. Die Aufrüstungen, die Hamburg in Emden, Detern und nun auch in Leerort betrieb, erweckten den Argwohn und schließlich den offenen Widerstand bei Ulrich und den Ostfriesen, so dass es 1450 zum Krieg kam. Ulrich war es gelungen, Popke Reindsna auf seine Seite zu ziehen und zum Verrat zu bewegen, aber der Versuch, mit dessen Hilfe die Burg Detern im Handstreich zurück zu gewinnen, schlug fehl. Die Ham-burger besetzten im Bund mit Graf Gerd von Oldenburg nun auch Lengen und öffneten die Schlüsselburg Detern sowie die Kirchenburg von Lengen in Remels dem Oldenburger. Daraufhin errichtete Ulrich zur Gegenwehr in Stickhausen einen neuen festen Stützpunkt und gewann sowohl Lengen als auch Detern 1451 zurück, das er dann zerstörte. Der 1452 von Hamburg nach Ostfriesland ent-sandte Ratsherr Paridon Lutge vermochte das Blatt auch nicht mehr zu wenden. Am Ende gab Hamburg auf und verpfändete 1453 seine ostfriesische Herrschaft mit den Burgen in Emden und Leerort an Ulrich; von Ansprüchen auf Detern war dabei hamburgischerseits ebenso wenig die Rede wie von solchen auf Lengen. Für die Zukunft baute Ulrich hier zu seiner Verteidigung auf seine Burg Stickhausen.<sup>13</sup>

#### *4. Die erste Befestigung von Leerort: Zeitpunkt und Bauherr*

Es kann also kein Zweifel bestehen, dass die Hamburger Leerort erst während ihrer zweiten Besatzungszeit zu einer regelrechten Burg oder Feste, und diese dann sicherlich auch nach dem neuesten Stand der Architektur und Technik, ausgebaut haben und von daher 1453 als ihren nennenswerten, weil besonders hochwertigen, Besitz betrachteten, 1439 noch nicht.

---

13 Ebenda.

Aber kann trotzdem Leerort nicht schon früher in irgendeiner Form befestigt worden sein?

Die Überlieferung durch Beninga lässt es durchaus als möglich erscheinen, dass Leerort eine frühere Befestigung erfahren hat. In der älteren Emdener Handschrift seiner Chronik heißt es nämlich zum Jahre 1432, dass nach der Eroberung und Zerstörung der Burg von Focko Ukena in Leer durch Edzard, Ulrich und die Landesgemeinden, wozu sie auch die Hamburger um Unterstützung gebeten hätten, die Hamburger an der Mündung der Leda in die Ems einen Platz ausgeguckt hätten, „dar se de Eems und ströme eder Lade mede vordedingen wulden, dar se **voer erst ein blockhues** vorordent ... up einem spitzigen oert tusschen de ströme“. Darauf hätten sie dann einen Eggerick Beyervleet als ihren Vogt eingesetzt.<sup>14</sup> In der Auricher Handschrift heißt es dann, dass die Hamburger 1432 nach der Eroberung Emdens „**myt juncker Edzarts und juncker Ulricks belevent** (Bewilligung) ene plaetz“ an der Mündung der Leda in die Ems für eine *veste* aussersehen hätten, um die Ems von da aus gegen Focko Ukena und seine Freunde und Verwandten zu verteidigen, und „hebben dar en **blockhuiß** laten slaen, als eine **landtwert**“. Edzard und Ulrich hätten aber bald befürchtet, „dat de Hamburgers den oert landes vor sick gedachten in to holden“.<sup>15</sup>

Wie bereits geschildert, sind weder die Burg Leer noch die Burg Emden 1432 gewonnen worden, sondern Leer schon 1431, ohne die Hilfe der Hamburger, und Emden, mit deren Hilfe, erst 1433. Mit Leer hatten die Hamburger noch nichts zu tun gehabt, sondern erst mit Emden. Demnach könnte es so gewesen sein, dass die Hamburger, nachdem sie sich 1433 entschieden hatten, vorerst in Emden zu bleiben, mit Einwilligung Edzards und Ulrichs – und das heißt auch der Landesgemeinden – Leerort befestigten, um Focko Ukena weiterhin mögliche Einfälle von Süden her nach Leer und in dessen Umland zu erschweren, mithin zum Schutze von Land und Leuten gegen solche Bedrohung. Nachdem Hamburg sich dann aber 1435 entschieden hatte, über den Süden Ostfrieslands eine Landesherrschaft zu errichten und dazu vielleicht auch Leerort stärker auszubauen gedachten, mussten Edzard und Ulrich zu Recht befürchten, dass sie Leerort an die Hamburger verlor. Bewilligung und Befürchtung bedeuteten ja, dass die Verfügungsgewalt über das Gelände von Leerort bei Edzard und Ulrich gelegen hat, die ihnen nun jedoch zu entgleiten drohte. Als Zeitpunkt für diese Sicherungsmaßnahme der Hamburger zu Leerort käme dann 1435 am ehesten in Frage.

Auszuschließen ist meines Erachtens aber auch nicht, dass das von Beninga überlieferte Jahr 1432 nicht aus der Luft gegriffen war. Falls also in der Tat schon in diesem Jahr eine Befestigung von Leerort erfolgt wäre, dann könnte diese nicht durch die Hamburger, die 1432 ja noch gar nicht in Ostfriesland eingetroffen waren, erfolgt sein, sondern es müssten die beiden Cirksena (mit Zustimmung der Landesgemeinden) gewesen sein, die Leerort nach der Eroberung und Zerstörung der Burg in Leer als notwendigen Ersatz zum Schutz gegen Einfälle von Focko Ukena befestigt hätten. Die Landspitze zwischen Ems und Leda gehörte sicher zum Leeraner Burgland, und die Cirksena waren damals dafür die Hauptverantwortlichen bzw. die Hauptberechtigten.

14 Beninga, S. 862.

15 Ebenda, S. 294-295.



Abb. 1: Blick auf die Festungswälle in Leerort in den 1960er Jahren (Foto: Hans-Bernd Rödiger)

Wenn dem so gewesen wäre, dann müssten sie in einem zweiten Schritt den Hamburgern Leerort auf Treu und Glauben überlassen haben, als diese hier 1435 die Zügel in die Hand genommen und angezogen hatten. Das würde am schlüssigsten die vorhandenen Überlieferungen erklären, die beide, die Hamburger wie die Cirksena, mit den Anfängen von Leerort in Verbindung gebracht haben. Beninga hat aus diesem Widerspruch nicht auf zwei verschiedene Bauabschnitte geschlossen, sondern ihn scheint die Überlieferung von den Hamburgern als den Bauherren am stärksten überzeugt zu haben, so dass sie für ihn hier als die wahren und damit einzigen in Frage kamen.

Auf jeden Fall handelte es sich, entgegen Reimers,<sup>16</sup> bei diesem, sei es nun 1432 oder 1435 als „Landwehr“ errichteten „Blockhaus“ nicht um eine Burganlage größeren Stils mit einem mächtigen „Hamburger Turm“, sondern um eine kleinere, selbstständige Befestigungsanlage, die als ein Bollwerk oder Fort zur Blockade von strategisch wichtigen Wegen diente, um im Belagerungs- wie Verteidigungsfalle Feinde an Aus- wie Einfällen zu hindern. Von dieser Funktion her, nicht mehr so sehr von den ursprünglich verwendeten Holzbalken, wurde der Name „Blockhaus“ inzwischen verstanden. Solche Blockhäuser waren im späten Mittelalter zum Beispiel auch an den Heerwegen aus dem Norden und Osten nach Aurich zu Meerhusen und Brockzetel errichtet worden.<sup>17</sup> Eine archäologische Untersuchung der Stätte des einstigen „Blockhauses“ in Brockzetel hat ergeben, dass es sich um ein einfaches Steinhaus auf einem künstlichen, rechteckigen, 23 x 20 m breiten und 3,5 m hohen Hügel gehandelt hat, umgeben von einem 10 m breiten und 1,5 m tiefen, ebenfalls rechteckigen Graben.<sup>18</sup> Sicherlich gab es zudem noch eine Palisade. Ob das ganze Haus oder nur sein Untergeschoss aus Backsteinen und sein Obergeschoss aus Holzbalken erbaut waren, lässt sich nicht sagen. Mehr als eine derartige und angesichts der Einfälle von Focko Ukena als notwendiges Übel erforderliche Wehranlage wäre in Leerort für die damals auf Freiheit gestimmten Gemüter sicher auch nicht zustimmungsfähig gewesen.

16 Reimers, S. 122. – Zum „Hamburger Turm“ s. u. Exkurs.

17 1497: „by dat blockhuess upp deme Broickzettel“; OUB Nr. 1541, 1542; vgl. Beninga, S. 489-490.

18 Wolfgang Schwarz, Burgstelle Brockzetel, in: Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 35 (1999), S. 203-204, hier: S. 203.

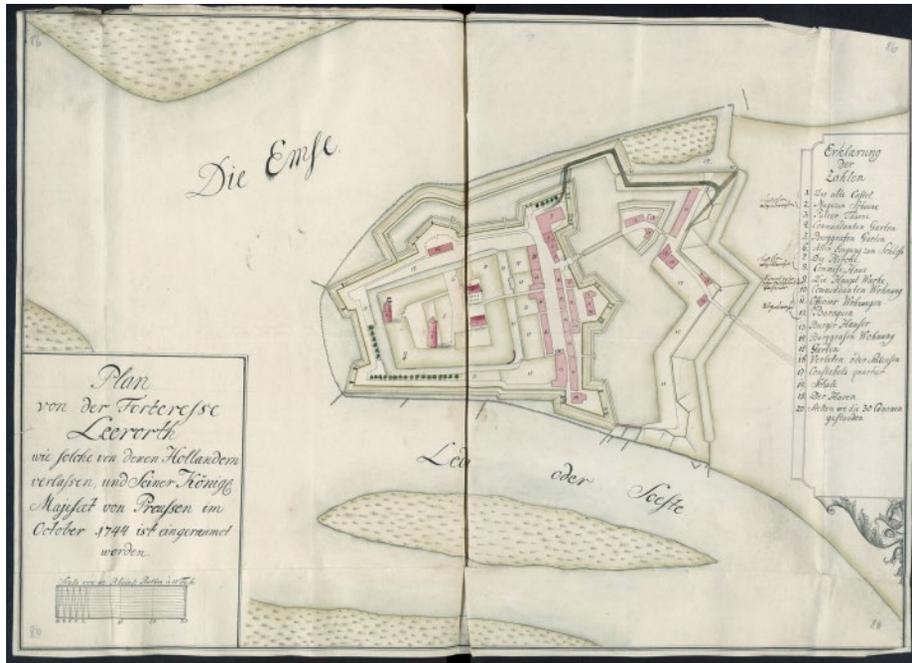


Abb. 2: (Carl Enno Magott:) Plan von der Forteresse Leerorth wie solche von denen Hollandern verlassen und Seiner Königl. Majestat von Preussen im Oct. 1744 ist eingereumet worden (Geh. Staatsarchiv Preuß. Kulturbesitz, II/21, Tit. 145, Nr. 2, Bd. 1, Bl. 86)

Denn Burgen widersprachen der Idee der Friesischen Freiheit, starke wurden lieber entfestet als schwache aufgerüstet. „Blokhusere“ waren 1437 zwar auch „veste“, gleichbedeutend mit „forts“, wie die Blockhäuser damals in Frankreich hießen, aber keine „sloete“.<sup>19</sup> Und Eggerick Beyervleet war mit Sicherheit während der ersten Besatzungszeit der Hamburger auch nicht Burgvogt auf Leerort, sondern erst während der zweiten. Er ist hier in dieser Funktion erst von 1463 bis 1469 unter Ulrich und Theda urkundlich bezeugt.<sup>20</sup> Ulrich wird ihn von Hamburg 1453 mit der Burg Leerort übernommen haben.

Kurz und gut: Eine ausgewiesene feste Burg, womöglich auch mit einem damals modernen und wünschenswerten Batterieturm, wie sie sich um 1450 Ulrich in Berum und Greetsiel erbauen ließ, haben die Hamburger erst zum Zeitpunkt ihrer zweiten Besatzung in Leerort geschaffen. Falls Leerort schon früher befestigt worden ist, so könnten entweder Edzard und Ulrich 1432 die Bauherren gewesen sein, oder die Hamburger haben das Blockhaus erst 1435 (mit Einwilligung der Cirksena) errichtet, nachdem diese ihnen das Gelände dafür zur Verfügung gestellt hatten. Die erste Möglichkeit erscheint mir am schlüssigsten.

19 OUB, Bd. 1, Nr. 477, 487; Günther M ö h l m a n n (Hrsg.), Ostfriesisches Urkundenbuch (im Folgenden: OUB), Band 3, Aurich 1975, Nr. 510, 539.

20 OUB, Bd. 1, Nr. 791, 802; OUB, Bd. 3, Nr. 510, 539.



Abb. 3: Plan der Festung „Ljer-Oort“, 2. Hälfte des 17. Jh. (aus: Timon Rudolphi, „Trifolium aureum“, Stadtarchiv Emden, MS 2)

#### Exkurs: Der „Hamburger Turm“

Der Plan der Festung Leerort von Carl Enno Magott aus dem Jahre 1744 zeigt zwei „Pulvertürme“: Nr. I ist südwestlich in Richtung Kloster Muhde, Nr. II mehr südlich ausgerichtet. Nr. I steckt auffällig asymmetrisch im südwestlichen Wall und tritt aus dessen Flucht zum Teil als ein flankierender Batterieturm hervor, der über einen Einschnitt im Wall zugänglich war. Nr. II steht dagegen hinter dem südöstlichen Teilstück des Walls, war also Bestandteil der inneren Bebauung, des Kerns der Anlage. (Abb. 2) Diese beiden Türme befinden sich auf einem älteren Plan aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im „Trifolium aureum“ von Timon Rudolphi (+ 1683) an den gleichen Stellen. Dazu verzeichnet dieser noch einen dritten Turm an der nordöstlichen Spitze in Richtung Esklum, der später abgerissen worden ist. (Abb. 3) Einer der beiden verbliebenen, von Magott so bezeichneten „Pulvertürme“ soll der 1629 so genannte „Hamburger Turm“ gewesen sein.

Heinrich Reimers hat in einer ausführlichen Anmerkung zur Bestimmung des „Hamburger Turms“ zwei Inventare von 1629 und 1726 in Bezug auf die Geschütze herangezogen und ist durch deren Vergleich zu dem Schluss gekommen, dass nur der Pulverturm Nr. I bei Magott der „Hamburger Turm“ gewesen sein kann.<sup>21</sup>

21 Reimers, S. 122-123. – Die Quellen: *Inventarium der Ammunition auff Lehrort. de Ao. 1629, S. 2v, 3r; Lijste / van het Canon / Leggende op de Fortresse Lier-oort / Soo als het bevonden op dato den 20. en 21. August 1726, S. 27v (Nr.27), S. 28r (Nr. 28,29).* Niedersächsisches Landesarchiv - Standort Aurich, Rep. 4 BX f 14.

Nach der Beschreibung von 1629 beginnt die Aufzählung mit zwei Geschützen auf dem nordwestlichen Wall Richtung Ems, dann folgt ein Turm, **auf** dem das dritte Geschütz steht und danach, wieder auf dem Wall, das vierte Geschütz, der „stolze Jürgen“, das in Richtung Driever auf der Höhe des Grafen Kammer im dahinterliegenden Schloss steht, und danach folgen **bei** dem „**Hamburger Turm**“ das fünfte Geschütz, der zweite 28-Pfünder, und das sechste, der „Roesche“ genannte 14-Pfünder. Die Aufzählung führt hier offenbar vom nordwestlichen Teil über den südwestlichen bis zum südöstlichen Teil des inneren hohen Walls.

Nach dem Inventar von 1726 stand der 1629 in Richtung Driever ausgerichtete „stolze Jürgen“ **links** von dem Pulverturm, der zweite 28-Pfünder und die „Roesche“ **rechts** davon. Geht man mit Reimers davon aus, dass die Geschütze nach 100 Jahren noch auf derselben Stelle gestanden haben, wäre der nach Driever ausgerichtete „stolze Jürgen“ auf den Pulverturm Nr. I zu beziehen; und da die beiden anderen, 1629 nahe des „Hamburger Turms“ lokalisierten Geschütze, der zweite 28-Pfünder und die „Roesche“, 1726 rechter Hand des Pulverturms lokalisiert werden, d. h. auf dem nordwestlichen Teil des Walles, müsste demnach der südwestliche Pulverturm Nr. I ursprünglich der „Hamburger Turm“ gewesen sein. Dem widerspricht aber, dass diese letzten beiden Geschütze 1629 nicht am Anfang der Aufzählung, auf dem nordwestlichen Stück des Walls, wo sich zwei andere Geschütze befanden, sondern am Ende stehen, nämlich bei dem 1629 ausdrücklich so genannten „Hamburger Turm“. Von daher müsste hier eigentlich der Pulverturm Nr. II der „Hamburger“ gewesen sein.

Wenn der Inventarist von 1726 sich nicht vertan hat, dann lässt sich der Widerspruch nur mit der Annahme auflösen, dass er hier nicht von innen, sondern von außen auf die Standorte der Geschütze geblickt hat. Oder der Inventarist von 1629 hat seine Aufzählung andersherum, im Uhrzeigersinn, vorgenommen. Dann käme aber auf jeden Fall nur noch der Pulverturm Nr. II als „Hamburger Turm“ in Frage, sonst wäre die Orientierung des „stolzen Jürgen“ nicht mehr so schlüssig.

Entgegen Reimers' Schlussfolgerung müsste also der Pulverturm Nr. II und nicht Nr. I des Magott'schen Planes von 1744 mit dem „Hamburger Turm“ des Inventars von 1629 identisch gewesen sein. Ob er auch tatsächlich von den Hamburgern erbaut wurde, ist damit freilich noch nicht bewiesen. Dass sie hier ebenso wie Ulrich Cirksena in Berum und Greetsiel um 1450 einen derartigen Batterieturm im Zuge des Ausbaus von Leerort zu einer festen Burganlage, die zur Sicherung der hamburgischen Herrschaft ostfriesischen Angriffen erfolgreich Widerstand zu leisten vermochte, errichtet hätten, ist aber durchaus denkbar.

Die Position beider Türme auf den Plänen spricht dafür, dass sie älteren Datums waren als die mächtige Wallanlage der Oberburg. Der innere Wall hat seine Mächtigkeit, mit der er den Turm Nr. I weitgehend in sich aufnahm, erst im 16. Jahrhundert bekommen. Denn als Leerort in der Sächsischen Fehde 1514 belagert wurde, war laut Beninga „de wall an dem huise gar geringe nyes van erden und meß gemaket, ock mit geene stryckweer vorsehen ...“, und de grave so enge ..., dat men se mit ene moelen roede afflangen kunde“.<sup>22</sup> Diese Schwäche der Anlage wird Graf Edzard I. sicherlich bald nach Kriegsende behoben haben, wie er denn jetzt auch die Stadt Aurich ringsherum mit einem mächtigen Wall befestigt hat. Aber außer dem festungsbaulichen Erfordernis einer Modernisierung scheint

---

22 Beninga, S. 496.

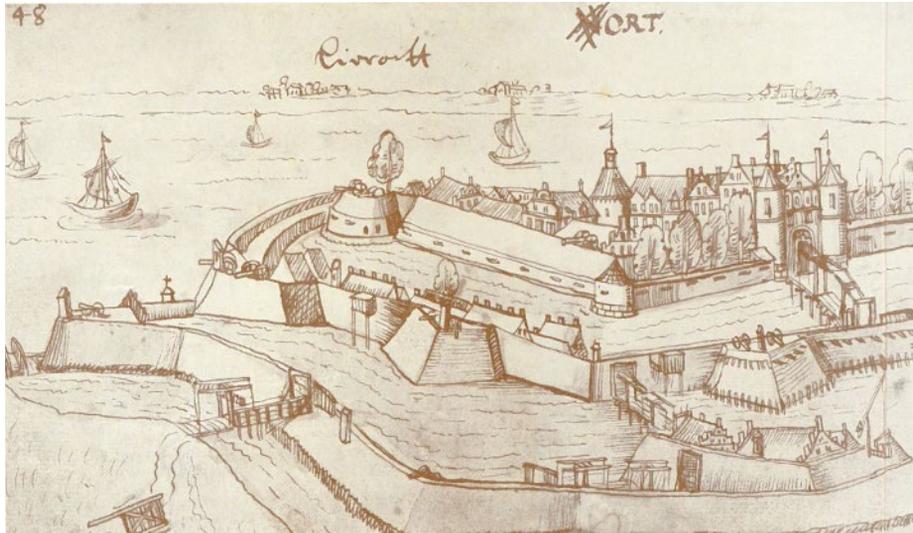


Abb. 4: Ansicht der Festung Leerort von Norden her, 1632: Rechts das alte Torhaus auf der Nordwest-Seite der Oberburg, links der Batterieturm („Schrivertorn“) an der Nordost-Ecke des Walls; der Turm hinten in der Mitte könnte der Flankierungsturm des rechts anschließenden Edzard-Flügels von 1501 und „Pulverturm“ Nr. II auf dem Magott'schen Plan von 1744 sein (aus: Skizzen- und Reisetagebuch eines Arztes (Georg Faber) im Dreißigjährigen Krieg (1632), Darmstadt 1952, Tafel 30)

noch eine naturgegebene Veränderung – nämlich Landabbruch an der Spitze von Leerort, zugleich eine Verschiebung der Anlage nach Norden hin – einen Umbau erzwungen zu haben. Denn die seitens der Ostfriesischen Landschaft von Andreas Hüser in der heute außendeichs von Leerort gelegenen einstigen Oberburg durchgeführte archäologische Untersuchung ergab, dass das unter Graf Edzard I. 1501 erbaute Schlossgebäude der Nordflügel der von einem Graben umgebenen Anlage war, die sich nach Süden hin mit älterer Bebauung unter den mächtigen Wall bis zum Turm Nr. I erstreckte. Zu dieser älteren Bebauung zählte nach den wenigen Fundamentresten auch ein schwacher, mit einer Mauer verbundener Turm, womöglich ein teilweise hervortretender, niedriger Eckturm in Gestalt eines kleinen Rondells.<sup>23</sup> Mit dem später folgenden Aus- und Umbau wurde dann der Nordflügel Edzards zu dem innen vor dem Wall gelegenen Südflügel, während die ältere Bebauung mit dem übrigen Teil seiner Oberburg fast vollständig dem neuen mächtigen Wall weichen musste.

Sein Sohn, Graf Enno II., hat nach Edzards Tod noch ein Übriges getan. Er ließ durch Eggerik Beninga, der damals Drost auf Leerort war, 1528 „yn den graven nae den kroech vor den wall her ynt westen nae der Emse ene mure her theen myt scheet locheren, und up de herne eyn cleen torneken, dar men den graven mede bestriken kunde, maken“; und des weiteren wurde im folgenden Jahr „de muire vordan vor den wall in den graven ... vor der Eemse na der mude

23 Andreas Hüser, Dieler Schanze und Festung Leerort. Studien zum frühneuzeitlichen Festungsbau in Ostfriesland (Arbeitstitel - Druck in Vorbereitung für 2017/18).

und de beiden torne und voert na des schrijvers toeren de walle an den anderen gebracht“, somit rundum geschlossen.<sup>24</sup> Die beiden Türme Nr. I und II waren also schon vorhanden, aber Namen hatte Beninga anscheinend für diese beiden nicht – allein für den dritten Turm, der noch auf dem Plan in dem „Trifolium aureum“ wie auf der Ansicht von 1632 (Abb. 4) zu sehen ist, bei Magott aber nicht mehr. Die beim Abriss des Turms Nr. II 1764 in dessen Untergeschoss vorgefundene Sandsteintafel mit der Jahreszahl 1531 muss also nicht auf dessen Erbauung, sondern wird auf dessen bauliche Erhaltung oder Veränderung zwecks einer neuen, zusätzlichen Nutzung im Zuge der Baumaßnahmen, die Graf Enno II. hat ausführen lassen, zu beziehen sein.<sup>25</sup> Magotts Turm Nr. I, auf dem 1629 noch ein Geschütz stand, ist danach ja auch verändert und umgenutzt worden, wie der dem von Turm Nr. II gleichende, aber hölzerne Aufbau zeigt.

Seit wann einer der beiden Türme als der „Hamburger“ galt, ist nicht näher bekannt. Es ist nicht auszuschließen, dass die Zuschreibung eines der beiden „torne“ als den der Hamburger erst viel später erfolgt ist und ins Reich der Legende gehört. Dass die Hamburger dereinst in Leerort gesessen und die Burg gebaut haben, gehörte hier zum allgemeinen, nicht weiter hinterfragten Bestand des historischen Wissens. Aber es muss ja nicht alles, was später als der älteste Teil der Anlage angesehen wurde, von den Hamburgern errichtet worden sein. Es ist daher nicht nur die Frage zu stellen und eine Antwort darauf zu geben, ob der vermeintliche Turmbau der Hamburger während der ersten oder der zweiten Besatzungszeit erfolgt sei, sondern darüber hinaus noch weiter zu fragen, ob denn der besagte „Hamburger Turm“ überhaupt ein Hamburger gewesen sei, diese Herrschaften womöglich gar nicht die tatsächlichen Bauherren gewesen sind, sondern lediglich als diejenigen galten. Ein anderer, vergleichbarer Fall in der Überlieferung gibt da nämlich zu denken.

Beninga berichtet wenige Jahre vor seinem Tode, dass in Marienhafte die beiden steinernen Torbauten, die es hier gab, im Jahre 1557 abgebrochen wurden. In diesem Zusammenhang hat er niedergeschrieben, dass diese Tore „Stortebeker und Goedeke Michell to ewiger gedechtnisse aldaer hadden laten bouwen“.<sup>26</sup> Von der Glaubwürdigkeit, ja Richtigkeit dieser Überlieferung waren er wie seine Zeitgenossen nach über 150 Jahren überzeugt. Aber als damalige kurzzeitige Einlieger sind diese beiden Vitalienbrüder hier mit Sicherheit nicht die Bauherren gewesen; dafür kamen *de iure* wie *de facto* nur die hiesigen Landesherren tom Brok in Frage, die den Bewohnern des Ortes, und damit auch den Vitalienbrüdern, den zusätzlich benötigten Schutz mit Mauern, Wall und Toren in Marienhafte verschafft haben.

Eine ähnliche Verwandlung des eigentlichen Geschehens durch die nachfolgende Überlieferung ist auch im Falle Leerorts durchaus vorstellbar.

Aber wenn hier keine Legendenbildung vorläge, die Hamburger doch einen dominanten Turm gebaut hätten, zu welchem Zeitpunkt könnte dieses dann geschehen sein? Folgender Ablauf der Geschichte wäre vorstellbar:

Edzard und Ulrich Cirksena hätten, wie oben erwogen, 1431/32 das von ihnen zu Leerort errichtete Blockhaus 1435 den Hamburgern eingeräumt, die vielleicht

24 Beninga, S. 600-601.

25 Reimers, S. 160.

26 Beninga, S. 773.



Abb. 5: Ansicht der Burg Stickhausen von Westen 1632 (aus: Skizzen- und Reisetagebuch eines Arztes (Georg Faber) im Dreißigjährigen Krieg (1632), Darmstadt 1952, Tafel 17)

daraufrin den das Misstrauen der Cirksena erregenden Plan fassten, die Anlage stärker auszubauen, aber von diesem Vorhaben abließen, als nach dem Tode von Focko Ukena 1436 keine nachhaltige Gefahr mehr von dessen führerlos gewordenen Landesgemeinden im Süden Ostfrieslands zu gewärtigen war, sondern die Kirchspiele, 1437 auch Leer, die hamburgische Herrschaft ausdrücklich anerkannten. Ein verstärkter Burgenbau durch die Hamburger war jetzt nicht mehr nötig. Von den Leeranern wurde auch kein Burgwerk erwartet. Die Burg Detern wurde sogar zerstört. Daher hatten die Hamburger den Cirksena 1439 auch nur eine Burg zu übertragen, die zu Emden, die sie ausgebaut hatten. Für einen Turmbau der Hamburger zu Leerort käme deren erste Besatzungszeit von 1433 bis 1439 also auf keinen Fall in Frage.

Bleibt die zweite hamburgische Besatzungszeit von 1447 bis 1453. Bau der Burg ja, aber eines Turms auch? Bei Beninga führt nur einer der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch drei Türme des Walls der Oberburg einen Namen: der nordöstliche „schrivestorn“. In Anbetracht dessen könnte erst einer der ersten ostfriesischen Grafen für den Bau der Türme verantwortlich gewesen sein. In Frage käme hier Graf Edzard I. Er hat 1501 „an de overborch up den Oort de erste steen anleggen laten und in das veerkante mit twe tornen laten begripen“.<sup>27</sup> Die beiden „Pulvertürme“ des Magott'schen Plans dürften meines Erachtens mit den *twe tornen* identisch gewesen sein, die Graf Edzard I. 1501 hat errichten lassen, so dass überhaupt keiner von beiden ein schon von den

27 Ebenda, S. 439.

Hamburgern erbauter Turm gewesen sein kann, auch nicht während der zweiten Besatzungszeit um 1450. Dass einer davon ein Treppenturm gewesen sein könnte, ist wenig wahrscheinlich, da Beninga einen solchen nicht als einen rechten Schlossturm ansprach, sondern nur als „windelsteen“, einen mit dem Haus verbundenen Treppenturm, bezeichnete.<sup>28</sup> Die beiden Türme waren – analog zu dem einen von 1498 in Stickhausen (Abb. 5) – sicherlich Batterietürme: einer an der Nordostecke des Edzardschen Nordflügels und Vierecks und einer an der Südwestecke des Vierecks der damaligen Oberburg. In dem ersten sehe ich den „Pulverturm“ Nr. II sowie den in der Mitte der Ansicht von 1632 erkennbaren dickeren Turm (Abb. 4), in dem zweiten den „Pulverturm“ Nr. I, auf dem 1629 noch ein kleines Geschütz gestanden hat, der also erst danach mit dem 1744 erkennbaren, anscheinend hölzernen Aufbau versehen worden ist.

Da die von der Archäologie aufgedeckten Spuren eines Turmes aus der Zeit vor 1501 nicht auf ein so dominantes Bauwerk schließen lassen, dass es schon die Zeitgenossen zu einer Namengebung hätte veranlassen können, dürften mithin wie im Falle der Tore von Marienhafe erst die Nachgeborenen einen der beiden Batterie-, später Pulvertürme, zumal diese zum ältesten sichtbaren Bestand der Oberburg zählten, als „Hamburger Turm“ angesehen haben. So entstand auch hier eine Legende. Es könnte aber immer noch sein, dass an anderer Stelle unter dem südlichen Wall, dem die Bauten der Hamburger aus den Jahren um 1450 hatten weichen müssen, noch Reste eines Batterieturmes von ihnen schlummernten und ein Hauch von Erinnerung an ihn in die Neuzeit hinüber geweht sei und sich an dem jüngeren Schloss- und späteren Pulverturm Nr. II niedergeschlagen habe. Die Legende mit einem Körnchen Wahrheit? Darauf kann letztlich nur die Archäologie eine Antwort geben.

### Zusammenfassung

Die nach Beninga und Emmius in der älteren Literatur bis in die jüngste Vergangenheit wiederholte Überlieferung, dass die Burg Leerort von den Hamburgern während ihrer ersten Besatzungszeit (1433-39) erbaut worden sei, ist nicht zutreffend. Eine nähere Analyse der späteren Chronistik sowie zeitgenössischer Nachrichten und Urkunden ergibt, dass im Falle von Leerort zwei Befestigungsphasen zu unterscheiden sind: Während der ersten entstand hier lediglich eine Landwehr und wahrscheinlich von den Brüdern Edzard und Ulrich Cirksena als Anführer der gegen die Ukena vereinten ostfriesischen Landesgemeinden nach der 1431 erfolgten Zerstörung der Burg des Focko Ukena in Leer errichtet. Als die Hamburger von Emden aus von 1435 bis 1439 den Süden Ostfrieslands beherrschten, dürften die Cirksena ihnen den befestigten Leerort eingeräumt haben. Als die Hamburger 1439 aus Ostfriesland abzogen, übergaben sie den Cirksena ihre Herrschaft mit der Burg Emden zur Verwahrung. Als es nach ihrer Rückkehr 1447 bald zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen ihnen und Ulrich Cirksena kam, erfolgte um 1450 eine zweite Befestigung von Leerort, indem die Hamburger hier jetzt eine regelrechte Burg erbauten. Diese wurde dann, als sie 1453 abermals abzogen, Ulrich Cirksena mit der Burg Emden ebenfalls ausdrücklich zur Verwahrung übertragen. Da der Baugrund offenbar zum Ukenaschen Erbe seiner Frau

28 Ebenda, S. 605.

gehörte, konnte er ihn als deren Eigenerbe betrachten, so dass er allein hinsichtlich der Gebäude in der Schuld der Hamburger stand. Der für Leerort später überlieferte „Hamburger Turm“ ist unter den in der Festung Leerort erhalten gebliebenen Türmen nicht nachzuweisen. Wenn es sich hierbei nicht um eine Legende handelt, sondern er eine Tatsache gewesen ist, dann war er jedenfalls in der frühen Neuzeit bereits verschwunden.

### Literatur

- Ergerik Beninga, Cronica der Fresen, bearbeitet von Louis Hahn, hrsg. von Heinz Ramm, 2 Teile, Aurich 1961, 1964.
- Walter Deeters, Zur Erhebung des Häuptlings Ulrich Cirksena in Ostfriesland zum Reichsgrafen 1464, in: Dieter Brosius, Christine van den Heuvel, Ernst Hinrichs, Hajo van Lengen (Hrsg.), Geschichte in der Region. Zum 65. Geburtstag von Heinrich Schmidt (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Sonderband), Hannover 1993, S. 127-136.
- Ubbo Emmius, Rerum Frisicarum historia, Leiden 1616.
- Karl Koopmann, Kämmererechnungen der Stadt Hamburg 1401-1470, Hamburg 1873.
- Hajo van Lengen, Die Entstehung der Burg Stickhausen, in: Ostfriesland. Zeitschrift für Kultur, Wirtschaft und Verkehr, 1968, Heft 3, S. 74-83.
- Hajo van Lengen, Vom Freiheitsbund der Landesgemeinden zur Reichsgrafschaft in Ostfriesland, in: 550 Jahre Grafschaft Ostfriesland und die Herausbildung der ostfriesischen Landstände, Aurich 2015, S. 54-79.
- Hajo van Lengen, Geschichte des Emsigerlandes vom frühen 13. bis zum späten 15. Jahrhundert, Teil 1, Aurich 1973.
- Günther Möhlmann (Hrsg.), Ostfriesland – Weites Land an der Nordseeküste, Essen 1961.
- Ostfriesisches Urkundenbuch, 2 Bde., hrsg. von Ernst Friedlaender, Emden 1878, 1881; Bd. 3, hrsg. von Günther Möhlmann, Aurich 1975.
- Heinrich Reimers, Leerort, in: Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Stadt Leer, Leer 1923.
- Heinrich Schmidt, Politische Geschichte Ostfrieslands, Leer 1975.
- Wolfgang Schwarz, Burgstelle Brockzetel, in: Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, Jg. 35, 1999, S. 203-204.
- Tileman Dothias Wiarde, Ostfriesische Geschichte, Bd. 1, Aurich 1797.



# Wann wurde die Rysumer Orgel gebaut?<sup>1</sup>

Von Hajo van Lengen

## 1. Quellenlage

Im Zusammenhang mit dem Bau der Rysumer Orgel werden zwei unterschiedliche Daten genannt: 1457 und 1513.

Das letztere Jahr 1513 steht in einer lateinischen Inschrift an der Organistenkanzel des Orgelbodens und lautet nach Auflösung der Abkürzungen und römischen Zahlzeichen: „Hec structura incepta est tempore Victoris Vriese equitis aurati et domini edonis de westerwolda curati Anno millesimo quingentesimo tertio decimo“, übersetzt: „Dieses Werk wurde begonnen zur Zeit des Viktor Frese, Ritters im Golde, und des (geistlichen) Herrn Edo von Westerwolde, des (hiesigen) Pfarrers, im Jahre 1513“. Diese Inschrift ist allerdings auf einen Aus- und Umbau dieser Orgel und dessen Boden zu beziehen.



Abb. 1: Inschrift an der Rysumer Orgel (Foto: Winfried Dahlke)

Viktor Frese war ein Adliger aus der Grafschaft Hoya, der spätestens seit 1488 als Ratgeber in den Dienst des ostfriesischen Grafenhauses unter der Gräfin Theda getreten war und als ein Vertrauter zunächst des Grafen Enno I. und nach dessen frühen Tode des Grafen Edzard I. galt. Zuletzt diente er bis zu seinem Tode als Drost des Amtes Lengen. Er hat beide Grafen auf deren Pilgerreise zum Heiligen Grab 1489 und 1491 nach Jerusalem begleitet. Dort ließen sich die beiden jungen Grafen zu Rittern schlagen. In Ostfriesland hat Viktor Frese privat doppelt Fuß gefasst: zuerst in Loquard, Rysum und Campen, indem er die Erbin dieser Häuptlingsherrlichkeit ehelichte, und nach deren Tod in Uttum, indem er in zweiter Ehe auch hier die Erbin heiratete. Seine Nachkommen sind auf diesem Wege in der

1 Dieser Beitrag ist der redaktionell angepasste Vortrag, den ich am 10. November 2012 auf dem „Geschichtlichen Studientag“ gehalten habe, der damals aus Anlass des „Internationalen Jubiläums 555 Jahre gotische Orgel Rysum“ im Forum der Ostfriesischen Landschaft in Aurich stattfand.

Folge Erben in Hinte geworden, wo die Familie heute noch blüht und gedeiht. Viktor Frese starb 1527 und wurde in Loquard begraben.<sup>2</sup>

Die Bauinschrift nennt ihn *eques auratus*, einen mit Gold geschmückten Ritter, und zwar des Heiligen Römischen Reiches, wie es vollständig hieß. Diese Ritter waren dadurch herausgehoben, dass sie eine goldene Rüstung oder goldene Sporen oder eine goldene Halskette tragen durften. Diese persönliche, nicht erbliche Ehrung wurde vornehmlich Angehörigen des niederen Adels oder des höheren Bürgertums für außergewöhnliche Verdienste und Leistungen in Ämtern vom Kaiser oder in dessen Auftrag vollzogen, in unserem Fall wohl seitens eines Beauftragten des Kaisers Maximilian.

Der den beiden Grafen in Jerusalem zuteil gewordene Ritterschlag war ein anderer. Sie wurden dort zu Rittern vom Heiligen Grab zu Jerusalem geschlagen, und zwar durch den „Guardian“ der Franziskaner, den Vorsteher ihres Konventes, der am Grab Wache hielt. Dieser Ritterorden hat sich erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts herausgebildet, hatte also nichts mit den Kreuzzügen zu tun. Es haben sich zwar in verschiedenen Ländern auch Ordensgemeinschaften gebildet, aber eine gemeinsame Ordensregel gab es nicht.

Somit bleibt festzuhalten: Ein Ritter vom Goldenen Vlies, wie gelegentlich verlautet, war Viktor Frese nicht; eine solche Ehrung war dem europäischen Hochadel vorbehalten. Ebenso wenig war er ein Ritter vom Heiligen Grab zu Jerusalem.

Das Jahr 1457 dagegen ist der „Cronica der Fresen“ des Häuptlings Eggerik Beninga von Grimersum entnommen, der von 1492 bis 1562 lebte und bis zu seinem Tode immer wieder an seiner Chronik geschrieben hat. Zu der Form von Beningas Chronik ist zu sagen, dass sie in zwei Originalhandschriften, einer Auricher und einer Emdener Handschrift, vorliegt. Die im Emdener Stadtarchiv ist die ältere und kürzere Fassung, die im Standort Aurich des Niedersächsischen Landesarchivs ist sozusagen die Ausgabe letzter Hand, wenn auch noch nicht die für den Druck erstellte endgültige Fassung. Beninga ist mit seiner Chronik nicht mehr ganz fertig geworden. Nicht nur in der Länge, auch im Inhalt gibt es einige Unterschiede zwischen den beiden Handschriften. So reicht die Auricher Handschrift zeitlich weiter. Aber auch die Emdener Handschrift enthält Nachrichten, die wiederum in der Auricher Handschrift fehlen und nicht selten die einzigen sind, die so auf uns gekommen sind. Hierzu gehört auch die Notiz, die die Rysumer Orgel betrifft.

Was überliefert uns also die Emdener Handschrift über die Rysumer Orgel? Die betreffende Textstelle (von mir fett hervorgehoben) befindet sich mit anderen Nachrichten vereint unter der Jahresangabe 1457 und stellt sich in diesem Kontext wie folgt dar:<sup>3</sup>

2 Walter D e e t e r s , Frese, von (Familie), in: Martin T i e l k e (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 2, Aurich 1997, S. 127-128.; D e r s . , Enno I. (Graf von Ostfriesland), in: Martin T i e l k e (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 2, Aurich 1997, S. 93-94, hier: S. 93; Heinrich S c h m i d t , Edzard I. (Graf von Ostfriesland), in: Martin T i e l k e (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 3, Aurich 2001, S. 123-128, hier: S. 124.

3 Eggerik B e n i n g a , Cronica der Fresen, bearbeitet von Louis Hahn, hrsg. von Heinz R a m m , Teil 2, Aurich 1964, S. 882.

1458

*Van vorstarvent olden Imels to Oesterhusen und Grymersum*

Anno 1458 is olde Imel, to Oesterhusen und Grymersum hoeftlinck, gesturven kort na Pauli bekinge to Hinte, dar he syn testament hefft gesett und maken laten, dat dar van den pastoer und den prebendaten vorsegelt is, de umtrent 20 jare mit sinen söne Ailt und Frederick to Larrelte, syn broder söne, sampt sine ander frunden und vorwanten ut dem lande vordreven weren gewest und sine herligheden, erve und gueder mit gewalt genamen, de sine erven noch voruntholden werden, ytliche scryven, he hebbe noch eyn jaer dar nae geleivet, als he syn testament gemaket hadde.

1457

*Wat tide junffer Hebe gebaren und an enen graven van Schouwenborch beraden wurt*

In dem sulvigen jare up Sunte Elisabeth avent wurt junffer Hebe, juncker Ulricks und frouwe Teden dochter, gebaren, de dar na an grave Eerick van Schouwenborch wurt gehilket, de darna weder in Freeslant quam und in der Gredt starff und to Norden eer licham gevoert und aldar tor erden bestadet wurt.

**In dusser tyt hebben de pastoer und karckszwaren to Rysum dorch eine schriff van olde Imell, to Oesterhusen und Grymersum hoeftlingk, begeret, datt he ohne wulde voergunnen, datt se ere vette beeste aver de Eemse na Gröninghen muchten laten schepen, darmede se ere schulde muchten betalen to Gröninghen, wegen des örgels, datt se daer hadden maken laten.**

*Imelen testament*

Am dage Pauli im sulvigen jare hefft olde Imell syn testament gemaket und van twen pastoren laten voersegele, darin he dat erste anno 1433 gemakz des donnerdages voer Palm voerandert hefft.

Die Textstelle bezüglich der Rysumer Orgel lautet ins Hochdeutsche übersetzt: „In dieser Zeit haben der Pfarrer und die Kirchgeschworenen zu Rysum mit einem Anschreiben Olde Imel, Häuptling zu Osterhusen und Grimersum, darum ersucht, dass er ihnen gestatte, ihre fetten Rinder über die Ems nach Groningen schiffen zu lassen, damit sie ihre Schulden in Groningen bezahlen könnten, wegen der Orgel, die sie dort hatten bauen lassen“.

Bei dem hier wiedergegebenen Schreiben handelte es sich also nicht etwa um ein Mahnschreiben eines Groninger Orgelbauers, wie gelegentlich in der Sekundärliteratur<sup>4</sup> zu lesen ist, sondern um eine Bittschrift, ein Gesuch, des Rysumer Kirchenvorstandes an einen ostfriesischen Häuptling.

Fast man nun den unter das Jahr 1457 gestellten Text insgesamt ins Auge, so wird hier zunächst die Geburt von Heba Cirksena, Tochter des Häuptlings und späteren Reichsgrafen Ulrich Cirksena und seiner zweiten Ehefrau Theda Ukena, „in dem sulvigen jare“, mitgeteilt. Außerdem wird kurz über ihre Verheiratung nach Schaumburg, die spätere Rückkehr nach Ostfriesland sowie über ihren Tod

4 Zuletzt Gottfried K i e s o w, Architekturführer Ostfrieslands, Bonn 2010, S. 69.

in Greetsiel und ihre Bestattung in Norden berichtet. Daran hat sodann in einem eigenen Absatz ein anderer Schreiber den die Rysumer Orgel betreffenden Text angefügt. Danach folgt wieder in einem besonderen Absatz die weitere Nachricht, dass „im sulvigen jare olde Imell syn testament gemaket“ und damit sein erstes Testament von 1433 geändert habe. In einem anderen, eigenen und hier vorangestellten Abschnitt hat Beninga schon einmal von diesem Testament berichtet, und zwar in Verbindung mit Olde Imels ein Jahr danach erfolgten Tod 1458.

Genaueres Lesen zeigt nun, dass zwischen zwei Nachrichten, die sich ausdrücklich – „im sulvigen jare“ – auf das Jahr 1457 beziehen, im Falle der Nachricht über die Rysumer Orgel ausdrücklich nicht von diesem selben Jahr 1457 die Rede ist, sondern es heißt unscharf: „in dusser tyt“! Die Jahreszahl war offensichtlich nicht aus dem Schreiben zu ersehen gewesen! Wie ist das zu erklären?

Beninga hat für seine Chronik nicht nur andere, ältere Annalen und Chroniken als Quellen benutzt, soweit sie ihm bekannt geworden und zugänglich waren, sondern auch verschiedentlich mündliche Überlieferungen und Erzählungen, die er gehört oder die man ihm zugetragen hatte, sowie zu einem geringen Teil ebenfalls schriftliche Zeugnisse in Gestalt von originalen Briefen und Urkunden, wie er sie u.a. in seinem Haus- und Familienarchiv vorgefunden hatte. Dabei handelt es sich um die sogenannte Grimersumer Kiste, deren Überrest zuletzt an die „Emder Kunst“ gekommen ist und von Ernst Friedlaender im Ostfriesischen Urkundenbuch abgedruckt wurde.<sup>5</sup>

Zu dem Bestand dieses Archivs zählte nicht nur das Testament Olde Imels, sondern auch das Schreiben der Vertreter der Rysumer Kirchengemeinde an Olde Imel, den Urgroßvater des Chronisten Eggerik Beninga. Während dessen Testament erhalten geblieben ist und daher von Friedländer im Ostfriesischen Urkundenbuch abgedruckt werden konnte<sup>6</sup>, ist das Schreiben der Rysumer, das Beninga offensichtlich ebenfalls noch in der Hand gehabt hatte, inzwischen verloren gegangen. Dieses Schreiben war entweder undatiert oder Beninga hatte das Datum nicht lesen können. Da es aber bei dem datierten Testament gelegen hat, schloss er daraus, dass es wohl aus „dusser tyt“ stammen musste.

Mit dem Lesen der Datumsangaben in mittelalterlichen Urkunden hatte Beninga bzw. der eine oder andere seiner Schreiber überhaupt so seine Schwierigkeiten, wie ebenfalls in anderen Fällen festzustellen ist.<sup>7</sup> Das gilt auch für die Datierung des hier erwähnten Testaments von Olde Imel, sowohl was den Tag als auch das Jahr angeht. Beninga las nämlich 25. Januar 1457 bzw. 1458, weil er die lateinische Tagesangabe „uppe sunte Paules dach commemoracionis“ (Gedächtnis), das ist der 30. Juni, mit „Pauli bekerunge“ verwechselte, das ist der 25. Januar, und die letzte Ziffer der Jahreszahl, die mittelniederdeutsch ausgesprochen „viiff“ lautet, als die römische Zahl „VII“ ansah. Das heißt: Das Testament stammte nicht aus dem Jahre 1457, wie Beninga meinte, sondern aus dem Jahre 1455, und zwar vom 30. Juni dieses Jahres. Da Olde Imel danach noch ein Jahr gelebt haben soll, war er 1457 bereits tot und konnte in diesem Jahr folglich auch nicht mehr angeschrieben werden.

5 Werner Delbancó, Die Quellen der „Cronica der Fresen“ des Eggerik Beninga, Aurich 1975, S. 111-115.

6 Ostfriesisches Urkundenbuch (im Folgenden: OUB), Bd. 1, hrsg. von Ernst Friedlaender, Emden 1878, Nr. 689.

7 Beispiel: Ebenda, Nr. 1693; vgl. Delbancó, S. 129.



Abb. 2: Die Rysumer Kirche (Foto: Winfried Dahlke)

Das alles bedeutet nun zunächst einmal: Das Schreiben der Rysumer stammt aus zwei Gründen und damit auf jeden Fall nicht aus dem Jahre 1457, sondern war älter! Und damit ist auf jeden Fall die Rysumer Orgel nicht 1457, sondern schon vorher gebaut worden.

Damit komme ich zu der spannenden Frage: Wann ist dann das Schreiben der Rysumer an Olde Imel gerichtet worden? Und damit: Wann ist die Rysumer Orgel wirklich in Groningen gebaut worden? Ausgangspunkt für meine Überlegungen und daraus zu ziehende Schlussfolgerungen ist der Adressat: Olde Imel. Was hat dieser Häuptling damit zu tun? Diese Frage hat bisher niemand gestellt. Dieser Teil der Nachricht ist geflissentlich übersehen oder verdrängt worden. Um die Antwort auf diese Frage zu finden, sind daher im Folgenden die Geschehnisse, in die Olde Imel (wie auch der Häuptling von Loquard, Rysum und Campen) während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts verwickelt war, zusammenfassend zu schildern.

### *2. Olde Imel Allena-Beninga, Brunger II. von Loquard und die übrigen Häuptlinge im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts<sup>8</sup>*

Olde Imel war der Sohn des berühmt-berüchtigten, 1406 ermordeten Häuptlings Folkmar Allena von Osterhusen und dessen Frau Adda tom Brok von Hinte, der Nichte der „quaden“ Foelke und Ehefrau Ockos I. tom Brok. Er hieß „Olde“

<sup>8</sup> Ausführlich: Hajo van Lengen, Geschichte des Emsigerlandes vom frühen 13. bis zum späten 15. Jahrhundert, 2 Teile, Aurich 1973, 1976, Teil 1, S. 73-128, 134-139, 180-186, 223-236; Teil 2, Stammtafeln I, VIII, XV, Karten 5, 6, 14, Abb. 56-59.

Imel zur Unterscheidung von „Junge“ Imel Abdena von Emden, seinem gleichnamigen jüngeren Verwandten. Olde Imel Allena heiratete Heba Beninga, die Erbin der Beninga von Grimersum, Wirdum und Jennelt, und nahm mit der Einheirat den Familiennamen „Beninga“, dieses sehr alten, hoch angesehenen ostfriesischen Adelsgeschlechts, an.

Wegen des besonderen Erbanspruchs auf Hinte und des allgemeinen Machtanspruchs der tom Brok wurde Folkmar Allena zum Todfeind des sich als „Ritter und Herr“ aufspielenden Ocko I. tom Brok, was schon 1389 zur Ermordung Ockos führte und die Witwe statt Quade Foelke für die Dauer der Unmündigkeit ihres Sohnes Keno II. tom Brok zur Regentin machte. In der Folge blieb den Allena-Beninga aber nichts Anderes übrig, als sich der wachsenden Landesherrschaft der tom Brok zu fügen und still zu halten. Morgenluft witterten sie erst wieder in den 20er Jahren des 15. Jahrhunderts, als die Ostfriesen der tom-Brok-schen Herrschaft überdrüssig wurden und die gute alte Friesische Freiheit wieder aufleben lassen wollten. Der Häuptling Focko Ukena, bis dahin ein ergebener Dienstmann der tom Brok, der von Leer aus den Süden Ostfrieslands für sie kontrollierte, machte sich mit einer Reihe anderer, unterdrückter und vertriebener Häuptlinge, an der Spitze die Allena-Beninga von Osterhusen und Grimersum und die Abdena von Emden sowie der anwachsenden Zahl unzufriedener Bauern, diese Aufbruch-Stimmung zunutze. Er zettelte mit ihnen einen allgemeinen Aufstand an, brachte 1427 das Herrschaftsgebäude der tom Brok mit einem militärischen Sieg auf den „Wilden Äckern“ zwischen Fehnhusen und Upgant im Herzen des Brokmerlandes zum Einsturz und besiegelte damit deren Ende.

Olde Imel hatte dazu 1426 die im Zuge jener auferstandenen Freiheitsbewegung neu formierten „gemenen meenten“ der Bauerschaften von Wirdum, Grimersum und Jennelt anerkannt und mit ihnen einen förmlichen Herrschaftsvertrag geschlossen. Damit hatte er sie als formierte Körperschaften anerkannt, während die Bauerschaften ihn als ihren erblichen Gerichts- und Schutzherrn bestätigten. Beide Parteien hatten sich mit diesem partnerschaftlichen Verhältnis ihres Wohlwollens und Wohlverhaltens versichert. Das Gleiche ist für Osterhusen und Hinte anzunehmen, wenngleich es bald danach hier zu einem Dissens kam. Als Gegner der tom Brok suchte sich Olde Imel – zumal dort, wo er gerade die Nachfolge der Beninga angetreten hatte – als ein vertrauenswürdiger Häuptling zu geben, der Recht und Freiheit der Bauern zu respektieren versprach.

Anders war es damals noch um die Häuptlinge von Loquard bestellt, die ihre Herrschaft auch über Campen wie Rysum ausgebildet hatten. Der damalige Häuptling war hier Brunger II. Er hatte nichts mit der Freiheitsbewegung im Sinn, sondern zählte zu deren Gegnern. Da seine Mutter eine tom Brok und er selbst der Vetter des 1427 gestürzten Ocko II., des letzten tom Brok, war, galt er nicht nur als Parteigänger der tom Brok, sondern gehörte mit seinem älteren Bruder zu dessen engsten und treuesten Verbündeten. Aber als die neue Freiheitsbewegung ihren Siegeszug anzutreten begann, besaß er als tom Brok-Angehöriger und -Anhänger denkbar schlechte Karten. Es ist nicht überliefert, ob und wie weit ihn der Sturz der tom Brok mit in die Tiefe gerissen hat. Auf jeden Fall aber wird seine Position erheblich geschwächt und die der Bauern seiner Kirchspiele deutlich gestärkt worden sein, so dass diese hier wie andernorts wieder eigene politische Gemeinwesen bilden konnten. Dennoch dürfte man auch hier letztlich zu einem Kompromiss zwischen althergebrachten Freiheitsrechten der Bauern und ererbten

Herrschaftsrechten der Häuptlinge gefunden haben. Darüber hinaus waren die Loquarder Häuptlinge unter Ihresgleichen sicherlich weitgehend isoliert und daher genötigt, sich entsprechend zurückzuhalten. Jedenfalls war es in jenen Jahren auffällig still um die Häuptlinge der Gemeinden Loquard, Rysum und Campen.

Was aber war in der Folge des Sturzes der tom Brok um sie herum in Ostfriesland geschehen? Die Ukena, Allena-Beninga, Abdena und andere Parteigänger wollten schon bald nach ihrem Sieg mehr ihre eigene zurück gewonnene Freiheit nutzen als die der Bauern übermäßig fördern. Deren Freiheitserwartung wurde rasch durch die Herrschaftsabsicherung der Häuptlinge enttäuscht. Doch die Geister der Friesischen Freiheit, die sie gerufen hatten, wurden sie nun nicht mehr los. Die Freiheitsbewegung verselbständigte sich und führte 1430 zu einer Neuauflage eines Bundes der „Sieben Seelande“ in Ostfriesland, von autonomen Landesgemeinden, mit dem dann eine andere Häuptlingsfraktion unter den Siegern gemeinsame Sache machte. Anführer dieses Freiheitsbundes wurden die Cirksena von Greetziel: Enno mit seinen beiden Söhnen Edzard und Ulrich. So begann mit Beginn der 30er Jahre des 15. Jahrhunderts ein zweiter Krieg zwischen Freiheit und Herrschaft, jetzt zwischen den Cirksena mit ihren Freunden und Verwandten sowie den Eingesessenen der Gemeinden einerseits und den Ukena mit ihren Freunden und Verwandten sowie den Untersassen ihrer Herrlichkeiten andererseits. Und zu den Parteigängern der Ukena und Gegenspielern der Cirksena zählte auch Olde Imel Allena-Beninga mit seinen Angehörigen und Anhängern.

Im Herrschaftsbereich der Loquarder Häuptlinge begann es unter einem Teil der Bauern ebenfalls zu rumoren, nachdem der Freiheitsbund mit seinem Sieg über Focko Ukena 1430 vor Leer einen durchschlagenden Erfolg erzielt hatte. Die Campener machten sich selbständig und erkoren 1431 Olde Imel zu ihrem neuen Häuptling. Der darüber geschlossene Vertrag<sup>9</sup> glich dem, den die Gemeinden von Grimersum, Wirdum und Jennelt bereits 1426 mit Olde Imel abgeschlossen hatten. Die Loquarder und Rysumer folgten diesem Beispiel allerdings nicht. Der Abfall der Campener ist in verschiedener Hinsicht sehr aufschlussreich: Die Campener stellten mit der vertraglichen Übereinkunft ein Herrschaftsrecht der Häuptlinge nicht grundsätzlich in Frage; sie brauchten offenbar auch nicht unbedingt eine uneingeschränkte Freiheit, sondern sahen ein bestimmtes Maß an Herrschaft durchaus als sinnvoll und notwendig und damit als berechtigt und gerecht an, so dass sie dem aus freien Stücken zustimmen konnten. Andererseits brauchten sie in ihrer Situation einen Schutzherrn, und dafür war Olde Imel als alter tom-Broscher Gegner der richtige Mann. Dagegen haben die Loquarder und Rysumer die ererbte und inzwischen wohl auch abgeschwächte Herrschaft ihres Häuptlings nach wie vor stillschweigend akzeptiert und geduldet; jedenfalls sahen sie keinen Grund zu einem derartigen Wechsel, wie ihn die Campener vollzogen. So blieb Brunger II. ab 1431 weiterhin, wenn wohl auch begrenzt, Häuptling zu Rysum wie Loquard. Die Cirksena kamen aus Gründen, die wir nicht kennen, bei allen drei Kirchspielsgemeinden als Alternative nicht in Frage.

Lange konnte sich Olde Imel dieses Zugewinns seiner Herrschaft aber nicht freuen. 1433 kamen die Hamburger den Cirksena gegen die Ukena und ihre Parteigänger zu Hilfe. Emden kapitulierte zuerst, die Sibetsburg zuletzt, und die Cirksena und Hamburger fügten Udo zu Norden und Sibet von Rüstingen, Sohn und

9 OUB, Nr. 395.

Schwiegersohn von Focko Ukena, eine vernichtende Niederlage bei, die beide Häuptlinge mit ihrem Leben bezahlten. Junge Imel Abdena zu Emden begab sich notgedrungen in Geiselhaft nach Hamburg. Als sich die Hamburger daraufhin anschickten, sich in Emden dauerhaft einzunisten, regte sich im Emdener Umland Widerstand, der Anfang 1434 zu einem Aufstand und einem Anschlag gegen sie in Emden führte – allerdings ohne Erfolg: Die Hamburger schlugen die Verschwörer in die Flucht. In dieser Opposition gegen eine drohende Fremdherrschaft der Hamburger hatten sich die Freiheitskämpfer unter den Bauern und die Herrschaftshalter und Gegenspieler der Cirksena unter den Häuptlingen zusammengefunden: Der gemeinsame Feind ihrer beider Autonomie und Souveränität vereinte ihre unterschiedlichen Interessen. Zu diesen Häuptlingen zählte auch Olde Imel mit seinen Angehörigen, nicht dagegen der Loquarder Häuptling. Dieser verhielt sich anscheinend neutral, handelte es sich bei den beiden im Aufstand vereinten Parteien doch um alte Feinde der tom Brok und damit auch um seine Gegner. Olde Imel konnte entfliehen. Er verschanzte sich jedoch nicht hinter den Mauern seiner Burgen, sondern suchte Zuflucht bei Focko Ukena im Groningerland. Spätestens jetzt, im Frühjahr 1434, hatte Campen nicht mehr Olde Imel als Häuptling. Es fiel laut Beninga als Kriegsbeute an die Brüder Edzard und Ulrich Cirksena, die es, um Rechtsfrieden bemüht, dem Häuptling Brunger II. von Loquard zum Ausgleich für das ihm nach Erbrecht eigentlich zufallende, aber von der Landesgemeinde nicht mehr zugebilligte, sondern den Cirksena eingeräumte Brokmerland übergaben.<sup>10</sup> Jedenfalls ließ der Bauer Heseko Reyndisna aus Campen seine Urkunde über einen Landverkauf an die Johanniter im Mai 1435 von dem Geistlichen Clawes, Pfarrer zu Campen, und dem Häuptling Brunger II. zu Loquard besiegeln.<sup>11</sup> Diese Rückgabe Campens bedeutete freilich nur ein kleines Zeichen guten Willens der neuen Machthaber, womit sich Brunger II. keineswegs zufrieden geben konnte. Aber in seinem kleinen Herrschaftsbereich war er immerhin ungefährdet, weil er damit ungefährlich blieb.

1435 eroberten die Hamburger die Burgen der entflohenen Häuptlinge und zerstörten sie fast alle. Im Groningerland schmiedeten derweil die Vertriebenen mit Focko Ukena Anschlag- und Rückkehrpläne. Am 1. August 1435 vertrugen sich die „richters unde ghemene meente“ des Mormor-, Overledinger- und Lengerlandes wieder mit Focko Ukena, aber bevor er weiter aktiv werden konnte, starb er. Wahrscheinlich noch im gleichen Jahr verstarb auch Ocko II., der letzte tom Brok im Mannesstamm, der im April 1435 sein Testament gemacht hatte.

Als mit seinem Tode die Dynastie der tom Brok in direkter Linie ausgestorben war, meldete Brunger II. von Loquard als der nächste Erbberechtigte seinen Anspruch an und setzte dazu ein deutliches Zeichen: Er nahm den Namen „tom Brok“ und deren Wappen an. Damit rückten nun die Loquarder Häuptlinge in eine andere, neue und stärkere Rechtsposition, wobei ihre bisherige Neutralität ihnen zugute kam. Mit der Rückgabe von Campen allein wollten sie sich auf Dauer sicherlich nicht abfinden lassen.

Schlechter war es um die Allena-Beninga im Exil bestellt, da sie sich nach dem Tode von Focko Ukena selbst und allein um auswärtige Hilfe bemühen mussten. Da weder von der Stadt Groningen noch vom Bischof von Münster große

10 Beninga, Teil I, S. 304; vgl. ebenda, Teil II, S. 868.

11 OUB, Nr. 444.

Unterstützung zu erwarten waren, wandten sie sich nach Den Haag an den Hof des Herzogs von Burgund, der damals zugleich Graf von Holland war. Da es Streit und Krieg zwischen Holland und Hamburg gab, erhielten sie, als dieser Krieg nach einem zwischenzeitlichen Stillstand 1438 erneut ausbrach, von jener Seite auch konkrete Hilfe. Diese versetzte die Allena-Beninga mit Olde Imel als ihrem Anführer in den Stand, im Herbst 1438 und Frühjahr 1439 von Borkum aus, wo er sich hatte festsetzen können, mit gezielten Kommandounternehmen zu versuchen, eine Rückgabe ihres Erbgutes und damit die Rückkehr in die Heimat zu erreichen. Da ein durchschlagender Erfolg ausblieb, starteten sie, nachdem die Hamburger Ostfriesland 1439 verlassen und ihre Landesherrschaft den Cirksena überlassen hatten, Anfang 1440 eine weitere Expedition. Ihre in die Krummhörn eingedrungene kleine Heerschar wurde aber von den Cirksena zurückgeschlagen. Dabei gerieten Olde Imel mit seinem Sohn und seinem Neffen sowie andere Vertriebene in Gefangenschaft, wurden aber auf Intervention des Rats des Herzogs von Burgund in Holland im Juni gegen das Gelöbnis freigelassen, sich zu gegebener Zeit wieder in der Haft einzufinden. Den Sommer über hielten sie sich in der Krummhörn auf.

Da Olde Imel und seine Mitstreiter hier auf friedlichem und rechtlichem Wege für sich nichts erreichen konnten, setzte er sich mit seinen engsten Anhängern entgegen ihrem Gelöbnis bei der nächsten Gelegenheit wieder nach Holland ab, um sich dort erneut für einen dritten Anschlag zu rüsten. Olde Imel wurde seitens des Herzogs im Juni 1441 gestattet, sich in des Herzogs Landen ein paar „baerdsen“, kleine lange, schnelle Lastschiffe, zu Kriegsschiffen umrüsten zu lassen, um damit Richtung Emden zu segeln. Aber ehe er die Fahrt anordnen konnte, kam es im August 1441 zu einem zehnjährigen Waffenstillstand zwischen Holland und der Hanse, so dass Olde Imel nun wieder auf sich allein gestellt war und auf eigene Faust von seiner Operationsbasis Borkum aus handeln musste. Er sah sich in Ostfriesland nach neuen Helfern um und knüpfte an Kontakte in der Krummhörn an, die im Vorjahr mit verbliebenen oppositionellen bzw. unzufriedenen Häuptlingen hergestellt worden waren. Zu diesen gehörten die Häuptlinge von Loquard, die jetzt aus- und nachdrücklich das tom-Brok-Erbe für sich gegenüber Edzard und Ulrich Cirksena einforderten, welche sich seit 1438 unbehelligt als Nachfolger der tom Brok im Brokmer- und Auricherland eingerichtet hatten.

Kaum war Edzard Cirksena, der sich schon 1430/31 zum Anführer der Brokmer hatte wählen lassen, im September 1441 mit seiner Frau der Pest erlegen, schlossen die Häuptlinge Brunger II. „tom Brok“ und sein Sohn Sibrand zu Loquard sowie sein Schwiegersohn Tido zu Upleward mit den vertriebenen Häuptlingen Olde Imel, dessen Sohn Aild sowie dessen Neffen Frederik und den übrigen Vertriebenen ein Bündnis zum Schutze eines jeden Herrlichkeit, Erbe und Güter. Die Herrlichkeit im Brokmer- und Auricherland gestanden die Allena-Beninga als fernere Verwandte der tom Brok den Loquardern als den nächsten Verwandten als Erbe zu. Keiner der Verbündeten sollte ohne Zustimmung der anderen mit den widerrechtlichen Inhabern ihrer Herrlichkeiten einen separaten Krieg führen oder Frieden schließen. Ihr gemeinsames Vorgehen, so betonten sie, sei nicht gegen die Friesische Freiheit gerichtet, sondern es ginge allein um ihr Erbe und Recht.

Am 19. November 1441 landeten die Vertriebenen zum dritten Mal von See her bei Larrelt und nahmen vereint mit Brunger II. und dessen Anhang zu Lande den Ort ein, konnten sich aber auch diesmal hier nicht dauerhaft festsetzen. Ulrich Cirksena gewann Larrelt schnell zurück, Frederik Allena und Redward Beninga

von Groothusen sowie Tido von Upleward gerieten dabei in Gefangenschaft, während Olde Imel und jetzt auch Brunger II. mit ihren Söhnen Aild und Ocko entkommen konnten; Brungers älterer Sohn Sibrand scheint gefallen zu sein. Der Rat des Herzogs von Burgund in Den Haag intervenierte erneut mit Erfolg: Zu Beginn des Jahres 1442 waren die Gefangenen gegen Lösegeld, Gelöbnisse und Bürgschaften wieder frei; Tido und Redward Beninga konnten nach Upleward und Groothusen gegen Huldigung Ulrichs zurückkehren, während Frederik Allena auf den Rechtsweg, eine Klage gegen Hamburg, verwiesen wurde.

Olde Imel und Brunger II. fanden nun an der Groninger Küste der Emsmündung Unterschlupf und operierten dann von hieraus gegen Ulrich an der gegenüber liegenden Küste der Krummhörn, indem sie die Schifffahrt blockierten und von ihnen angeheuerte „Gesellen“ in den Jahren 1442 bis 1444 immer wieder von Appingedam, Delfziil und Oterdum aus Raubzüge unternahmten. Von gestohlenen Pferden und anderem Diebesgut war die Rede.<sup>12</sup>

Ulrich wies während seiner Verhandlungen mit der Stadt Groningen auf seine Feinde an der Küste des Groningerlandes hin. Besonders alarmierte ihn, dass sich Olde Imel und Brunger II. mit Eggo Addinga, Häuptling zu Westerwolde, auf einer Zusammenkunft in Farmsum gegen ihn verschworen hätten. Denn Eggo Addinga konnte nicht nur genauso wie die Allena einen gewissen Erbenspruch auf das tom Brok-Erbe geltend machen, sondern – viel stärker noch – auch auf Emden, nachdem 1441 Junge Imel Abdena kinderlos in Hamburg verstorben war. Hier drohte Ulrich an einer zweiten Baustelle dem Aufbau seiner Landesherrschaft ein sehr schmerzlicher Einbruch. Jetzt, im Herbst 1444, kam Groningen seiner Bitte nach, die Übergriffe seiner Feinde zu unterbinden. Tatsächlich hörten die Anschläge ab 1445 auf und Olde Imel wie Brunger II. schlugen den Verhandlungs- und Rechtsweg ein, um in ihre Heimat zurückkehren zu können und an ihr Erbe zu kommen. Wann genau sie wieder mit ihren Söhnen im Lande waren, wissen wir nicht, wahrscheinlich aber spätestens 1447, als die Hamburger nach Emden zurückkehrten und ihre Herrschaft wieder selbst in die Hand nahmen. Denn jetzt musste Ulrich potentielle Gegner im Lande für sich gewinnen. Er einigte sich mit Olde Imel 1449 und mit Brunger II. ebenso „in dusser tyd“, wie Beninga sagen würde. Sie huldigten Ulrich, und seitdem hatten die Cirksena von deren Seite nichts mehr zu befürchten. Olde Imel erlangte von Seiten Ulrichs nach 1450 seinen beschlagnahmten Besitz zurück, nicht jedoch seine frühere Herrschaft – ganz im Unterschied zu Brunger II., der im Gegenzug Ulrichs Herrschaft über das Auricher- und Brokmerland nun nicht mehr anfocht. Olde Imel und seine Nachkommen, mit neuer Stammburg in Grimersum, lebten seitdem friedlich als Adlige in Ostfriesland.

### *3. Die Datierung der Rysumer Orgel*

Nach dem Abriss dieses turbulenten politischen Geschehens zurück zum Schreiben bezüglich der Rysumer Orgel „in dusser tyd“! Für Beninga stammte dieses Schreiben aus derselben Zeit wie das Testament Olde Imels, also nach richtiger Lesart aus der Zeit von ca. 1455.

<sup>12</sup> OUB, Nr. 679.

Wieso – fragt man sich aber – sollte Olde Imel kurz vor seinem Tode 1456, nachdem er sich als herrschaftsloser Häuptling auf seinem Erbgut zur Ruhe gesetzt hatte, nun Derartiges wie die Emsüberquerung eines Rysumer Viehtransportes zuzulassen gehabt haben? Er befand sich damals überhaupt nicht in der Lage, dergleichen zu gewähren (oder zu verhindern). Ihn darum zu bitten, einen sicheren Transport zu gewährleisten, macht nur Sinn, wenn er dazu die Macht gehabt bzw. eine Gefahr dargestellt hätte. In dieser Position befand sich Olde Imel aber nur in den Jahren von 1436 bis Anfang 1445, als nach dem Tode von Focko Ukena Olde Imel der Anführer der Vertriebenen war, die die Emsmündung unsicher machten. Damals wäre er für die Rysumer die erste Adresse gewesen, um nicht gekapert und beraubt zu werden.

Der Zeitraum für die Datierung des Schreibens ist aber noch weiter einzunengen. Es fällt nämlich auf, dass das an Olde Imel gerichtete Gesuch der Rysumer nur von ihrem Pfarrer und ihren Kirchgeschworenen, nicht aber auch von ihrem Häuptling Brunger II. unterzeichnet worden ist, der ja nach wie vor in Rysum der rechtmäßige Regent war und von daher auch in kirchlichen Sachen ein gewichtiges Wort mitzureden gehabt hätte. Die mit der Freiheitsbewegung der 30er Jahre des 15. Jahrhunderts erfolgte Neuformierung der Gemeinden war keineswegs ohne eine Führung durch Häuptlinge ausgekommen. Ebenso wenig ist daher vorstellbar, dass der Rysumer Häuptling in dieser Position nicht auch schon an der Bestellung und Finanzierung der Orgel maßgeblich beteiligt gewesen wäre, wie es ja 1513 ebenfalls sein Nachfolger Viktor Frese gewesen ist, und wie es auch andernorts die Regel war. Es sei denn, der Häuptling Brunger II. wäre nicht nur erst bei der Bezahlung, sondern auch schon bei der Bestellung der Orgel außer Landes gewesen. In diesem Fall müsste es dann so gewesen sein, dass die Kirchengemeinde bezüglich dieses Orgelbaus von Anfang an allein gehandelt hätte. In der Tat war ihr Häuptling Brunger II. ja für ein paar Jahre nicht im Lande, und zwar von Ende 1441 bis etwa 1447, währenddessen bis Anfang 1445 Olde Imel zusammen mit Brunger II. und beider Söhne die Emsmündung unsicher machte. In diesem Fall wären nicht nur die Fertigstellung und Bezahlung der Orgel in dieser Zeit von Ende 1441 bis Anfang 1445 erfolgt, sondern auch die vorausgegangenen Überlegungen, Beschlussfassung und Bestellung bei dem Groninger Orgelbauer. Bei einer angenommenen Bauzeit von ein bis zwei Jahren würde dies bedeuten: Die Orgel ist frühestens 1443 aufgestellt worden und damit das Schreiben auf etwa 1444 zu datieren, als die Kaperei noch in vollem Umfang betrieben wurde. Nach dem Schreiben zu urteilen, stand die Orgel aber offensichtlich zu dieser Zeit bereits in der Rysumer Kirche und nicht mehr in der Orgelwerkstatt in Groningen, sonst hätte auch für den Transport dieses kostbaren Stücks über die Ems ein entsprechendes Schreiben an Olde Imel gerichtet sein müssen, was nicht der Fall gewesen ist.

So spricht vieles dafür, dass die Orgel spätestens kurz nach der Mitte des Jahres 1441, noch bevor der Anschlag auf Larrelt gescheitert war, in der Rysumer Kirche aufgestellt wurde und mithin der Häuptling Brunger II. in das Orgelbauprojekt der Rysumer Kirchengemeinde eingebunden war. Vielleicht hatte er auch noch den Einbau der Orgel miterlebt, denn der Orgelbauer hatte sein Werk ja über die Ems transportieren lassen können, ohne Gefahr zu laufen, dass es geraubt würde. Brunger II. wäre somit erst zu dem Zeitpunkt nicht mehr im Lande gewesen, als die Schulden zu begleichen waren. Das würde zwar an der Datierung des Schreibens



Abb. 3: Orgel in der Rysumer Kirche nach der Restaurierung (Foto: Winfried Dahlke)

nicht viel ändern, zumal infolge der kriegerischen Ereignisse von Ende 1441 eine Verzögerung in der Schuldentilgung eingetreten sein könnte, aber doch an der Datierung des Orgelbaus. Dieser dürfte dann aber nicht allzu lange davor erfolgt sein, da sonst auch die (Rest-?)Zahlung sicher noch vor Ende 1441 erfolgt wäre.

Von den geschilderten Möglichkeiten, wie und wann es in Rysum zur Anschaffung der Orgel gekommen sein könnte, erscheint mir daher die erste weniger realistisch, nämlich dass die Kirchengemeinde, kaum dass oder gar weil ihr Häuptling sich hatte absetzen müssen, kurzerhand allein den Bau einer Orgel in Auftrag gegeben habe. Dass von einem solchen teuren und wertigen Projekt, das gewiss auch einer längeren Vorbereitungszeit bedurfte, der Häuptling ausgeschlossen sein oder werden sollte, ist wenig wahrscheinlich. Denn an einem solchen Prestigeobjekt musste, sollte und wollte er wie jeder, der auf sich hielt und

zahlungskräftig war, mit Sicherheit teilhaben, wenn er sich nicht überhaupt an der Spitze des Projektes gesehen hat wie 1513 Viktor Frese. Das war hier sicher kaum anders gelaufen, als zum Beispiel in Norden mit der Wiederherstellung des Ostteils der Ludgerikirche 1445. Laut Bauinschrift hatten die Pfarrer und die Norder mit Hilfe des Häuptlings Ulrich Cirksena dieses Projekt realisieren können.<sup>13</sup>

Da bei einer Beteiligung des Häuptlings an dem Orgelprojekt – der Version, die ich für am wahrscheinlichsten halte, – die Abläufe von dem Plan über den Auftrag, den Bau, den Transport bis zur Aufstellung und Rechnung sich nicht näher verifizieren lassen, muss es für die Datierung der Rysumer Orgel am Ende bei einer Zeitspanne bleiben, die am ehesten von 1439 bis 1441 anzusetzen ist, ihr Bau also um 1440 erfolgt ist – und dann wahrscheinlich eher in 1439 als in 1441. Die Rysumer Orgel ist demnach rund 17 Jahre älter als bisher angenommen! Das Schreiben der Rysumer Kirchengemeinde an den Grimersumer Häuptling Olde Imel dürfte dementsprechend in die Jahre von 1442 bis 1444 zu datieren sein. Den Groninger Orgelbaumeister kennen wir leider nicht. Ob es der auch weiter nicht näher bekannte „discretus magister Thidricus de Dominis“ (Dietrich van Heeren) gewesen ist, der am 1. November 1437 die Chororgel in Marienhafte fertig gestellt hatte,<sup>14</sup> und dieser für Rysum einen Anschlussauftrag bekommen hat, muss dahingestellt bleiben.

### Zusammenfassung

Die bisherige Datierung des Baues der Rysumer Orgel in das Jahr 1457 basiert auf einem von Eggerik Beninga (+ 1562) in seiner „Cronica der Fresen“ berichteten, an seinen Urgroßvater Olde Imel Allena-Beninga gesandten, nicht datierten Schreiben der Rysumer Kirchengemeinde, das er in seinem Hausarchiv vorgefunden hatte, und von dem er aufgrund der Fundsituation glaubte, dass es aus dem Jahr 1457 stammen müsste. Diese seine Zuordnung war falsch, weil vom Inhalt her das Schreiben zu diesem Zeitpunkt überhaupt keinen Sinn macht. Es gehörte vielmehr in einen ganz anderen Zeitraum, und zwar in einen Zusammenhang von kriegerischen Ereignissen, die 17 Jahre zuvor geschehen waren. Daraus ergibt sich für die Datierung der Rysumer Orgel, dass sie bereits um 1440 (zwischen 1439 und 1441) erbaut worden sein muss.

### Literatur

Eggerik Beninga, Cronica der Fresen, bearbeitet von Louis Hahn, hrsg. von Heinz Ram m , 2 Teile, Aurich 1961, 1964.

Walter Deeters, Enno I. (Graf von Ostfriesland), in: Martin Tielke (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 2, Aurich 1997, S. 93-94.

13 Zur Auflösung der Inschrift durch Gerd Dickers, Norden; siehe: Heie-Focken Er ch i n g e r, Die Ludgerikirche in Norden. Das Wahrzeichen Nordens wieder in alter Pracht, in: Zs. Ostfriesland, Jg. 1987, H. 2, S. 3-12, hier: S. 8-9.

14 Walter K a u f m a n n, Die Orgeln Ostfrieslands – Orgeltopographie –, Aurich 1968, S. 167.

Walter Deeters, Frese, von (Familie), in: Martin Tielke (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 2, Aurich 1997, S. 127-128.

Werner Delbanco, Die Quellen der „Cronica der Fresen“ des Eggerik Beninga, Aurich 1975.

Heie-Focken Erchinger, Die Ludgerikirche in Norden. Das Wahrzeichen Nordens wieder in alter Pracht, in: Zs. Ostfriesland, Jg. 1987, H. 2, S. 3-12.

Walter Kaufmann, Die Orgeln Ostfrieslands – Orgeltopographie –, Aurich 1968.

Gottfried Kiesow, Architekturführer Ostfrieslands, Bonn 2010.

Hajo van Lengen, Geschichte des Emsigerlandes vom frühen 13. bis zum späten 15. Jahrhundert, 2 Teile, Aurich 1973, 1976.

Heinrich Schmidt, Edzard I. (Graf von Ostfriesland), in: Martin Tielke (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 3, Aurich 2001, S. 123-128.

Ostfriesisches Urkundenbuch (OUB), Bd. 1, hrsg. von Ernst Friedländer, Emden 1878.

# Der erste „ökumenische katholische Gesellenverein“ im Bistum Osnabrück: Weener

Von Gerd Holtkotten

## Einführung

Im Jahre 1846 hat in (Wuppertal-)Elberfeld der Lehrer Johann Gregor Breuer (1821-1897) den ersten katholischen Gesellenverein gegründet. Der damals dort tätige Kaplan Adolph Kolping (1813-1865) war es, der sich zunächst von Elberfeld und seit 1849 von Köln aus um die Ausbreitung solcher Vereine bemüht hatte. Im Oktober 1850 schlossen sich die ersten Gesellenvereine zum „Rheinischen Gesellenbund“ zusammen, der 1851 in „Katholischer Gesellenverein“ umbenannt wurde. Aus diesen Anfängen ist das heutige Internationale Kolpingwerk entstanden.<sup>1</sup>

Der erste katholische Gesellenverein im Bistum Osnabrück wurde 1859 in der Bischofsstadt errichtet; es folgten weitere Gründungen in Lingen (1862) und Meppen (1864). Für das Todesjahr Koltplings berichtete der ehemalige Generalpräses des Internationalen Kolpingwerkes, Bernhard Ridder (1896-1967), u. a. über eine weitere Gründung in Weener, ohne dies allerdings quellenmäßig zu belegen.<sup>2</sup> Weder in den „Rheinischen Volksblättern“ noch in den „Mittheilungen“, den beiden Verbandsorganen jener Zeit, findet sich eine Gründungsmeldung für diesen Verein.<sup>3</sup> Erstmals wird er in dem „Verzeichniß der katholischen Gesellen-Vereine in der Diöcese Osnabrück, Hildesheim und in den nordischen Missionen“ genannt, das 1867 in den „Mittheilungen“ erschienen ist: Als Gründungsjahr wird 1865 angegeben, als Präses Pfarrer Burken genannt. Bereits sechs Jahre später veröffentlichten die „Mittheilungen“ die Nachricht von der Auflösung des Vereins: „Pfarrer Burken aus Weener bei Osnabrück zeigt an, daß in Weener kein

- 
- 1 Zur Geschichte des Kolpingwerkes (vor allem in der Frühzeit) vgl. Michael H a n k e , Mitten in der Bewegung der Zeit ... Geschichte des Kolpingwerkes in Deutschland, Band 1: 1846-1871, Köln 2000; Hans-Joachim K r a c h t , Adolph Kolping. Priester, Pädagoge, Publizist im Dienst christlicher Sozialreform. Leben und Werk aus den Quellen dargestellt, Freiburg, Basel, Wien 1993; Paul S t e i n k e , Leitbild für die Kirche: Adolph Kolping. Sendung und Zeugnis seines Wirkens heute, Paderborn 1991. Alle drei bieten weitere Literaturhinweise an. Vgl. auch Sebastian Georg S c h ä f f e r , Adolph Kolping der Gesellenvater, Paderborn 2 1880. Die Bedeutung dieses Werkes liegt vor allem darin, dass Schäffer, Koltplings Nachfolger im Amt des Generalpräses, als Zeitzeuge geschrieben und weitere Zeitzeugen zu Wort kommen lassen hat.
  - 2 Vgl. Bernhard R i d d e r , Die Deutsche Koltplingsfamilie in ihren Diözesanverbänden, Köln 1960, S. 64-65 (zu Weener: S. 64). Die hier genannten Jahresangaben sind teilweise zu korrigieren. Zu den Gründungsjahren für die Zeit bis 1865 allgemein vgl. auch K r a c h t , S. 528-540. Weener wird hier allerdings nicht genannt.
  - 3 Die „Rheinischen Volksblätter für Haus, Familie und Handwerk“ (im Folgenden: RV) waren 1854 von Kolping gegründet worden; von 1863 an gab er darüber hinaus die „Mittheilungen für die Vorsteher der katholischen Gesellenvereine“ (im Folgenden: MV) heraus. Beide Publikationen erschienen in Köln. – Zur Verbandspresse des Gesellenvereins allg. vgl. Michael S c h m o l k e , Adolph Kolping als Publizist. Ein Beitrag zur Publizistik und zur Verbandsgeschichte des deutschen Katholizismus im 19. Jh., Münster 1966; weiterhin H a n k e , Kolpingwerk 1, S. 67-68 und S. 157-158; K r a c h t , S. 333, S. 340-345 und S. 357-358; S t e i n k e , S. 116-118 und S. 164-165.



Abb. 1: Der Gesellenvater Adolph Kolping (1813-1865) (Kolpingwerk Deutschland, Köln)

Gesellenverein mehr existirt, also aus dem Verzeichniß zu löschen sei.“<sup>4</sup> Der Verein hat also nur wenige Jahre bestanden und wurde bereits vor der Errichtung des Diözesanverbandes Osnabrück (am 11. Januar 1873) wieder aufgelöst.<sup>5</sup>

Die Gründung eines solchen „katholischen Gesellenvereins“ in der ostfriesischen Diaspora, die noch zu Lebzeiten Kolpings erfolgte, überrascht. Wie ist es zu seiner Entstehung gekommen? Was lässt sich zu seinen Mitgliedern und zu seiner Arbeit sagen? Warum ist er bereits wenige Jahre nach seiner Errichtung wieder erloschen? Diesen und weiteren Fragen wird in der vorliegenden Untersuchung nachgegangen.

### *Zwei Ostfriesen in Köln*

Mit Beginn der überörtlichen Organisation des Verbandes war dem Kölner Gesellenverein die Rolle des „Zentralvereins“ zugefallen, dessen Leitung bei Kolping als Präses lag. Seiner damals bereits gegebenen Bekanntheit im katholischen Deutschland ist es zuzuschreiben, dass dieser Verein schon frühzeitig eine besondere Anziehungskraft auf die wandernden Gesellen ausgeübt hat, konnte doch jeder, der hier Mitglied wurde, in der Regel davon ausgehen, dass er den Gesellenvater persönlich erleben würde. Somit verwundert es nicht, dass zahlreiche Handwerksburschen bestrebt waren, auf ihrer Wanderschaft Köln anzusteuern und hier in den Verein einzutreten.<sup>6</sup>

Das erhaltene „Verzeichnis der Mitglieder des katholischen Gesellenvereins zu Köln“ führt für die Zeit von Februar 1853 bis November 1857 über 2300 Personen mit Namen, Heimatort, Eintrittsalter, Gewerbe und der Kölner Wohnanschrift auf; soweit jemand zuvor bereits irgendwo in einen Gesellenverein eingetreten war, ist das vermerkt. Die Auflistung ist chronologisch nach den Aufnahmedaten in den Kölner Verein geordnet.<sup>7</sup> Unter den Genannten gibt es 16 Personen, die zweifelsfrei aus dem Bereich des Bistums Osnabrück kamen: drei aus der Region Osnabrück, elf aus dem Emsland sowie zwei aus Ostfriesland. Gemessen an der Zahl der Katholiken ist Ostfriesland damit gegenüber den anderen Regionen des Bistums sogar überproportional vertreten. Wer waren diese beiden Handwerksburschen?

4 Zur Gründung vgl. MV 1867, H. 5, Sp. 155-156, zur Auflösung vgl. ebd. 1871, H. 23, Sp. 679. – Johann Wilhelm Burken (1822-1900), 1850 Priesterweihe, danach für ein halbes Jahr Priester in Weener, anschließend als Geistlicher in Werlte, 1860 Gemeindeführer in Weener, 1871 in Vinnen (heute ein Ortsteil von Lähden), 1887 Pastor in Börger (vgl. Bistumsarchiv Osnabrück (im Folgenden: BAOS), Kleruskartei: Burken, J. W.).

5 Die Gründung eines Diözesanverbandes war an die Bestellung eines Diözesanpräses durch den zuständigen Bischof gebunden. Für die Diözese Osnabrück vgl. MV 1873, H. 32, Sp. 246.

6 Zu Kolpings Bekanntheitsgrad vgl. Franz Lüttgen, Kolping auf den deutschen Katholikentagen, Köln 2004, S. 18-19.

7 Vgl. Adolph Kolping, Dokumente über den Kölner Gesellenverein 1849-1865, hrsg. von Franz Lüttgen, Köln 1998, passim.

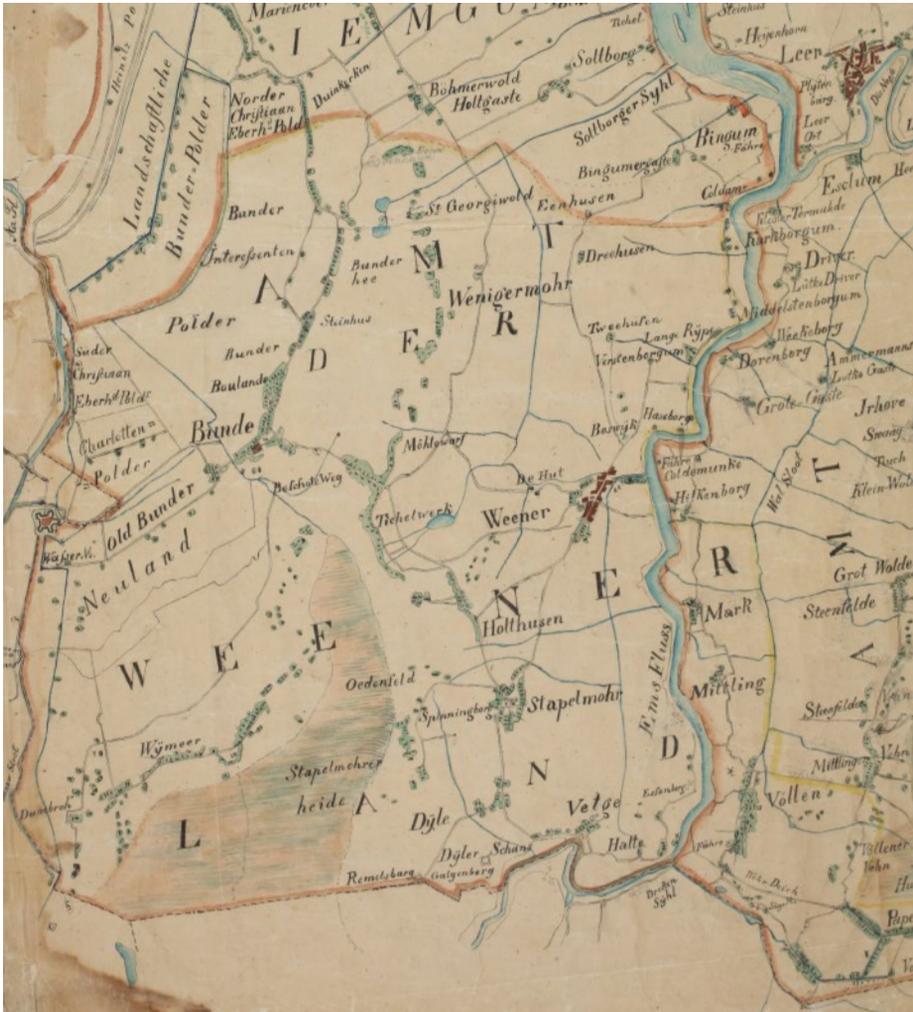


Abb. 2: Ausschnitt einer Übersichtskarte von 1850 mit den Ämtern Jemgum, Weener und Leer entlang der Ems (NLA AU Rep. 244, Nr. A 2814)

Unter dem Aufnahmedatum 4. September 1853 wird der Stellmacher Theodor Svalve genannt. Sein Alter ist nicht angegeben, als Heimatort wird „Antweener“ mit dem Vermerk „in Ostfriesland“ angeführt.<sup>8</sup> Einen Ort dieses Namens gibt es in Ostfriesland nicht. Der Herausgeber der Kolpingschriften vermutet, dass es sich dabei um „möglicherweise: Antjebitt bei Emden“ handeln könnte.<sup>9</sup> Dieser Vorschlag überzeugt jedoch nicht. Gemeint sein dürfte vielmehr das „Amt Weener“. Hier findet sich der Name „Svalve“ häufiger, allerdings

8 Vgl. ebd., S. 118, Nr. 85, # 1574. – In der zeitlichen Reihenfolge ist er der zweite Geselle aus dem Bereich des Bistums Osnabrück.

9 Vgl. ebd., S. 118, Nr. 85, Anm. 5.

(vorwiegend) in der Schreibweise „Swalve“; darunter sind auch mehrere Stellmacher.<sup>10</sup> Es ist anzunehmen, dass sich auch der „Kölner“ Stellmachergeselle so geschrieben hat.

Das ostfriesische Weener war über lange Zeit Hauptort des (deutschen) Rheiderlandes. Hier war die Verwaltung dieses Bereiches angesiedelt, das „Amt Weener“. Der weitaus größte Teil der Bevölkerung war evangelisch-reformiert; 1828 gab es hier nur etwa 300 Katholiken. Sie gehörten seit Anfang des 19. Jahrhunderts zur Missionsstation resp. Pfarrei Leer und wurden zwischenzeitlich der neu gegründeten Missionspfarrei Rhaudefehn zugeordnet. 1831 genehmigte die Regierung des Königreichs Hannover, zu dem Ostfriesland damals gehörte, die Zahlungen für den Unterhalt eines katholischen Geistlichen in Weener, so dass seit 1843 – nach dem Bau einer Kirche – eine eigene Missionspfarrei entstehen konnte.<sup>11</sup>

In den Kirchenbüchern der in Frage kommenden katholischen Gemeinden St. Joseph in Weener, St. Michael in Leer und St. Bonifatius in Rhaudefehn lassen sich allerdings keine Einträge finden, die dem Namen „Theodor Swalve“ zugeordnet werden könnten; das gilt auch für die evangelisch-reformierte Gemeinde in Weener. Ebenso gibt es in den ostfriesischen Ortssippenbüchern keinen entsprechenden Eintrag.<sup>12</sup> Die in mehreren dieser Bücher vorliegenden Einträge auf den Familiennamen „Swalve“ weisen jedoch zumindest eine Gemeinsamkeit auf: Alle Namensträger waren evangelisch, zum größten Teil evangelisch-reformiert.<sup>13</sup> Insofern ist es wahrscheinlich, dass auch der „Kölner Geselle“ Theodor Swalve evangelisch war.

Vier Jahre nach Swalve wurde am 2. August 1857 der damals 20-jährige Anstreicher Wilhelm Focken aus Weener in den Kölner Verein aufgenommen.<sup>14</sup> Auch sein Name lässt sich keinem Eintrag in den Kirchenbüchern der drei katholischen Gemeinden zuordnen. In den Kirchenbüchern der evangelisch-reformierten Gemeinde in Weener findet sich allerdings ein Eintrag für Wilhelm Engelbert Fokken, geboren am 8. September 1836 zu Weener.<sup>15</sup> Vieles spricht dafür, dass

10 Diese Auskünfte und Hinweise stammen von der Mitarbeiterin des Heimatmuseums Weener, Frau Friedel Popkes. Herzlichen Dank. – Im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich (im Folgenden: NLA AU) finden sich mehrere Dokumente, in denen der Name „Swalve“ genannt wird. Vorwiegend handelt es sich dabei um Testamente (Rep. 128 C), Grundakten zu Hypothekenbüchern (Rep. 128 W) sowie um Akten zu US-Auswanderern. Hier lässt sich eine deutliche Konzentration des Namens im Bereich der Gemeinde Bunde erkennen, rd. 6 Kilometer nordwestlich von Weener gelegen.

11 Vgl. Hermann Stieglitz, Handbuch des Bistums Osnabrück, hrsg. vom Bischöflichen Generalvikariat Osnabrück, Osnabrück 1991, S. 559-560.

12 Laut Auskunft der evangelisch-reformierten Gemeinde in Weener vom 08.05.2012 sowie der Upstalsboom-Gesellschaft vom 22.01.2013.

13 Vgl. z.B. Helmut Anneseen, Die Familien der Kirchengemeinde Böhmerwold (1695-1910), Aurich 2004; ders., Die Familien der Kirchengemeinde Critzum (1724-1900), Aurich 2006; Wilhelm Lange, Die Familien der Kirchengemeinde Bingum (1760-1900), Aurich 1994. Hier auch „Stellmacher(meister) Swalve“ S. 553-554, Nr. 2509-2511; ders., Die Familien des Dorfes Kirchborgum (1724-1900), Aurich 1985. Hier auch „Stellmacher(meister) Swalve“ S. 136, Nr. 1054-1055, S. 176, Nr. 12 und S. 178.

14 Vgl. Kolping, Dokumente Kölner Gesellenverein, S. 295, Nr. 218, # 4018. Herausgeberanmerkung: „Bei Leer“. – Wilhelm Focken wird als vorletzter der 16 Gesellen aus dem Bereich des Bistums Osnabrück genannt.

15 Laut Mitteilung von Herrn Jan-Dirk Zimmermann aus Weener, der die Kirchenbücher der evangelisch-reformierten Gemeinde Weener betreut, vom 08.05.2012 sowie persönlicher

er der Kölner Anstreichergeselle aus Weener war.<sup>16</sup>

Es ist daher zu vermuten, dass beide Handwerksburschen aus Ostfriesland als evangelische Christen in den Gesellenverein zu Köln aufgenommen worden waren. Dass dies nichts Außergewöhnliches war, hat Kolping schon 1853 bei der Generalversammlung des Verbandes bestätigt, als er davon sprach, dass „auch Protestanten Mitglieder des Katholischen Gesellenvereins sein können.“<sup>17</sup> Ausführlicher schrieb er dazu 1855 in seinen „Briefen über den Kath[olischen] Gesellenverein“: „Ja, der Katholische Gesellenverein soll Mitglieder anderer Konfessionen, die sich vertrauensvoll ihm angeschlossen, zu allem zulassen, was der Verein bietet, ohne auch nur im mindesten zu kränken oder zu beleidigen. Wer dem Religionsunterrichte nicht beiwohnen will, kann sich ja sonst beschäftigen. Wir haben seit Jahren Protestanten in unserer Mitte und trotzdem, daß wir katholisch lehren und üben, nie Zank und Streit darum gehabt.“<sup>18</sup> Nach gegenwärtigem Kenntnisstand waren die beiden Ostfriesen die ersten evangelischen Mitglieder im Katholischen Gesellenverein, die aus dem Bereich des Bistums Osnabrück kamen. In einer Zeit, in der die „konfessionelle Konfrontation“ überwog, waren Swalve und Fokken offensichtlich bereit, „über den eigenen Kirchturm hinauszuschauen“. Dazu hat sicherlich auch die Chance beigetragen, als Vereinsmitglieder die damit verbundenen Vorteile in Anspruch nehmen zu dürfen: die Teilnahme an Unterricht und Bildungsangeboten, die Nutzung der vereinseigenen Räumlichkeiten und Freizeitangebote sowie nicht zuletzt die Möglichkeiten der Wanderfürsorge des Verbandes.<sup>19</sup>

Swalve scheint sich im Verein wohlgefühlt zu haben und war offensichtlich bereit, sich in ihm und für ihn zu engagieren. Denn im Februar 1854 veröffentlichte die „Kölnische Zeitung“ die Ankündigung eines Konzerts, das u.a. „Deklamatorische Vorträge von zehn Vereinsmitgliedern in der Mundart ihrer Heimat, und zwar vom Niederrhein, von Ostfriesland, von Münster, der Grafschaft Mark, von Halle, Schwaben, dem Hunsrück, von Koblenz, Aachen und Köln umfassen sollte.“<sup>20</sup> Anfang März berichtete Kolping in der „Feierstunde“ über diese Veranstaltung und erwähnte dabei auch (zweimal) die Beteiligung eines Gesellen aus Ostfriesland. Am Ende des Artikels heißt es: „Das Publikum war mit allen Leistungen sehr zufrieden; und schon hat man vielfach die Bitte an uns gestellt,

---

Rücksprache in 2015. – Im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich befindet sich eine Akte mit dem Titel „Acta des Amts Weener betreffend das Testament des Zimmer- und Maurer-Meisters Willem Janssen Fokken zu Weener vom 24. Juny 1845“. „Willem Fokken“ wird hier als Kind genannt. Der Bericht von der Testamentseröffnung, datiert auf den 14. Februar 1855, trägt u. a. seine Unterschrift (vgl. NLA AU Rep. 128 C, Nr. 1087).

16 Dank an Herrn Dr. Paul Weißels von der Ostfriesischen Landschaft für unterstützende Hinweise bei der Personensuche.

17 Adolph Kolping, Soziale Frage und Gesellenverein, Teil II: 1852-1858, hrsg. von Rosa Copelovici, Michael Hanke, Franz Lüttgen, Josef Anton Stüttler, Köln 1986, S. 87, Nr. 55.

18 Ebd., S. 197, Nr. 73.

19 Zu den Vorteilen allg. vgl. Kracht, S. 190-201, speziell zur Wanderfürsorge S. 195-198; Hanke, Kolpingwerk 1, S. 35-37, S. 68-72, S. 81-85, S. 117-122, S. 150-154; zum Wanderwesen S. 112-114.

20 Kolping, Dokumente Kölner Gesellenverein, S.145 Nr. 100. – Die „Kölnische Zeitung“ war eine maßvoll liberale Zeitung, die zu „den Großen ihrer Art“ gehörte (vgl. Schmolke, S. 40-41 und S. 217).

doch dieses Fest baldigst zu wiederholen.“<sup>21</sup> Diese Wiederholung erfolgte am 28. Mai 1854 im Rahmen des Stiftungsfestes im Kölner Gürzenich. Auch hier war ein Ostfrieser beteiligt, der das Gedicht „Die zwei Königskinder“ in der Mundart seiner Heimat vortrug.<sup>22</sup>

Beide Veranstaltungen fanden in der Zeit statt, für die das Kölner Mitgliederverzeichnis Auskunft über die Angehörigen des Vereins gibt. Da hier kein anderer Geselle aus Ostfriesland genannt wird, muss der Stellmacher Theodor Swalve der Vortragende gewesen sein. Mit ihm hat – soweit bisher bekannt – erstmals ein Handwerksbursche aus dem Bereich des Bistums Osnabrück an einer öffentlichen Veranstaltung des Kölner Gesellenvereins – in Anwesenheit Kolpings – mitgewirkt.

Offen bleiben muss die Frage, ob die beiden Ostfriesen später wieder in ihre Heimat zurückgekehrt sind, denn weder die entsprechenden Kirchenbücher noch die ostfriesischen Ortssippenbücher enthalten weitere Einträge zu ihnen.<sup>23</sup> Ihre Berichte über ihre Erfahrungen im und mit dem Gesellenverein werden jedoch dafür gesorgt haben, dass Kolping und „sein“ katholischer Verein auch bei der protestantischen Bevölkerung in und um Weener bekannt geworden sind.

### *Die St. Joseph-Gemeinde in Weener*

In der Reformationszeit war das katholische Leben in Ostfriesland weitgehend erloschen; erst die Eingliederung der zuvor preußischen Provinz ins Königreich Hannover nach dem Wiener Kongress (1814-1815) schuf die Grundlagen dafür, „dass die katholische Minderheit allmählich die volle Gleichberechtigung erlangen konnte.“<sup>24</sup> Unter dem besonderen Engagement der Kaufleute Peter Huising und Jan Connemann bemühte man sich in Weener um die Errichtung einer eigenen Kirche, die am 17. Juli 1843 eingeweiht wurde. Den Bericht über diese Weihe verfasste der Priester Joseph Ignaz Connemann, Sohn des o. g. Kaufmanns, wo es u. a. heißt: „Großes Aufsehen erregten auch unter den zahlreichen Nichtkatholiken, welche sich um die Kirche versammelt hatten, die erhabenen Ceremonien, mit welchem [!] die Kirche diese Handlungen umgibt und die Würde, [mit der] der hochwürdigste Bischof dieselben verrichtet. Hiervon, sowie von dem guten Sinne

21 Vgl. ebd. S. 147-149, Nr. 102 (das Zitat auf S. 149). – Die „Feierstunde“ erschien als Beilage des von Kolping redigierten „Rheinischen Kirchenblatts“ und wurde von ihm vor der Gründung der „Rheinischen Volksblätter“ im Sinne eines „Verbandsorgans“ genutzt (vgl. Schmolke, S. 130-135; Hanke, Kolpingwerk 1, S. 67-68; Kracht, S. 332-333).

22 Vgl. Kolping, Dokumente Kölner Gesellenverein, S. 155, Nr. 111. Vgl. auch den Bericht in der „Deutschen Volkshalle“ (ebd. S. 155-156, Nr. 112) sowie in den „Rheinischen Volksblättern“ (ebd. S. 156-160, Nr. 113). – Die „Deutsche Volkshalle“ wurde als katholische Zeitung 1849 in Köln gegründet (vgl. Schmolke, S. 31). – Die plattdeutsche Version von „Die zwei Königskinder“ vgl. Helmut Gloag (Hrsg.), Das plattdeutsche Lied. 125 niederdeutsche Volkslieder von der Frührenaissance bis ins 20. Jahrhundert, München/Zürich 1982, S. 108-109, Nr. 41.

23 Bei Swalve macht die fehlende Altersangabe eine Identifikation nahezu unmöglich. Zu Fokken finden sich in den Kirchenbüchern der evangelisch-reformierten Gemeinde Weener weder im Heiratsregister (bis 1889) noch im Sterberegister (bis 1881) entsprechende Einträge; auch bei den Taufeinträgen (bis 1880) lassen sich keine Hinweise auf eventuelle Kinder von ihm finden. Ebenso gibt es in der Grabsteindatei der Upstalsboom-Gesellschaft keinen passenden Eintrag (vgl. [www.Grabsteine-Ostfriesland.de](http://www.Grabsteine-Ostfriesland.de) mit Stand vom Mai 2015).

24 Stieglitz, S. 535.

der nichtkatholischen Bewohner des Fleckens, zeugte die Ruhe, die allenthalben dergestalt herrschte, daß auch nicht die mindeste Störung vorfiel.“<sup>25</sup> Das Verhältnis der Katholiken zur evangelisch-reformierten Bevölkerungsmehrheit war also von gegenseitiger Achtung und respektvollem Umgang miteinander geprägt. Genau diese Grundhaltung, die dem damaligen Miteinander der Konfessionen in Weener entsprach, scheint bei der „ökumenischen Offenheit“ von Theodor Swalve und Wilhelm Fokken durch.

Nach der Wiedererrichtung des Bistums Osnabrück 1857/58 wurde der Generalvikar der Diözese Münster, Paul Ludolf Melchers, Bischof. Er „sah seine Hauptaufgabe in der geistlichen Erneuerung von Klerus und Laien, die er durch Volksmissionen und Exerzitien für Priester und Lehrer zu befördern trachtete.“<sup>26</sup> Besonders seit der Mitte des 19. Jahrhunderts haben solche Volksmissionen in der Diözese Osnabrück große Bedeutung erlangt. „Vor allem in den gemischtkonfessionellen Gebieten der Diözese Osnabrück waren sie ein geeignetes Mittel, katholisches Bewusstsein auszubilden [...] Als Modernisierungselement der katholischen Religiosität und Frömmigkeit sind die Volksmissionen kaum zu unterschätzen. [...] für den Klerus [...] waren sie ein wirkungsvolles Mittel, weite Kreise der Bevölkerung auf die katholisch-kirchliche

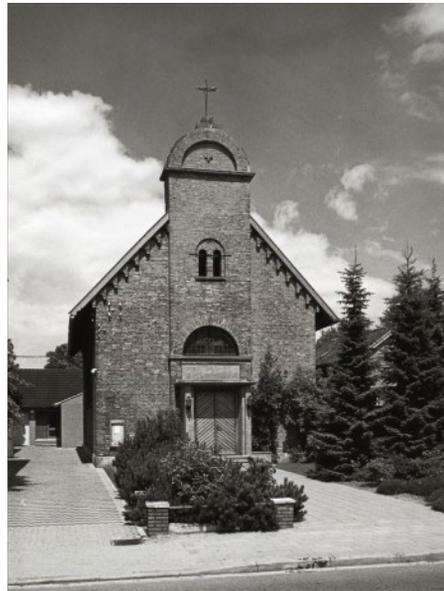


Abb. 3: Katholische Kirche St. Joseph in Weener (Ostfriesische Landschaft, Aurich)

- 25 Originalbericht über die Einweihung der Kirche in Weener am 17. Juli 1843 von Pastor Joseph Ignaz Connemann, zitiert nach Hermann Hegemann, Franz Marheineke, 150 Jahre St. Joseph – Katholische Kirche in Weener Ostfriesland, Weener 1994, S. 24-25. – Joseph Ignaz Connemann (1806-1870), 1829 Priesterweihe, 1829 Priester in Bremen St. Johann, 1831 Missionspfarrer in Rhaderfehn, 1840 Pastor in Neuenkirchen im Hülsen (Landkreis Osnabrück), 1859 Pfarrer in Fürstenau, 1862 Pastor in Glane (vgl. BAOS, Kleruskartei: Connemann, J. I.). Er wurde in Stapelmoor, das zur katholischen Kirchengemeinde Weener gehörte, geboren (vgl. Hegemann, Marheineke, S. 27). – Zu diesem „guten Miteinander“ von katholischen und evangelisch-reformierten Christen gehört auch, dass der 1928 verstorbene katholische Pfarrer Wilhelm Brocks auf dem Friedhof der reformierten Gemeinde beigesetzt ist und die katholische Kirchengemeinde für die Pflege seines Grabes sorgt (vgl. ebd., S. 61).
- 26 Stieglitz, S. 50. – Paul Ludolf Melchers (1813-1895), Studium in Philosophie, Jura und Theologie, 1841 Priesterweihe, 1841 Kaplan in Haltern (im heutigen Landkreis Recklinghausen), 1845 zunächst Subregens, 1851 dann Regens des Priesterseminars in Münster, 1852 Domkapitular und Generalvikar in Münster, 1854 Domdechant in Münster. 3.8.1857 Ernennung zum Bischof von Osnabrück, 20.4.1858 Bischofsweihe im Dom zu Osnabrück. 1866 Erzbischof von Köln, 1885 Kardinal in Rom. 1848 war er Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung, im Kulturkampf 1874 Inhaftierung und Flucht ins Ausland (vgl. BAOS, Kleruskartei: Melchers, P. L.; Stieglitz, S. 13; Karl-Heinz Neufeld, Art. Melchers, Paulus, in: Rainer Hegemann (Bearb.), Biographisches Handbuch zur Geschichte der Region Osnabrück, Bramsche 1990, S. 195-196; Erwin Gatz, Art. Melchers Paul Ludolf (1813-1895), in: Erwin Gatz (Hrsg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder: 1785/1803 bis 1945, Berlin 1983, S. 493-497).

Richtung festzulegen und emotional an die Kirche zu binden.“ Dabei kam es auch zu „Aufnahmen von neuen Mitgliedern in diverse Bruderschaften und Sodalitäten“.<sup>27</sup>

Auch in Weener fand vom 5. bis 12. März 1864 eine solche Volksmission statt, von Jesuiten durchgeführt.<sup>28</sup> Inwiefern es erforderlich war, die hiesigen Katholiken „auf die katholisch-kirchliche Richtung festzulegen und emotional an die Kirche zu binden“, mag dahingestellt bleiben; zweifelsohne aber wird sie dazu beigetragen haben, ihr ohnehin schon vorhandenes Selbstbewusstsein zu festigen sowie ihre Religiosität und Frömmigkeit zu stärken. Allerdings fehlten in der jungen Gemeinde die althergebrachten kirchlichen Vereinigungen (Bruderschaften/Sodalitäten), die eine Möglichkeit geboten hätten, die Impulse der Volksmission auch außerhalb von liturgischen Feiern umzusetzen.<sup>29</sup> Dass die Gründung des Gesellenvereins in Weener gerade in diesem zeitlichen Zusammenhang erfolgte, legt die Vermutung nahe, dass die Volksmission den diesbezüglichen Anstoß gegeben haben könnte, auch wenn dies auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen mag.

### *Ein ökumenischer Gesellenverein*

Die Gründung des Gesellenvereins in Weener ging auf den aus Lähden im (katholischen) Hümmling stammenden Johann Wilhelm Burken zurück, der 1860 hier Pfarrer wurde.<sup>30</sup> Nur zwei Jahre nach seiner Priesterweihe hatte er an der Generalversammlung des katholischen Vereins Deutschlands vom 21. bis 23. September 1852 in Münster teilgenommen. Als Augen- und Ohrenzeuge konnte er miterleben, wie Kolping bei den Delegierten für den Gesellenverein geworben hatte.<sup>31</sup> Er war dabei, als der Gesellenvater den Unterschied zwischen den

27 Helmut J ä g e r, „Wohl tobet um die Mauern der Sturm in wilder Wut ...“. Das Bistum Osnabrück zwischen Säkularisation und Modernisierung 1802-1858, Osnabrück 2007, S. 118. – Sodalitäten waren kirchliche religiös ausgerichtete Vereinigungen.

28 Vgl. „Sonntags-Blatt für katholische Christen“ 24, Nr. 14 vom 02.04.1865, S. 226 sowie „Rheiderland. Wochenblatt/Zeitung und Allgemeiner Anzeiger“ (im Folgenden: RZ) 5, Nr. 217 vom 25.22.1865, [ohne Seitenzählung, Blatt 2].

29 Siehe S. 50 [\[QUERVERWEIS\]](#).

30 Weener und Lähden sind nur etwa 60 Kilometer voneinander entfernt.

31 Vgl. Verhandlungen der sechsten General-Versammlung des katholischen Vereines Deutschlands am 21., 22. und 23. September 1852 in Münster. Amtlicher Bericht (weiterhin Verhandlungen 1852), Münster 1853, S. 6. In der Teilnehmerliste wird er irrtümlich als „Pfarrer Buerke aus Werlte“ geführt. – Die von Kolping in Münster gehaltenen Ansprachen vgl. Kolping, Soziale Frage II, S. 38-51, Nr. 45-47. – Aus den damaligen „Generalversammlungen des katholischen Vereines Deutschlands“, seit 1857/58 „... der katholischen Vereine Deutschlands“, haben sich die heutigen Katholikentage entwickelt. Erstmals fand ein solches Treffen 1848 in Mainz statt auf Initiative des dortigen „Pius-Vereins für religiöse Freiheit“. Diese Piusvereine waren die ersten Zusammenschlüsse zur Vertretung katholischer Anliegen gegenüber Staat und Öffentlichkeit unter starker Beteiligung von Laien; ihr Ziel war es, Einfluss auf das politische Leben zu nehmen. Zugleich war man bemüht, das „Selbstverständnis des katholischen Menschen in der neuen politischen und sozialen Umwelt“ neu zu definieren (Josef H ö f f n e r, Die deutschen Katholiken und die soziale Frage im 19. Jahrhundert, Paderborn 1954, S. 6). Vgl. Thomas G r o s s m a n n, Art. Katholikentage, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 5, Freiburg i.Br./Wien u.a. 3 1996, Sp. 1339-1345; K r a c h t, S. 216; L ü t t g e n, S. 13; Heinz H ü r t e n, Katholikentage im Wandel der Zeit, in: Ulrich v o n H e h l und Friedrich K r o n e n - b e r g (Hrsg.), Zeitzeichen: 150 Jahre Deutsche Katholikentage 1848-1998, Paderborn 1999, S. 59-71; Johannes B. K i s s l i n g, Geschichte der deutschen Katholikentage. Im Auftrage des

Sodalitäten und „seinem“ Verein erläuterte: Die Sodalitäten sollten von kirchlicher Seite auf die jungen Leute einwirken, sie zu einem geordneten kirchlichen Leben anleiten, um sie dann zu ermutigen, „in das bürgerliche Leben einzugreifen“; der Gesellenverein dagegen biete zunächst gesellschaftlichen Halt, um erst in einem zweiten Schritt seine Mitglieder zur Kirche hin zu führen.<sup>32</sup>

Kolpings Ausführungen scheinen dazu beigetragen zu haben, dass sich Johann Wilhelm Burken für die Errichtung eines katholischen Gesellenvereins in Weener entschied. Als Mitglied des Piusvereins gehörte er zum Kreis der Geistlichen im Bistum Osnabrück, die sich bereits seit den 1840er Jahren darum bemühten, auf eine verstärkte Beteiligung der Laien am kirchlichen Leben hinzuwirken, wozu ihm der Gesellenverein mehr als geeignet erschien.<sup>33</sup> Auch wenn Burken nach 1852 an keinem weiteren Katholikentag teilgenommen hat, war er durch die jährlichen Berichterstattungen zu den Generalversammlungen über die Weiterentwicklung des Gesellenvereins informiert, denn der kam in den folgenden Jahren immer wieder zur Sprache.<sup>34</sup>

Bei einer Einwohnerzahl von 20.743 Seelen im Amt Weener im Jahr 1864 stellten die Reformierten mit ca. 87 % die absolute Mehrheit. Die Lutheraner brachten es noch auf knapp 10 %. Dagegen waren die 355 Katholiken mit ihren ca. 1,7 % nur eine kleine Minderheit.<sup>35</sup> Unter den wenigen Katholiken hat es nur eine verschwindend kleine Gruppe gegeben, die als mögliche Mitglieder für den Verein in Frage gekommen wäre. Immerhin war die Mitgliedschaft an hohe Maßstäbe gebunden: Es musste sich um Handwerksgesellen handeln, die mindestens 18 Jahre alt und ledig waren. Berufliche Selbständigkeit und/oder Heirat führten unmittelbar zur Beendigung der (aktiven) Mitgliedschaft; junge Männer außerhalb des Handwerks waren nicht zugelassen.<sup>36</sup> Mit einem spürbaren Zuzug katholischer Gesellen von auswärts war angesichts der wirtschaftlichen Situation in Ostfriesland nicht zu rechnen.<sup>37</sup> Von daher müssen die Überlegungen, in Weener einen katholischen Gesellenverein zu gründen, von Beginn an darauf ausgerichtet gewesen sein, auch evangelische Gesellen für eine Mitgliedschaft zu gewinnen.

Um die dauerhafte Existenz eines solchen Vereins zu sichern, hatte Kolping schon 1848 in seiner Broschüre „Der Gesellenverein“ festgestellt, dass der Rückhalt im lokalen Umfeld unverzichtbar sei; deshalb sollte der Vorstand aus achtbaren Bürgern bestehen. Bei der Errichtung des Kölner Vereins 1849 nannte er dieses

---

Zentralkomitees für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, 2 Bde., Münster 1920-1923.

32 Vgl. Kolping, Soziale Frage II, S. 40-42, Nr. 56.

33 Vgl. Jäger, S. 134-138. – Die Mitgliedschaft Burkens im Piusverein ergibt sich aus seiner Teilnahme an der Generalversammlung in Münster, die als Delegiertenversammlung der Piusvereine stattfand.

34 Kracht, S. 217.

35 RZ 5, Nr. 215 vom 07.02.1865 [Blatt 2]).

36 Zur Mitgliedschaft heißt es in § 9 des Generalstatuts: „In den „Katholischen Gesellenverein“ können nur ledige Handwerksgesellen als ordentliche Mitglieder aufgenommen werden. Jedes aufzunehmende Mitglied muß wenigstens achtzehn Jahre alt sein, einen unbescholtenen Lebenswandel führen oder zu führen entschlossen sein. Einzelne Ausnahmen in betreff des Alters und des Gewerbes können nur durch Zustimmung der Mitglieder gestattet werden.“ (Kolping, Soziale Frage II, S. 378, Nr. 108). – Ausführlich hierzu vgl. Hanke, Kolpingwerk 1, S. 78-79 sowie Kracht, S. 178-179.

37 Vgl. hierzu u. a. Heinrich Schmidt, Politische Geschichte Ostfrieslands, Leer 1975, S. 439-440.

Gremium „Schutzvorstand“ und verankerte es in der Satzung, – eine Regelung, die schon bald verbandsweit Verbreitung fand:<sup>38</sup> „Im Kern ging es darum, aus dem Kreis der tonangebenden gesellschaftlichen Schichten, d. h. vor allem des sog. Bildungs- und Besitzbürgertums, ‚Sympathisanten‘ für den Gesellenverein zu gewinnen, die seine Arbeit tatkräftig unterstützten und damit zugleich seine Akzeptanz im lokalen Umfeld förderten.“<sup>39</sup> Die Aufgabe des Schutzvorstandes war es also, sowohl den ideellen als auch den wirtschaftlichen Beistand für den Verein sicherzustellen.

Selbst wenn es in Weener auch eine ideelle Unterstützung seitens der Katholiken gegeben hat, dürften sie kaum in der Lage gewesen sein, die wirtschaftliche Absicherung des Gesellenvereins zu gewährleisten. So heißt es in einem Bericht des Amtes Weener an die Landdrostei in Aurich 1837: „Unter den Einwohnern katholischer Confession des Amtes Weener sind nur einzelne wohlhabende Familien. Der größte Theil derselben besteht aus unbemittelten Gewerbetreibenden und Arbeitern.“<sup>40</sup> Dementsprechend hat die Gemeinde von Anfang an unter finanziellen Engpässen gelitten.<sup>41</sup> Angesichts der ökumenischen Offenheit vor Ort vertraute Burken offensichtlich darauf, entsprechende Unterstützung auch von der evangelischen Bevölkerung zu erhalten. Der Zeitpunkt für das Vorhaben war günstig, denn 1864/65 war man im Amt Weener dabei, Vorbereitungen für die Einführung einer „allgemeinen Gesellen-Krankenkasse“ zu treffen, so dass die Situation der Handwerksbuschen „in aller Munde“ war.<sup>42</sup> Mit ihren Gründungsplänen schaltete sich die kleine katholische Gemeinde damit in eine öffentliche Diskussion ein und setzte ein Zeichen gesellschaftspolitischen Engagements über konfessionelle Grenzen hinweg. Zwar hatte die Generalversammlung des Katholischen Gesellenvereins 1864 in Würzburg beschlossen, dass Protestanten nicht in den Schutzvorstand aufgenommen werden sollten. „Mit Rücksicht auf die Vereine in konfessionell gemischten Gegenden sollten sie aber als Ehrenmitglieder fungieren können.“<sup>43</sup> Sie waren somit nicht „nur“ Freunde und Gönner, sondern ihnen wurde die gleiche Stellung eingeräumt, die auch Vereinsmitglieder nach Beendigung ihrer aktiven Mitgliedschaft erlangen konnten.

Mit der Situation in Weener vertraut – vor allem hinsichtlich des konfessionellen Miteinanders – war der aus dem Ortsteil Stapelmoor gebürtige Priester Joseph Ignatz Connemann, der ebenfalls dem Piusverein angehörte.<sup>44</sup> Er und Johann Wilhelm Burken haben sich somit nicht nur als Angehörige des Diözesanklerus gekannt, sondern sind auch im Piusverein zusammengetroffen, um Fragen der

38 Vgl. Adolph Kolping, Dokumente über den katholischen Gesellenverein 1846 bis 1852, hrsg. v. Franz Lüttgen, S. 71, Nr. 15. Der vollständige Titel der Broschüre lautet: „Der Gesellenverein. Zur Beherrigung für alle, die es mit dem wahren Volkswohl gut meinen“; vgl. ebd., S. 62-79). – Zur Kölner Satzung vgl. ebd., S. 6-17, Nr. 6, §§ 2, 4 und 14-15.

39 Hanke, Kolpingwerk 1, S. 62. Vgl. auch Heiner Johannes Wirtz, Katholische Gesellenvereine und Kolpingsfamilien im Bistum Münster 1852-1960. „Gott zur Ehre und den Gesellen zum Vorteil“, Münster 1999, S. 29 sowie Kracht, S. 176-178.

40 BAOS, Pfarreiakten Weener St. Joseph, C-110: Dokumente zur Errichtung der katholischen Gemeinde Weener: Bericht des Amtes Weener an die Königliche Landdrostei Aurich vom 22.12.1837. Vgl. auch Hegemann, Marheineke, S. 10-28.

41 Vgl. ebd., S. 11 und S. 30-31.

42 Sie wurde im ersten Quartal 1865 verbindlich eingeführt (vgl. RZ 5, Nr. 222, vom 01.04.1865 [Blatt 2]).

43 Kracht, S. 247.

44 Vgl. Verhandlungen 1852, S. 6. Zu seiner Ortskenntnis siehe S. 44. [\[QUERVERWEIS\]](#)

kirchlichen Entwicklung im Bistum zu erörtern. Anzunehmen ist, dass sich die Kontakte zwischen beiden mit der Versetzung von Burken nach Weener intensiviert haben, denn auf dem Hintergrund seiner eigenen Ortskenntnis und seiner familiären Beziehungen war Connemann in der Lage, dem Amtsbruder wertvolle Hinweise für die pastorale Arbeit vor Ort zu geben. Da beiden die Erläuterungen Kolpings beim Katholikentag in Münster zu den Unterschieden zwischen Sodalitäten und Gesellenverein bekannt waren, ist es vorstellbar, dass sie das Gründungsvorhaben miteinander besprochen haben, auch wenn hierfür bislang keine Belege vorliegen.

Wenn Johann Wilhelm Burken in der Weener Tradition als „seeleneifriger“ Priester bezeichnet wird, so ist das ein Hinweis darauf, dass er sich in der ostfriesischen Diaspora intensiv um die Schaffung bzw. Festigung eines „katholischen Milieus“ bemüht hat. Die von ihm maßgeblich veranlasste Gründung eines ökumenisch ausgerichteten Gesellenvereins macht deutlich, dass er es verstanden hat, die vorhandene konfessionelle Offenheit in seine pastoralen Bemühungen einzubeziehen.<sup>45</sup>

### *„Innere“ Entwicklung und verbandliche Einbindung*

Aufgrund der dürftigen Quellenlage sind Aussagen zur Entwicklung des Vereins kaum möglich; eine Mitgliederliste fehlt ebenso wie jedweder Schriftverkehr. Auch Veranstaltungs- oder Themenankündigungen liegen nicht vor. Fest stehen lediglich die Eckdaten: Die Gründung 1865, die Präsesschaft von Pfarrer Burken und die Streichung aus dem Vereinsregister 1871.<sup>46</sup> Die Registrierung beim Gesamtverband macht deutlich, dass man sich in Weener für einen katholischen Gesellenverein „nach dem Muster Kolpings“ entschieden und sich dementsprechend beim Kölner Zentralverein angemeldet hatte. Ob dabei der vom Generalstatut vorgeschriebene Weg eingehalten worden ist, bleibt dahingestellt. Kolping hat das Verfahren mehrfach beschrieben, so u. a. 1860 in einem Brief an den Bremer Präses Gerhard Stephan Fiedeldey: „Nach unserer Ordnung müssen Sie sich mit dem Bremer Verein vorab an Ihren Diözesan-Verein, also in Osnabrück [...] anschließen, dem dortigen Präses Meldung machen und beim hochwürdigsten Bischöfe die Anzeige nicht unterlassen. Durch den Diözesanpräses erhalte ich die weitere Anzeige für den Anschluß an den ganzen katholischen Gesellen-Verein. Der Diözesanpräses hat die Statuten zu prüfen, wobei auch er ein Abweichen von den Generalstatuten nicht zugeben darf.“<sup>47</sup> Die Aufnahme in den Gesamtverband wurde – nach Beschlussfassung durch den Zentralvorstand – von Kolping

45 Vgl. Hegemann, Marheineke, S. 60. In Vinnen bezeichnete man ihn als „guten Seelsorger und Katechet“ (vgl. 150 Jahre Kirchweihe St. Antonius Einsiedler Vinnen, hrsg. vom Pfarrgemeinderat St. Antonius Vinnen, Vinnen 2008, S. 153).

46 Siehe S. 39-40. [QUERVERWEIS]

47 Adolph Kolping, Briefe, hrsg. von Michael Hanke, Rosa Copelovici, Köln 1991, 341, Nr. 211; vgl. auch ebd. S. 301, Nr. 173 und S. 456, Nr. 297. Dieser Weg ergibt sich aus § 2 des „Allgemeinen Statuts des Katholischen Gesellenvereins“ in der Fassung von 1858 (vgl. Kolping, Soziale Frage II, S. 377-380, Nr. 108). – Zu Bremen ausführlich vgl. Gerd Holtkotten, Die Anfänge des Kolpingwerkes in der Hansestadt Bremen: Der katholische Gesellenverein zu Bremen, in: Bremisches Jahrbuch, 92, 2013, S. 188-216, vor allem S. 191-196.



Abb. 4: Diözesanpräses  
Johann Heinrich Reiner-  
mann (1820-1872)  
(Bistumsarchiv Münster)

mit der Übersendung eines Aufnahme diploms bestä-  
tigt.<sup>48</sup> Zwar lassen sich diese Einzelschritte für Weener  
nicht nachvollziehen, trotzdem ist zu erkennen, dass  
zumindest im Anschluss an die Anmeldung auch der  
zuständige Diözesanpräses von der Gründung Kennt-  
nis erhielt, so dass er den Verein in das Verzeichnis von  
1867 aufnahm.<sup>49</sup>

Für die Vereinsmitglieder vor Ort hatte der Beitritt  
zum Gesamtverband u. a. zur Folge, dass sie – entspre-  
chend der Wanderordnung des Verbandes – in jedem  
anderen Gesellenverein Zutritt hatten.<sup>50</sup> Inwiefern  
davon Gebrauch gemacht worden ist, lässt sich nicht  
sagen, da auch hierzu keine Belege zur Verfügung  
stehen. Als Mitglied des Gesamtverbandes hatte der  
Verein selbst die Möglichkeit, an den Versammlungen  
des Verbandes teilzunehmen. Unter den Teilnehmern  
der Generalversammlungen 1866 und 1870, die beide  
in Köln stattfanden, wird jedoch kein Vertreter aus Weener genannt.<sup>51</sup> Ebenso  
fehlen Hinweise darauf, dass der Verein Kontakte zu „Brudervereinen“ in der  
Diözese gepflegt hätte. Insgesamt ergibt sich der Eindruck, dass er weitgehend  
zurückgezogen existiert hat, vermutlich vor allem auf sich selbst konzentriert.

Die Gesellenvereine im Bistum Osnabrück wurden zur damaligen Zeit vom  
Münsteraner Diözesanpräses Johann Heinrich Reineremann mitbetreut.<sup>52</sup> Für den  
12. Juni 1871 hatte er eine Versammlung der Vereine seines Zuständigkeitsberei-  
ches nach Münster einberufen. An dieser Zusammenkunft nahmen 19 Personen  
teil, darunter auch der Nachfolger Kolpings im Amt des Generalpräses, Sebastian  
Georg Schäffer.<sup>53</sup> Aus der Diözese Osnabrück waren lediglich die Präses aus  
Osnabrück und Meppen anwesend; unter denen, die „entschuldigt und

48 Vgl. H a n k e , Kolpingwerk 1, S. 102 sowie K r a c h t , S. 215.

49 Die Überprüfung des Pfarrarchivs der Weener St. Joseph-Gemeinde auf mögliche Dokumente  
bzgl. der Vereinsgründung war nicht möglich, da das Archiv gegenwärtig für Recherchen nicht  
zur Verfügung steht.

50 Zur Wanderordnung des Verbandes vgl. die Paragraphen 18-25 des Generalstatuts von 1858 in:  
K o l p i n g , Soziale Frage II, S. 379-380, Nr. 108.

51 Zu 1866 vgl. RV 13, Nr. 42 vom 20.10.1866, S. 657-662 sowie MV 1867, H. 5, Sp. 134-142;  
ob 1866 ein Vertreter aus Weener bei der „große[n] Menge von Präsesen und sonstigen Ver-  
einsabgeordneten aus fast allen Diöcesen Deutschlands“ gewesen ist, muss offen bleiben (Zitat  
aus RV). Zu 1870 vgl. RV 17, Nr. 27 vom 02.07.1870, S. 429-430 sowie MV 1870, H. 19, Sp.  
545-575.

52 Vgl. G e r d H o l t k o t t e n , Das Kolpingwerk in Norddeutschland. Die Anfänge verbandlicher  
Strukturen des Katholischen Gesellenvereins im Bistum Osnabrück und in den Nordischen Mis-  
sionen, in: Osnabrücker Mitteilungen, 119, 2014, S. 67-89, hier: S. 74-78. – Johann Heinrich  
Reineremann (1820-1872), 1842 Priesterweihe in Münster, zunächst Vikar und seit 1846 Kaplan  
an St. Ägidii in Münster, ab Mai 1856 Pfarrer in Sendenhorst, seit 1852 Präses des Münsteraner  
Gesellenvereins, seit Anfang 1859 zusätzlich Diözesanpräses (vgl. Bistumsarchiv Münster, Kle-  
ruskartei: Reineremann, J. H.). Seit November 1862 war er auch für die Vereine in den Diözesen  
Osnabrück und Hildesheim sowie in den Nordischen Missionen zuständig.

53 Sebastian Georg Schäffer (1828-1901), 1852 Priesterweihe, 1853 Kaplan und Religionslehrer  
in Trier, seit 1853 Präses des Gesellenvereins zu Trier, 1858 zusätzlich Diözesanpräses im Bis-  
tum Trier. 1866 zum Generalpräses des Katholischen Gesellenvereins gewählt (vgl. K o l p i n g ,  
Briefe, S. 604).

verhindert“ waren, wird Präses Burken aus Weener nicht genannt.<sup>54</sup> Unmittelbar im Anschluss an den Bericht von dieser Tagung findet sich in den „Mittheilungen“ der Hinweis darauf, dass der Verein in Weener nicht mehr bestehe.<sup>55</sup> Da diese Nachricht (zusammen mit weiteren Meldungen) in der Rubrik „Vereinsgebiet Münster, Osnabrück, Hildesheim und Nordische Missionen“ zu finden ist, wird sie über den vorgesehenen „Dienstweg“ von Diözesanpräses Reinermann nach Köln weitergegeben worden sein.<sup>56</sup> Warum es zur Vereinsauflösung gekommen ist, wird nicht gesagt. Erkennbar wird aber, dass Johann Wilhelm Burken daran gelegen war, den Verein nicht einfach „einschlafen“ zu lassen, sondern ihn ordnungsgemäß beim Gesamtverband abzumelden.

### *Schlussbetrachtung*

Der Gesellenverein in Weener hat nur wenige Jahre bestanden und muss somit als eine „Fehlgründung“ bezeichnet werden.<sup>57</sup> Er ist – trotz aller ökumenischen Offenheit – an der ostfriesischen Diasporasituation gescheitert. Die mit seiner Gründung verbundenen Erwartungshaltungen waren zu groß; der Spagat zwischen der Schaffung eines katholischen Milieus einerseits und einem konfessionsübergreifenden, letztlich aber doch katholisch orientierten Verein andererseits war nicht zu leisten. Wenn einzelne Protestanten sich in der Lage sahen, in einen solchen Verein einzutreten und sich dort zu engagieren, so geschah das in der Regel dort, wo ein mehr oder weniger katholisch geprägtes Umfeld für einen ausreichenden sowohl ideellen als auch wirtschaftlichen Rückhalt des Vereins in der Bevölkerung Sorge tragen konnte. Ein solcher Rückhalt war in Weener nicht gegeben; hier kam es darauf an, dass sich nicht nur einzelne Nichtkatholiken dem Verein anschlossen, sondern dass ein Teil der protestantischen Bevölkerung auch zu seiner Unterstützung bereit war. Selbst wenn man ihn unter beruflichen Aspekten als sinnvoll und nützlich angesehen haben mag, so dürfte man sich dennoch letztlich schwer mit seiner konfessionellen Ausrichtung getan haben.

Verschärft wurden diese örtlichen Schwierigkeiten durch die gesamtkirchliche Entwicklung. Bereits die Vorberatungen und erst recht die Verkündung des sog. Unfehlbarkeitsdogmas durch das 1. Vatikanische Konzil im Sommer 1870 hatten nicht nur zu heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der katholischen Kirche geführt, sondern auch das Miteinander der Konfessionen stark belastet, wenn nicht sogar weitgehend unmöglich gemacht. Der ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Manfred Kock, beschrieb das 2001 vorsichtig mit den Worten: „Diese im I. Vatikanischen Konzil definierte Lehrentwicklung

---

54 Vgl. MV 1871, H. 23, Sp. 677.

55 Vgl. ebd., Sp. 679.

56 Kolping hatte bei der Gründung der „Mittheilungen“ deutlich gemacht, dass Meldungen aus den Diözesanbereichen über die Diözesanpräses nach Köln zu schicken sind: „Nur durch die Diözesanpräses werden wir die auswärtigen Berichte entgegennehmen und berücksichtigen [...]“ (Adolph Kolping, Soziale Frage und Gesellenverein. Teil III: 1859-1865, hrsg. von Rosa Copelovici, Michael Hanke, Franz Lüttgen, Josef Anton Stüttler, Köln 1987, S. 230, Nr. 136).

57 Bei den sog. „Fehlgründungen“ handelt es sich nach Hans-Joachim Kracht um nicht gelungene Gründungsversuche oder um Vereine, die auf längere Sicht nicht lebensfähig waren (vgl. Kracht, S. 527).

der römisch-katholischen Kirche über das Papstamt hat die Distanz zu den Kirchen der Reformation vergrößert [...]“.<sup>58</sup> In Hinblick auf das Verhältnis zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche entwickelte sich u. a. hieraus der Kulturkampf.<sup>59</sup> Von dieser Warte her gesehen ist die Auflösung des ersten „ökumenischen“ Gesellenvereins im Bistum Osnabrück nicht zuletzt auch das Ergebnis dieser gesamtkirchlichen Entwicklung.

Dennoch bleibt festzuhalten, dass die Errichtung des Vereins in Weener ein mutiger Schritt zur Überwindung der konfessionellen Grenzen in der ostfriesischen Diaspora war. Unverkennbar ist, dass Johann Wilhelm Burken Impulsgeber und Motor des Vereins gewesen ist. So verwundert es auch nicht, wenn die Streichungsmeldung in engem zeitlichen Zusammenhang mit seiner Versetzung im Jahre 1871 steht: Er musste sich das Scheitern seiner Bemühungen eingestehen und dafür sorgen, seinem Nachfolger in Weener „geordnete Verhältnisse“ zu übergeben.

Inwiefern die Weener Gründung Auswirkungen auf andere Gesellenvereine in der Diözese Osnabrück gehabt hat, bedarf weiterer Nachforschungen. Bekannt ist, dass 1872 der Präses des ebenfalls 1865 errichteten Vereins in Melle, Vikar Johannes Hunfeld, öffentlich erklärte, dass auch dieser Verein für Gesellen aller Konfessionen offen sei.<sup>60</sup> Ob dies allerdings mit Weener in einem direkten Zusammenhang zu sehen ist, bleibt vorerst dahingestellt.

Im örtlichen Umfeld von Weener wurde 1872 in Papenburg im nördlichen Emsland ein katholischer Gesellenverein errichtet. In Ostfriesland dauerte es bis ins Jahr 1883, ehe sich – nach dem Kulturkampf – in Leer neuerlich ein katholischer Gesellenverein konstituierte.<sup>61</sup>

## Zusammenfassung

Katholiken in Ostfriesland waren und sind eine kleine Minderheit. Dennoch wurde im Jahre 1865 in Weener ein katholischer Gesellenverein gegründet, der sich auf die Ideen des katholischen Priesters und Sozialreformers Adolph Kolping berief. Impulsgeber und Motor war der Pfarrer der noch jungen katholischen St. Josephs-Gemeinde, Johann Wilhelm Burken. Im Vertrauen auf das respekt- und vertrauensvolle Verhältnis zwischen Katholiken und

58 Manfred K o c k, Das Papstamt aus evangelischer Perspektive. Vortrag in der Karl-Rahner-Akademie zu Köln am 4.9.2001, in: epd-Dokumentation/Evangelischer Pressdienst 2001, H. 44, S. 51-58, hier: 56.

59 Auf die Auswirkungen der Konzilsbeschlüsse im Hinblick auf die Verbandsarbeit allgemein – vor allem unter dem Aspekt des Kulturkampfes – hat schon Michael Hanke hingewiesen (vgl. Michael H a n k e, Mitten in der Bewegung der Zeit ... Geschichte des Kolpingwerkes in Deutschland, Bd. 2: 1871-1918, Köln 2002, S. 9-10).

60 Vgl. den Bericht aus dem Gesellenverein Melle in „Neue-Volks-Blätter“ 5, Nr. 7 vom 10.1.1872, fol. 14 (als Übernahme aus dem „Meller Kreis-Blatt“). – Die Foliozählung bezieht sich auf die im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Osnabrück vorhandene verfilmte Ausgabe (Signatur: Slg III Nr. 816ff.). – Johannes Hunfeld (1835-1901), 1865 Priesterweihe, 1865 Lehrer in Twistringen, 1868 Vikar in Gelting und Borgloh, 1869 Vikar in Melle, 1888 Pfarrer in Baccum (vgl. BAOS, Kleruskartei: Hunfeld, J.).

61 Zu Papenburg vgl. Günther D ö b b e r, 100 Jahre Kolpingsfamilie St. Antonius Papenburg-Untenende, [Papenburg 1972], S. 11. – Zu Leer vgl. Kolping International (Hrsg.), Schematismus des Internationalen Kolpingwerkes – Directory of the International Kolping Society – Directorio de la Obra Kolping Internacional, Köln 2012, S. 54.

Protestanten vor Ort wagte er den Versuch, einen solchen katholischen Verein zu errichten, der auch für Nichtkatholiken offen war. Die positiven Erfahrungen in und mit dem Kölner Gesellenverein, den zwei evangelische Handwerksburschen aus dem Bereich Weener in den 1850er Jahren machen konnten, haben Burken in seinem Vorhaben bestärkt. Die Zeit war jedoch offensichtlich noch nicht reif für ein solches „ökumenisches Experiment“, wie die Auflösung des Vereins im Jahre 1871 zeigt. Nicht zuletzt haben hierbei auch die Bestrebungen in der katholischen Kirche, die besondere Bedeutung des Papstamtes im sog. Unfehlbarkeitsdogma herauszustellen, maßgeblich mitgewirkt.

### Literatur

150 Jahre Kirchweihe St. Antonius Einsiedler Vinnen, hrsg. vom Pfarrgemeinderat St. Antonius Vinnen, Vinnen 2008.

Helmut Annessen, Die Familien der Kirchengemeinde Böhmerwold (1695-1910), Aurich 2004.

Helmut Annessen, Die Familien der Kirchengemeinde Critzum (1724-1900), Aurich 2006.

Günther Döbber, 100 Jahre Kolpingsfamilie St. Antonius Papenburg-Untenende, [Papenburg 1972].

Erwin Gatz (Hrsg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder: 1785/1803 bis 1945, Berlin 1983.

Helmut Gloga (Hrsg.), Das plattdeutsche Lied. 125 niederdeutsche Volkslieder von der Frührenaissance bis ins 20. Jahrhundert, München/Zürich 1982.

Thomas Grossmann, Art. Katholikentage, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 5, Freiburg i.Br./Wien u.a. 3 1996, Sp. 1339-1345.

Michael Hanke, Mitten in der Bewegung der Zeit ... Geschichte des Kolpingwerkes in Deutschland, Band 1: 1846-1871, Köln 2000; Bd. 2: 1871-1918, Köln 2002.

Hermann Hegemann, Franz Marheineke, 150 Jahre St. Joseph – Katholische Kirche in Weener Ostfriesland, Weener 1994.

Rainer Hehemann (Bearb.), Biographisches Handbuch zur Geschichte der Region Osnabrück, Bramsche 1990.

Josef Höffner, Die deutschen Katholiken und die soziale Frage im 19. Jahrhundert, Paderborn 1954.

Gerd Holtkotten, Die Anfänge des Kolpingwerkes in der Hansestadt Bremen: Der katholische Gesellenverein zu Bremen, in: Bremisches Jahrbuch, 92, 2013, S. 188-216.

Gerd Holtkotten, Das Kolpingwerk in Norddeutschland. Die Anfänge verbandlicher Strukturen des Katholischen Gesellenvereins im Bistum Osnabrück und in den Nordischen Missionen, in: Osnabrücker Mitteilungen, 119, 2014, S. 67-89.

Heinz Hürten, Katholikentage im Wandel der Zeit, in: Ulrich von Hehl, Friedrich Kronenberg (Hrsg.), Zeitzeichen: 150 Jahre Deutsche Katholikentage 1848-1998, Paderborn 1999, S. 59-71.

Helmut Jäger, „Wohl tobet um die Mauern der Sturm in wilder Wut ...“. Das Bistum Osnabrück zwischen Säkularisation und Modernisierung 1802-1858, Osnabrück 2007.

Johannes B. Kissling, Geschichte der deutschen Katholikentage. Im Auftrage des Zentralkomitees für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, 2 Bde., Münster 1920-1923.

Manfred Kock, Das Papstamt aus evangelischer Perspektive. Vortrag in der Karl-Rahner-Akademie zu Köln am 4.9.2001, in: epd-Dokumentation/Evangelischer Pressdienst, Heft 44, 2001, S. 51-58.

Adolph Kolping, Briefe, hrsg. von Michael Hanke, Rosa Copelovici, Köln 1991.

Adolph Kolping, Dokumente über den katholischen Gesellenverein 1846 bis 1852, hrsg. von Franz Lüttgen, Köln 2007.

Adolph Kolping, Dokumente über den Kölner Gesellenverein 1849-1865, hrsg. von Franz Lüttgen, Köln 1998.

Adolph Kolping, Soziale Frage und Gesellenverein, Teil II: 1852-1858, hrsg. von Rosa Copelovici, Michael Hanke, Franz Lüttgen, Josef Anton Stüttler, Köln 1986.

Adolph Kolping, Soziale Frage und Gesellenverein, Teil III: 1859-1865, hrsg. von Rosa Copelovici, Michael Hanke, Franz Lüttgen, Josef Anton Stüttler, Köln 1987.

Kolping International (Hrsg.), Schematismus des Internationalen Kolpingwerkes – Directory of the International Kolping Society – Directorio de la Obra Kolping Internacional, Köln 2012.

Hans-Joachim Kracht, Adolph Kolping. Priester, Pädagoge, Publizist im Dienst christlicher Sozialreform. Leben und Werk aus den Quellen dargestellt, Freiburg/Basel/Wien 1993.

Wilhelm Lange, Die Familien der Kirchengemeinde Bingum (1760-1900), Aurich 1994.

Wilhelm Lange, Die Familien des Dorfes Kirchborgum (1724-1900), Aurich 1985.

Franz Lüttgen, Kolping auf den deutschen Katholikentagen, Köln 2004.

Bernhard Ridder, Die Deutsche Kolpingsfamilie in ihren Diözesanverbänden, Köln 1960.

Sebastian Georg Schäffer, Adolph Kolping der Gesellenvater, Paderborn 2 1880.

Heinrich Schmidt, Politische Geschichte Ostfrieslands, Leer 1975.

Michael Schmolke, Adolph Kolping als Publizist. Ein Beitrag zur Publizistik und zur Verbandsgeschichte des deutschen Katholizismus im 19. Jh., Münster 1966.

Paul Steinke, Leitbild für die Kirche: Adolph Kolping. Sendung und Zeugnis seines Wirkens heute, Paderborn 1991.

Hermann Stieglitz (Bearb.), Handbuch des Bistums Osnabrück, hrsg. vom Bischöflichen Generalvikariat Osnabrück, Osnabrück 1991.

Heiner Johannes Wirtz, Katholische Gesellenvereine und Kolpingsfamilien im Bistum Münster 1852-1960. „Gott zur Ehre und den Gesellen zum Vorteil“, Münster 1999.

# Dr. med. Hermine Heusler-Edenhuizen – Neues zu ihrer ärztlichen und politischen Haltung

Von Heyo Prahm

Die Lebensgeschichte der ersten deutschen Frauenärztin, Dr. med. Hermine Heusler-Edenhuizen (1872-1955) aus Pewsum in Ostfriesland, ist inzwischen vielen durch die Publikation ihrer Lebenserinnerungen bekannt.<sup>1</sup> Aus daraus entstandenen Kontakten mit Zeitgenossinnen und einer weiteren Auswertung des Nachlasses ergaben sich inzwischen neue Erkenntnisse, vor allem zu der Entwicklung Hermine Heusler-Edenhuizens von der höheren Tochter aus der preußischen Provinz Ostfriesland zur modernen, national und international anerkannten Ärztin im Berlin der Weimarer Republik, zu ihrer Tätigkeit als medizinische Gutachterin sowie zu ihrer politischen Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus.<sup>2</sup> Diese neuen Aspekte werden in den folgenden Kapiteln dargestellt.



Abb. 1: Porträt Dr. med. Hermine Heusler-Edenhuizen anlässlich ihres 60. Geburtstages (aus: Gertrud Bäumer, Dr. med. Hermine Heusler-Edenhuizen, in: Die Frau, 39, 1931, S. 111.)

## *Die höhere Tochter und der Kampf um die Mädchenbildung*

Zum 80. Geburtstag von Helene Lange (1848-1930) am 9. April 1928 erschien ein Sonderheft des Nachrichtenblattes des Bundes Deutscher Frauenvereine, in dem Dr. Hermine Heusler-Edenhuizen einen Vortrag mit dem Titel „Helene Lange und die höhere Tochter von früher“ veröffentlichte:<sup>3</sup> „Ich bin selbst eine gewesen,

- 1 Heyo Prahm (Hrsg.), Hermine Heusler-Edenhuizen. Die erste deutsche Frauenärztin, Opladen 1997 und 2012; Hermine Heusler-Edenhuizen, Du musst es wagen! Lebenserinnerungen der ersten deutschen Frauenärztin, Reinbek 1999; Heyo Prahm, Art. Heusler-Edenhuizen, Harmina (Hermine) Egberta, geb. Edenhuizen, in: Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 2, Aurich 1997, S. 160-161.
- 2 Der vollständige Nachlass wurde mir von der Familie (Heide Petretto) nach dem Tod der Adoptivtochter von Hermine Heusler-Edenhuizen, Dr.med. Hella Häußler, geb. Heusler-Edenhuizen, am 30.5.2003 übergeben. So konnte ein Findbuch zum Nachlass angelegt werden. Insbesondere ihre Briefwechsel und die ca. 30 handschriftlichen Vortragsmanuskripte (in Sütterlin-Schrift) sind noch nicht ausgewertet.
- 3 Hermine Heusler-Edenhuizen, Helene Lange und die höhere Tochter von früher, in: Nachrichtenblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine. Helene Lange zum achtzigsten



Abb. 2: Helene Lange (1848-1930) um 1890 (Nachlass Edenuhuizen)

eine ganz echte, ratlose, darum vermag ich aus eigener Erfahrung zu berichten, wie ihr Leben ursprünglich war und entscheidend durch Helene Lange beeinflusst wurde“.

Im Alter von 18 Jahren hatte für Hermine Edenuhuizen das Leben einer erwachsenen Tochter begonnen, die „sinnig“ zu sein hatte, sich im Haushalt betätigen, Klavier spielen, Handarbeiten machen und malen sollte.<sup>4</sup> Sie beschrieb die an sie gestellten Erwartungen in dem erwähnten Vortrag zu Helene Langes 80. Geburtstag weiter:

„Die Hauptaufgabe aber, über die man zwar nicht offen sprach, die aber spürbar in der Luft lag, war die, „auf einen Mann zu warten“. Dies „Wartensollen auf den Mann“ hat meine ganze Empörung wachgerufen. Man kam sich so vergewaltigt vor, daß man quasi zur

Wahl ausgestellt war und daß die Erfüllung aller Glücksvorstellungen und Glückshoffnungen, die man in sich trug, abhängig sein sollte von dem guten Willen des unbekanntes Mannes!“

Auch ihr Vater sah die geistige Erziehung seiner Töchter (sie hatte drei Schwestern und drei Brüder) nach dem Besuch der obersten Klasse der höheren Töchterschule in Emden 1888 mit 16 Jahren und dem nachfolgenden Pensionsjahr als abgeschlossen an. Tatsächlich verfolgten die Höheren Töchterschulen – im Gegensatz zu den humanistischen Gymnasien für Jungen – nicht das Ziel, die Mädchen zur Universitätsreife auszubilden. Die Aufgabe dieser Schulen wurde 1872 in einer Konferenz der Mädchenschulpädagogen in Weimar – Männer dominierten auch diese Lehrkörper – folgendermaßen formuliert:

„Es gilt, dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und der Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau am häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, dass ihm vielmehr das Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühls für dieselben zur Seite stehe.“<sup>5</sup>

In der Atmosphäre dieser traditionellen Frauenrolle war Hermine Edenuhuizen aufgewachsen. Sie fühlte sich „vollkommen machtlos gegenüber der geistigen Leere. Verzweifelt habe ich oft stundenlang in die melancholische Landschaft hinausgesehen und mich entsetzt gefragt, ob das Leben nun immer so inhaltslos weitergehen solle.“<sup>6</sup>

---

Geburtstag am 9. April 1928, Mannheim 1928, S. 5-6.

4 Prahm, Frauenärztin, S. 39.

5 Helene Lange, Kampfzeiten. Bd. 1, Berlin 1928, S. 9-10.

6 Heusler-Edenuhuizen, Helene Lange, S. 5



## Frauenleben und -Streben.

\* Die neuen Berliner „Gymnasialkurse für Frauen“ werden am 12. Oktober d. J. eröffnet. Die Kurse finden in der städtischen Charlottensschule (Steglitzerstr. 29) in den Nachmittagsstunden statt und dauern voraussichtlich 3 bis 4 Jahre. Das Honorar beträgt 125 Mark für das Semester. Die in den Gymnasialkursen befolgten Methoden sind auf völlig Erwachsene berechnet, so daß der Eintritt etwa mit dem 18. Lebensjahr ratiam erscheinen wird. Das Minimaleintrittsalter ist das vollendete 16. Lebensjahr. Eine weitere Eintrittsbedingung ist das Bestehen einer Aufnahmeprüfung, in welcher diejenigen Kenntnisse nachzuweisen sind, die programmäßig in einer vollausgestalteten höheren Mädchenschule erworben werden. Die Teilnahme an einzelnen Kursen ist gestattet. Nähere Auskunft erteilt die Leiterin der Kurse, Frä. Helene Lange (Berlin W., Schöneberger Ufer 35).

\* In Karlsruhe wurde am 16. September das von dem Verein „Frauenbildungsreform“ begründete Mädchengymnasium eröffnet. Die neue karlsruher Schule enthält nur die Mittel- und Oberklassen des Gymnasiums, nicht aber die

dingen sind an das Bureau des Vereins: Wien I, Wipplingerstr. 8, zu richten.

\* Bei der Preisverteilung in Chicago wurden in der Kunstabteilung auch eine Anzahl deutscher Malerinnen prämiert: Frau Vegas-Farmentier, Frä. Fanny Edle von Geiger, Frau Marie Kalkreuth, Frau Wilma Parlaghy, Frä. Auguste C. Schepy, Frä. Agnes Stamer und die Kupferstecherin und Radiererinnen Frä. Doris Raab.

\* In Rußland hat in diesem Sommer die erste russische Frau, welche die Würde eines Doktors der Medizin erlangte, ihr 25-jähriges Doktorjubiläum begangen: Frau N. P. Schuplow, die Tochter eines Bauern in Nischnij-Nowgorod.

\* Eine russische Dame, Dr. Sophie Perchawlawzewa, die einige Jahre Leiterin der biologischen Station in Sebastopol war, hat durch die Naturwissenschaftliche Gesellschaft von Odessa eine Monographie über die „Turbellarien des Schwarzen Meeres“ veröffentlicht. Das Werk enthält eine Beschreibung von 45 verschiedenen Arten dieser den Infusorien ähnlichen Wassertierchen, unter denen sich 29 neu entdeckte Arten

Abb. 3: Ankündigung der erstmaligen Möglichkeit von Gymnasialkursen für Frauen in Deutschland (Anzeige aus: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit, 1, 1893, S. 66)

Sie begann zu lesen, geriet an unverständliche philosophische Bücher und entdeckte 1893 die Zeitschrift „Die Frau“ von Helene Lange, die ihrem Leben ein Ziel gab. In ihrem programmatischen Leitartikel „Was wir wollen“ schrieb Helene Lange in dieser ersten Nummer ihrer Zeitschrift u.a.:

„In dem Ringen mit den erschwerten Existenzbedingungen, mit veralteten Anschauungen und Vorurteilen, haben die Frauen besonders bei uns in Deutschland lange allein gestanden; ihr Streben, den neuen Lebensverhältnissen [insbesondere durch die Industrialisierung, H.P.] sich anzupassen, traf Hohn und Spott (...). Wir hoffen unter den Frauen die lauen und trägen aufzurütteln zu dem Bewusstsein, dass die Frau ihr Leben durch die ihr durch äußere Gestaltung der Verhältnisse gewordene größere Muße mit etwas anderem auszufüllen hat als dem Tand des Tages ...“<sup>7</sup>

7 Helene Lange, Was wir wollen, in: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit, 1,1, 1893, S. 1-4.

Hermine Edenuizen lernte – „fern von jeglichem Einfluss frauenrechtlicher Ideen“<sup>8</sup> wie sie ihre Lebenserinnerungen einleitet – erst durch Helene Lange die Hintergründe ihrer eigenen Situation als „höhere Tochter“ zu verstehen. Helene Lange stand im Kampf um die Schulbildung der Mädchen und hatte mit Unterstützung der Kaiserin Friedrich, einer Tochter der englischen Königin Victoria und Mutter Wilhelms II., in Berlin 1889 private Realschulkurse (damals „Realkurse“) für Mädchen eingerichtet.<sup>9</sup> 1887 hatte Helene Lange mit fünf anderen Frauen eine Petition zur Verbesserung der Mädchenschulbildung beim preußischen Unterrichtsministerium und dem Abgeordnetenhaus eingereicht, die sie in ihrer berühmten „Gelben Broschüre“ ausführlich begründete.<sup>10</sup> In den Parlamenten wurde das Anliegen zwar diskutiert, aber zunächst abgelehnt.<sup>11</sup>

Mit Unterstützung auch einer Reihe von „hervorragenden Männern“, wie die langjährige Assistentin und Lebensgefährtin Helene Langes, Gertrud Bäumer, im Rückblick 1906 schrieb, wandelte Helene Lange die sog. „Realkurse“ in „Gymnasialkurse für Frauen“ um.<sup>12</sup> Der erste Kurs begann am 12. Oktober 1893. In der schon erwähnten ersten Ausgabe der Zeitschrift „Die Frau“ veröffentlichte Helene Lange auch eine Werbeanzeige für diese Kurse, die Hermine Edenuizen im fernen Ostfriesland zusammen mit dem oben genannten Leitartikel spontan motivierte: „Wie ein Blitz schlugen die Gedanken bei mir ein“ formulierte sie in ihren eigenen Lebenserinnerungen.<sup>13</sup>

Es gelang ihr, am dritten Kurs von 1894-1898 teilzunehmen<sup>14</sup> und ihr Abitur in der externen Prüfung am Luisenstädtischen Gymnasium in Berlin-Moabit vor ausschließlich fremden Lehrern abzulegen.<sup>15</sup> Dennoch blieb ihr ein reguläres Universitätsstudium zunächst verwehrt. Ein Immatrikulationsrecht für Frauen gab es nicht. Sie durften nur als Gasthörerinnen an den Veranstaltungen der Universität teilnehmen – wenn der Dozent es erlaubte, was durchaus nicht immer der Fall war. Die Diskussion um die Bildung der Frauen ging weiter, man sprach ihnen die intellektuellen Fähigkeiten und nötige „Kraft“ zum Studium ab und fürchtete um ihre „Mutterfähigkeit“.

Hermine Edenuizen schaltete sich zusammen mit einigen Mitstudentinnen in Halle in diese Diskussionen ein, weil sie unter den Diskriminierungen seitens ihrer männlichen Kommilitonen litt. Sie wurde mit den wesentlich zahlreicheren Studentinnen ohne Abitur gleichgesetzt, weil für den Gasthörerstatus diese Qualifikation nicht gefordert wurde. In einer Petition an das preußische Unterrichtsministerium protestierte sie 1901 – zusammen mit einigen Kommilitoninnen – erfolgreich gegen eine Zulassung zum Universitätsstudium ohne Abitur.

8 Prahm, Frauenärztin, S. 27.

9 Gertrud Bäumer, Geschichte der Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin, Berlin 1906, S. 8 und 11; Helene Lange, Lebenserinnerungen, Berlin 1921, S. 171.

10 Lange, Kampfzeiten, S. 7-58.

11 Im Reichstag am 11.03.1891. Vgl. Bäumer, S. 23.

12 Bäumer, S. 22-33.

13 Prahm, Frauenärztin, S. 41.

14 Bäumer, S. 79.

15 Die Noten waren sehr unterschiedlich: in den sprachlichen Fächern jeweils „gut“, in den naturwissenschaftlichen Fächern „genügend“, was aber für ihren hervorragenden Erfolg in einem eher naturwissenschaftlichen Studium kein negatives Vorzeichen war. Abiturzeugnis, Original im Nachlass Edenuizen. Das Abitur erhielt sie zusammen mit drei weiteren Schülerinnen, u.a. ihrer lebenslangen Freundin Frieda Busch sowie den später ebenfalls sehr bekannten Mitabiturientinnen Thekla Freytag und Clara Bender.

## Petition an den preußischen Kulturminister

Ew. Excellenz erlauben sich die Endesunterzeichneten die ergebene Bitte vorzutragen, dahin wirken zu wollen:

1. daß zu den medizinischen Studien keine Damen zugelassen werden, die nicht die obligatorische Vorbildung (Abiturientenexamen resp. Physikum) nachweisen können,
2. daß besonders auch den Ausländerinnen gegenüber auf dieser Forderung und bei Beurteilung ihrer Vorbildung deutscher Maßstab angelegt werde.

Zu dieser Bitte veranlassen uns die augenblicklichen Verhältnisse in Halle, wo zur Anatomie und zu den Kliniken 35 Russinnen zugelassen sind auf ein einfaches Hauslehrerinnenzeugnis hin oder das Abgangszeugnis eines sogenannten russischen „Gymnasiums“, das in Wirklichkeit kaum mit unserer höheren Töchterschule auf gleicher Stufe steht, und in keiner Weise auf Gleichstellung mit deutschen Gymnasien Anspruch erheben kann. Die Frauenuniversität in Rußland bleibt diesen Damen verschlossen, weil sie für sie nicht die geforderte Vorbildung besitzen; in Deutschland aber öffnet man ihnen bereitwilligst eine Hochschule, zu der Reichsangehörige nur nach Ablegung der Reifeprüfung zugelassen werden. Wir deutschen Studentinnen in unserer geringen Zahl verschwinden unter dieser Masse von Russinnen, und die natürliche Folge davon ist, daß alles, was man ihnen zur Last legt, auch uns zugeschoben wird, worin wir eine Beeinträchtigung unseres Ansehens erblicken zu müssen glauben. Ferner glauben wir wahrzunehmen, daß sich unter der hiesigen deutschen Studentenschaft infolge dieser Zustände eine steigende Mißstimmung geltend macht, die geeignet wäre, das bis dahin gute Einvernehmen zwischen den Studierenden beider Geschlechter ernstlich zu stören.

Ew. Excellenz ganz gehorsamste

Gertrud Roegner, stud. med., Hermine Edenhuizen, cand. med.,

Elisabeth Cordz, cand. med., Hildegard Lindner, cand. med.,

Hedwig Meisfelder, stud. med.,

Hallenser Studentinnen mit deutschem Abiturientenexamen.

Abb. 4: Petition der Studentinnen mit Abitur gegen das Frauenstudium ohne Abitur (aus: Centralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine 3, 1902, S. 158)

Helene Lange nahm im Folgejahr diesen Vorfall zum Anlass, sich in einem Artikel in der Zeitschrift „Die Frau“ zur „Kalamität des Frauenstudiums“ zu äußern.<sup>16</sup> Damit meinte sie die Diskrepanz zwischen dem fehlenden Immatrikulationsrecht für Studentinnen mit regelgerecht erworbenem Abitur (1902 etwa 70 in ganz Deutschland) und der Zulassung von Frauen ohne Abitur (damals etwa 1000).<sup>17</sup>

Helene Lange ist mit ihrem Kampf um die höheren Bildungsmöglichkeiten für Frauen in den Jahren um 1900 der entscheidende Durchbruch gelungen. Sie verstand es, die korporatistischen Vorstellungen in Deutschland für ihre Ziele zu nutzen, also die Vorstellung vom Aufbau des Staates durch große gesellschaftliche Gruppen wie Stände, Kirchen und Verbände. Frauen erhielten das Bildungsrecht in Deutschland damals nicht als individuelles Menschenrecht, wie es dem liberalen Denken in den westlichen Staaten entsprochen hätte, sondern weil sie schließlich als staatstragende Gruppe oder Korporation anerkannt wurden, die ihren Beitrag besonders als Ärztinnen für Frauen und Lehrerinnen für Mädchen als „Kulturaufgabe der Frau“ beanspruchen konnten. Dies war lange Zeit auch die Selbstdefinition der bürgerlichen Frauenbewegung.<sup>18</sup>

Das erste öffentliche Gymnasium für Mädchen wurde 1899 im liberalen Königreich Baden in Karlsruhe eröffnet. 1900 erhielten dort auch Frauen das Immatrikulationsrecht, in Preußen erst 1908. Das Habilitationsrecht kam erst 1920.<sup>19</sup> Hermine Edenhuizen kämpfte sich durch diese Widerstände, studierte in Deutschland wie einige andere Frauen auch als Gasthörerin Medizin, wurde 1903 als Ärztin approbiert und war 1909 die erste voll in Deutschland ausgebildete Frauenärztin.

### *Hermine Edenhuizen und der Bund Deutscher Ärztinnen*

1919 war am 21. Oktober im New Yorker Waldorf Astoria Hotel bei einem Dankessen des amerikanischen Ärztinnenbundes für die kriegsteilnehmenden Ärztinnen spontan die Gründung einer internationalen Ärztinnenorganisation beschlossen worden. Nur wenige Tage später wurde die Gründung vollzogen und Dr. Esther Lovejoy zur 1. Vorsitzenden gewählt. Sie hatte auf zahlreichen Kriegsschauplätzen mit dem Internationalen Roten Kreuz erste Hilfe geleistet und medizinische Hilfseinrichtungen in 30 Ländern gegründet. Ziel der Organisation war es, durch die internationale Zusammenarbeit zur Lösung gesundheitspolitischer Probleme beizutragen, die Kenntnisse auf medizinischem Gebiet zu erweitern und durch gegenseitiges Verständnis einen Beitrag zu einem dauerhaften Frieden zu leisten.<sup>20</sup>

16 Helene Lange, Zur Kalamität des Frauenstudiums, in: Die Frau, 9, 1902, S. 243-247.

17 Ein Brief wegen der Besprechung dieses Artikels mit Hermine Edenhuizen fand sich im Nachlass. Helene Lange, Brief an Fräulein Edenhuizen vom 09.12.1901 (Nachlass Hermine Edenhuizen, abgedruckt in: Prahm, Frauenärztin, S. 190-191.

18 Ada Beil (Hrsg.), Die Kultur der Frau, Berlin-Frohnau 1931.

19 Rosemarie Nave-Herz, Soziologische Ortsbestimmung zu Hermine Edenhuizens Ausbildungs- und Berufszeit, in: Heyo Prahm (Hrsg.), Hermine Heusler-Edenhuizen. Die erste deutsche Frauenärztin, Opladen 2012, S. 15-24.

20 Helga Thiemel, Der Internationale Ärztinnenbund, in: Ärztin, 8, Köln 1978, S. 3-4.

1923 besuchte Dr. Lovejoy Hermine Edenhuizen und die Kollegin Laura Turnau in Berlin. Sie lud zur Gründung eines deutschen Ärztinnenbundes und dessen Beitritt zur Medical Women International Association (MWIA) ein sowie zur Teilnahme am 1. Weltkongress der Organisation in London 1924 unter dem Thema der Müttersterblichkeit. Die Ärztinnen um Hermine Edenhuizen verschickten noch 1923 einen Aufruf zur Gründung, dem etwa 12 % der damals 2500 Ärztinnen in Deutschland folgten.<sup>21</sup>

In diesem Aufruf wurden als Ziele der Zusammenschluss der Ärztinnen, die Bearbeitung sozialhygienischer Fragen, Hilfestellungen für nicht mehr arbeitsfähige ältere Ärztinnen und die Aus- und Fortbildung jüngerer Kolleginnen genannt. Im Juli 1924 schrieb Hermine Edenhuizen dazu einen ersten kurzen Artikel in der ebenfalls von ihr in diesem Jahr mitbegründeten und herausgegebenen „Vierteljahresschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen“ (seit 1931 bis heute: „Ärztin“) unter dem Titel „Was wir wollen“ in Anlehnung an Helene Langes Programmatik.<sup>22</sup> Sie griff Dr. Lovejoys Gedanken der organisierten Mutterliebe auf:

„In Berufen, die der mütterlichen Einstellung besonders liegen wie unser ärztlicher, möchten wir, dass sie (die Ärztin) nicht die Art des Mannes nachahme, sondern immer darauf bedacht sei, ihre eigene Art zu geben. Mit demselben Wissen und Können ergänzt sie dann, was in der Arbeit des Mannes fehlt“.

Dieser Gedanke wurde nach der Gleichschaltung des Bundes Deutscher Ärztinnen 1933 benutzt, um die Rolle der Ärztinnen gegenüber den frauenfeindlichen Tendenzen der Nationalsozialisten mit deren eigener Ideologie zu verteidigen. Nur die Ärztin-Mutter sei letztlich imstande, die „Fülle spezifisch weiblich-ärztlicher Aufgaben, welche der Nationalsozialismus (...) mit sich bringe, zu erfüllen.“<sup>23</sup> Hier tauchte die korporatistische Begründung der Rolle der Frau im Staat wieder auf, da die (liberalen) individuellen Menschenrechte im völkischen Staat als Begründung nicht dienen konnten.

Noch vor der formalen Gründung des deutschen Ärztinnenbundes am 25. Oktober 1924 nahm eine Delegation des vorläufigen Vorstandes unter der Leitung von Hermine Heusler-Edenhuizen im Juli 1924 an dem Kongress in London teil. Neben ihr waren noch vier Ärztinnen, aus Deutschland vertreten und die international hochangesehene Tuberkuloseforscherin Prof. Lydia Rabinowitsch-Kempner,<sup>24</sup> die 1935 starb und deren Familie als Juden später emigrieren musste.

21 Johanna Bleker, Der Bund Deutscher Ärztinnen 1924-1936, in: Uta Berger (Hrsg.), Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft 1924-1999. Festschrift des Deutschen Ärztinnenbundes, Greven 1999, S. 11-14.

22 Hermine Heusler-Edenhuizen, Was wir wollen, in: Vierteljahresschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen, 1, 1924, S. 1.

23 Johanna Bleker, Christine Eckelmann, „Der Erfolg der Gleichschaltungsaktion kann als durchschlagend bezeichnet werden“ – Der Bund Deutscher Ärztinnen 1933-1936, in: Unterlagen zur Geschichte des Deutschen Ärztinnenbundes. Institut für Geschichte und Ethik der Medizin, FU Berlin (unveröffentlicht).

24 Der Sohn der Tuberkuloseforscherin, Robert Kempner, emigrierte als Jurist in die USA und war einer der Ankläger in den Nürnberger Prozessen. Katharina Graffmann-Weschke, Frau Professor Lydia Rabinowitsch-Kempner (1871-1935), in: Eva Brinkschulte (Hrsg.), Weibliche Ärzte. Die Durchsetzung des Berufsbildes in Deutschland, Berlin 1993, S. 102, Anm. 9; Angelika Ebbinghaus, Karl Heinz Roth, Ausgewählte Kurzbiographien zum Ärzteprozeß: Kempner, Robert M.W, in: Angelika Ebbinghaus, Klaus Dörner (Hrsg.), Verurteilen und Heilen – Der Nürnberger Ärzteprozeß und seine Folgen, Berlin 2002, S. 632-633.



Abb. 5: Die Londoner Delegation des Bundes Deutscher Ärztinnen 1924. Hermine Edenhuizen ganz links, Prof. Lydia Rabinowitsch (aus: Vobachs Frauenzeitung, Jg. 27, 1923/24, Heft 34, Titelseite)

Nur wenige Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges war es Hermine Heusler-Edenhuizen ein Anliegen, keine Missstimmung auf dem internationalen Parkett aufkommen zu lassen. Ein Vorhaben, das ihr bereits mit ihrer Begrüßungsansprache gelang:

“We have come here in the spirit which our revered President Mrs. Lovejoy expressed in the words: ‘We want organized motherlove!’ In that spirit we stretch out our hand to you that we might build up a new world together, a world of human love and motherly care, as our poet Richard Dehmel has expressed it:

‘O people – would that at last  
 Womens’s hands might help to lead you!  
 O how richly, Fatherland,  
 Wouldst thou blossom  
 Could but Mothers  
 Hold sheltering hands over thy life’.<sup>25</sup>

In zwei Fachvorträgen zum Kongressthema Müttersterblichkeit berichtete sie über ihre Erkenntnisse zum Kindbettfieber, nämlich durch Koitus bedingte Infektionen kurz vor der Geburt und über ihr Dissertationsthema,<sup>26</sup> die Abnahme von Eklampsiefällen (Schwangerschaftsvergiftung durch Eiweiß) während der

25 Hermine Heusler Edenhuizen, Begrüßungsansprache London 1924 (Nachlass Edenhuizen).

26 Hermine Edenhuizen, Über Albuminurie bei Schwangeren und Gebärenden, Inauguraldissertation, Bonn 1903.

Hungererfahrungen in Deutschland. Damit trug sie wesentlich zur internationalen Forschungsdiskussion bei, denn auch in den USA hatte man unter fleischarmer Diät einen Rückgang an Eklampsiefällen beobachtet. Die zahlreichen internationalen Verbindungen, die sie in dieser Zeit aufbauen konnte, halfen ihr nach 1933, jüdische Ärztinnen ins Ausland zu vermitteln.<sup>27</sup>

Bereits 1928 trat Hermine Heusler-Edenhuizen vom Vorsitz zurück. In ihren Erinnerungen gab sie als Grund an, als sture Ostfriesin habe sie sich den jüngeren Kolleginnen nicht mehr gewachsen gefühlt.<sup>28</sup> Die zugrundeliegenden tatsächlichen Konflikte ließen sich bisher nicht aufklären, auch weil der Deutsche Ärztinnenbund über kein eigenständiges Archiv verfügt.

In den Folgejahren zog sich Hermine Heusler-Edenhuizen offenbar völlig aus der Arbeit des Bundes zurück, der 1933 unter der von den Nationalsozialisten eingesetzten Vorsitzenden Dr. Lea Thimm „gleichgeschaltet“ wurde.<sup>29</sup> Gegen den Ausschluss der jüdischen Ärztinnen gab es keinerlei Proteste, nur wenige „arische“ Ärztinnen verließen den Bund.<sup>30</sup> Hermine Edenhuizen scheint sich an diesen Vorgängen nicht mehr beteiligt zu haben, vermutlich auch wegen der nationalsozialistischen Angriffe gegen die angeblichen „schweren Fehler“ des Bundes vor 1933, insbesondere die Haltung des Bundes in der Abtreibungsfrage.<sup>31</sup> So hatte Hermine Heusler-Edenhuizen noch 1930 in der Zeitschrift des deutschen Ärztinnenbundes einen temperamentvollen Artikel über den § 218 als „ein Produkt vermännlichter Kultur“ veröffentlicht.<sup>32</sup>

### *Hermine Heusler-Edenhuizen als medizinische Gutachterin*

Hermine Heusler-Edenhuizens Fachkenntnisse und ihre bekannte Integrität führten dazu, dass sie auch als medizinische Gutachterin in bestimmten Fällen gefragt war. In ihrem Nachlass finden sich Aktenauszüge, Gutachten und Briefe zu drei spektakulären Prozessen. So hat sie 1925 und 1935 Ärztinnen von der ungerechtfertigten Anklage der Abtreibung befreien können, beides dramatische, vorurteilsbeladene Prozesse mit hoher öffentlicher Aufmerksamkeit. In der Zeit der Weltwirtschaftskrise erstattete sie 1932 ein weiteres Gutachten gegen die angeblich geringere Leistungsfähigkeit von Frauen. Mit diesem Argument sollte in den Brüningsschen Notverordnungen eine 10%ige Gehaltskürzung der Lehrerinnen begründet werden. Diese drei Gutachten sollen ausführlich vorgestellt werden, um Heusler-Edenhuizens sorgfältige und prägnante Argumentation auf medizinisch-fachlicher Ebene zu illustrieren. Sie verdeutlichen gleichzeitig, mit welchen unhaltbaren Vorurteilen v.a. wissenschaftlicher Kollegen sich Hermine Heusler-Edenhuizen auseinandersetzen musste.<sup>33</sup>

27 Viele kamen aber auch in dieser Zeit ums Leben, so ihre Kollegin Martha Wygodzinski in Theresienstadt. Vgl. Dietlinde Peters, Dr. Martha Wygodzinski(1869-1943) - Engel der Armen, in: Jüdische Miniaturen 73, Berlin 2008, S. 15-24.

28 Heyo Prahm, Biographisches Nachwort, in: Prahm, Frauenärztin, S. 211

29 Bleker, Eckelmann, S. 4.

30 Ebenda, S. 4.

31 Ebenda, S. 7.

32 Hermine Heusler-Edenhuizen, § 218 – ein Produkt vermännlichter Kultur, in: Monatsschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen, 6, 1930, S. 252-255.

33 Nach der Dokumentation zum Deutschen Ärztinnenbund im Institut für Geschichte und Ethik

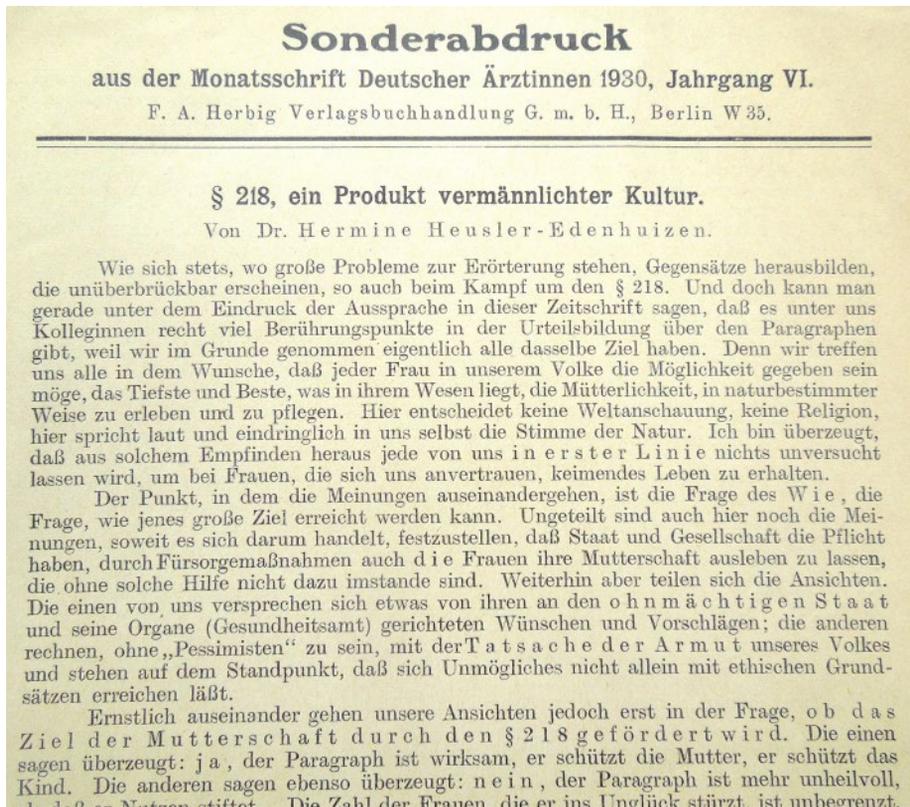


Abb. 6: § 218 – ein Produkt vermännlichter Kultur (aus: Monatsschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen, 6, 1930, S. 252)

### Prozess gegen eine Göttinger Ärztin wegen fahrlässiger Tötung

1925 war in Göttingen eine Ärztin zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden, weil sie nach Überzeugung des Gerichts und aufgrund medizinischer Gutachten eine Frau mit Fehlgeburt falsch und mit tödlichem Ausgang behandelt hatte. Die Anklage wegen einer illegalen gewerbsmäßigen Abtreibung, die sich auf Vermutungen des Amtsarztes gestützt hatte, war trotz weiterbestehenden Verdachts fallengelassen worden. Die Verurteilung erfolgte wegen fahrlässiger Tötung.

In der Berufungsverhandlung erstattete Hermine Edenhuizen auf Antrag der Verteidigung ein medizinisches Gutachten, in dem sie mit einer klaren, geschliffenen medizinischen Beweisführung die Unhaltbarkeit der staatsanwaltschaftlichen Vorwürfe nachwies und auch belegen konnte, dass der entscheidende Fehler in der Universitätsklinik gemacht worden war, in die die Patientin später eingewiesen worden war wie im Gutachten beschrieben.<sup>34</sup>

der Medizin der FU Berlin setzte sie sich in weiteren Gutachten für die Zulassung von Ärztinnen als Schul- und Bahnärztinnen ein, die im Einzelnen allerdings nicht überliefert sind.

34 Hermine Heusler-Edenhuizen, Ärztliches Gutachten vom 30.07.1925, S. 7 (Nachlass

Hermine Edenhuizen diskutierte zunächst nach Aktenlage die Unklarheiten und diagnostischen Irrtümer über den Schwangerschaftsmonat der Patientin. Das war für die Einschätzung einer lebensgefährlichen Blutungsgefahr relevant, weil bei einem geöffneten Muttermund und Abgang eines Blutgerinnsels im 4. Monat (weshalb die Patientin gekommen war) angenommen werden musste, dass die Frucht bereits abgegangen war und wegen der akuten Blutungsgefahr eine Ausschabung vorgenommen wird. Demgegenüber hätte bei offenem inneren Muttermund und Abgang einer größeren Menge Fruchtwasser bei der Patientin eine noch intakte Gravidität im 6. Monat angenommen werden müssen, bei der man die Geburt hätte abwarten müssen. Da die Patientin eine Einweisung in die Klinik verweigert hatte, versuchte die Ärztin eine Ausschabung, wobei sie davon ausging, dass die Frau im 4. Monat schwanger war. Dr. Edenhuizen wies in dem Gutachten darauf hin, dass selbst Fachautoritäten über derartige diagnostische Irrtümer mit daraus folgenden fehlerhafter Behandlungen berichteten, die ihnen selbst unterlaufen waren.

„Es war dieser Augenblick (des Fruchtwasserabgangs, H.P.) der eigentlich kritische, in dem die richtige Entscheidung zum Abwarten das spätere Unglück vielleicht verhütet hätte. Vielleicht! Denn die Angeklagte mag bewusst oder unbewusst ihre Gedankengänge in eine andere Richtung gedrängt haben, die ihr z.B. die drohende Infektionsgefahr bei Aufschub als ein größeres Übel erscheinen ließen. Die Entscheidung in solchen Momenten ist für den Arzt und Geburtshelfer derart verantwortlich, dass aus der Verkennung der Sachlage noch nicht der Vorwurf der Fahrlässigkeit erhoben werden darf.“<sup>35</sup>

Bei dem Eingriff in der Praxis der Ärztin kam es dann zu einer starken Blutung und die Patientin wurde von der Ärztin und der begleitenden Hebamme sofort in die Klinik gebracht.

Später wurde bei der Sektion ein Gebärmutterriss als Ursache der Blutung festgestellt, von dem angenommen wurde, dass er durch die Ärztin verursacht worden war. Dies hielt auch Dr. Edenhuizen für möglich, aber letztlich für nicht beweisbar. Ihrer Ansicht nach konnte die Ursache der Blutung eine mangelhafte Zusammenziehung der Gebärmutter (Atonia Uteri) oder Folge eines Gebärmutterrisses sein, die zu völlig unterschiedlichen Konsequenzen führen konnten: nämlich bei der Atonie eine Befreiung der Gebärmutter von Frucht und Mutterkuchen, beim Riss sofortige operative Entfernung des Uterus (Amputatio Uteri).

„In der Klinik wurde von den Ärzten (Assistenzarzt und Oberarzt) der Gebärmutterriss erkannt, aber so behandelt, als läge eine atonische Blutung vor, d.h. es wurde von beiden mit den Extraktionsversuchen fortgefahren mit der selbstverständlichen Folge, dass der Riss vergrößert und die Blutung vermehrt wurde. (...) Die Behandlung in der Klinik war demnach nicht nur unsachgemäß und zwecklos, sondern sogar geeignet, die Verblutungsgefahr bis zum tödlichen Ausgang zu steigern. (...) Ich bin aber überzeugt, dass man mit Hilfe des sofort ausgeführten Leibschnittes Frau. H. hätte retten können. (...) Dass der Zustand aber auch anfangs nicht so durchaus hoffnungslos angesehen wurde, dafür spricht der Umstand, dass Prof. D. als Oberarzt nicht sofort selbst eingriff (...) und weiter, dass man keine Kochsalzinfusionslösung machte, die in Leben bedrohenden

---

Edenhuizen).  
35 Ebenda.

Fällen von Blutungen nie unterlassen werden dürfen, und dass man sich noch Zeit ließ zur Händedesinfektion, statt sterile Gummihandschuhe anzuziehen, die in Frauenkliniken immer bereit liegen.“<sup>36</sup>

In ihrem Gutachten kam Hermine Heusler-Edenhuizen zu einer eindeutigen forensischen Schlußfolgerung:

„Die Patientin hat die Hilfe, die bei der Einlieferung der Frau H. in die Frauenklinik nach ärztlichem Ermessen noch möglich war, infolge fehlerhafter Behandlung durch Dr. K. und Prof. D. nicht erhalten. Weil diese Hilfe ausblieb, ist der Fall tödlich verlaufen. (...) Dr. Irmgard N. ist der fahrlässigen Tötung der Frau H. nicht schuldig.“

In einer abschließenden Bemerkung forderte Dr. Edenhuizen eine bessere Ausbildung der Ärzte und Geburtshelfer, um Fälle wie diesen zu vermeiden und wies auf die Denkschrift „Zur Reform des geburtshülflichen Unterrichts“ von 1922 des damals sehr bekannten Berliner Gynäkologen Prof. Stöckel hin.

Letztlich hat das Gutachten dazu beigetragen, dass die beklagte Ärztin freigesprochen wurde.<sup>37</sup>

#### Lehrerinnengutachten zu den Brüningschen Notverordnungen 1932<sup>38</sup>

Am 11. Januar 1932 erstattete der Direktor der Heidelberger Psychiatrisch-Neurologischen Klinik, Prof. Karl Wilmanns, dem badischen Unterrichtsministerium unter der Überschrift „Unterrichtsdeputate der Lehrerinnen“ folgendes „Gutachten“, das hier vollständig (!) wiedergegeben wird:<sup>39</sup>

„Die Frage, ‚Ob die weibliche Konstitution den Anforderungen des Lehrberufs im gleichen Maße wie die männliche gewachsen sei‘, muss vom psychiatrischen Gesichtspunkte verneint werden und zwar aus folgenden Gründen: Durchschnittlich ist die Frau sowohl körperlich wie geistig weniger leistungsfähig und ermüdbarer als der Mann. Reagiert die Frau infolge ihres im allgemeinen komplizierten Gefühlslebens auf irgendwelche Schicksalsschläge und unlustbetonte Erlebnisse stärker und nachhaltiger als der Mann. Wird die Leistung vieler Frauen beeinträchtigt durch die mit der Menstruation in Beziehung stehenden psychischen und nervösen Störungen, insbesondere durch die meist vor Ausbruch der Menstruation auftretenden Stimmungsanomalien depressiver und reizbarer Art, die oft verbunden sind mit starker Ermüdbarkeit und Konzentrationsunfähigkeit, mit Migräne, migräneähnlichen und anderen psychosomatischen Störungen. Gez.: Wilmanns“

Ähnlich kurze Stellungnahmen gaben die Professoren Pankow (Frauenklinik Freiburg), Siebeck (Innere Medizin Heidelberg) und Eymer (Frauenklinik Heidelberg) ab, immer mit dem Hinweis auf die in Menstruation und Wechseljahren herabgesetzte Leistungsfähigkeit.<sup>40</sup> Hier taucht die alte Vorstellung von der

36 Ebenda, S. 11.

37 Schreiben der Göttinger Ärztin vom 05.05.1927 (Nachlass Edenhuizen).

38 Hermine Heusler-Edenhuizen, Gutachten erstattet als Gegengutachten auf Veranlassung des Vereins Badischer Lehrerinnen vom 06.03.1932 (Nachlass Edenhuizen).

39 Prof. Dr. Karl Wilmanns, Psychiatrisch-Neurologische Klinik Heidelberg, Unterrichtsdeputate der Lehrerinnen vom 11.01.1932 (Nachlass Edenhuizen).

40 Alle Gutachten im Nachlass Edenhuizen.

weiblichen „Schwäche“ in wissenschaftlichem Gewand wieder auf. Die Professoren waren nicht frei von den immer noch gängigen Vorurteilen ihrer Zeit.<sup>41</sup>

In der Wirtschaftskrise Ende der 30er Jahre hatte der Reichspräsident Paul von Hindenburg den konservativen Zentrumspolitiker Heinrich Brüning am 28. März 1930 nach dem Notstandsparagrafen 48 der Weimarer Verfassung zum Kanzler einer sog. Präsidialregierung ernannt, also ohne parlamentarische Legitimation mit quasi diktatorischen Vollmachten. Durch eine rigorose Sparpolitik sollten die Staatsfinanzen stabilisiert werden. In diesem Sinne wurden die berühmt-berühmten „Brüningschen Notverordnungen“ erlassen, die von den einzelnen Ländern umzusetzen waren. Dazu gehörte auch die 10%ige Kürzung der Lehrerinnengehälter, nachdem man sich durch die bereits genannten Professoren hatte bestätigen lassen, dass Frauen und insbesondere Lehrerinnen weniger leistungsfähig seien. Gegen diese Auffassung wehrte sich der badische Lehrerinnenverein mit Unterstützung des von Helene Lange schon vor dem Ersten Weltkrieg gegründeten Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.<sup>42</sup>

Hermine Heusler-Edenhuizen erstellte für den Verein Badischer Lehrerinnen ein Gegengutachten zur Frage des Ministeriums für Kultus und Unterricht, „ob die weibliche Konstitution den Anstrengungen des Lehrberufs in gleichem Maß wie die männliche gewachsen sei“.

Systematisch nahm sich Dr. Heusler-Edenhuizen in ihrem Gutachten die Argumentation der Gutachter vor.<sup>43</sup> Sie stellte dazu zunächst einmal fest, dass es sich wissenschaftlich um zwei Unterfragen und eine Hauptfrage handele, nämlich inwieweit jeweils die männliche und die weibliche Konstitution den Anstrengungen des Lehrberufs gewachsen sind und dann erst, ob die weibliche Konstitution dem Lehrberuf in gleichem Maß gewachsen ist wie die männliche. Sie kritisiert deshalb zunächst formal die fehlenden Antworten auf diese Fragen, z. B.: die Eignung der männlichen Konstitution oder auch die Frage, ob Frauen aufgrund ihrer Konstitution vielleicht besser befähigt sind als der Mann. Auch kritisiert sie die Beurteilung lediglich aufgrund von Erfahrungen der Gutachter mit kranken Frauen. Bei den Gynäkologen kritisiert sie die fehlende Erfahrung mit Männern.

Sie gab zu, dass viele Frauen mangels entsprechendem Training körperlich schwächer entwickelt seien, allerdings ließe sich die „zielstrebige trainierte Frau von heute“ nicht mehr vergleichen mit der „vernachlässigten Frau der früheren Jahrhunderte, die den Gutachtern wohl vorgeschwebt hat, für die ein Schwach- und Zartsein nach Gretchenart das Ideal sein musste“. Sie verwies auf die Leistungen der Frauen im Kriege und als Krankenschwestern und vermutete, dass ein Unterschied gemacht werde zwischen weiblichen Berufen, die den Männern nützlich erschienen, und solchen, in denen Frauen Konkurrentinnen zu werden drohten.

41 Dabei war Wilmanns durchaus ein unabhängiger Geist, der als Oberarzt den Oldenburger Karl Jaspers in der Heidelberger Klinik vor dem Ersten Weltkrieg auf dem neuen wissenschaftlichen Weg der methodischen Psychopathologie förderte und der wegen seiner kritischen Äußerungen über Hitler 1933 verhaftet und als Direktor der Heidelberger Klinik abgesetzt wurde. Alma Kreuter, *Deutschsprachige Neurologen und Psychiater*, Band 3, München 1996, S. 1588-1590; Walter Ritter von Baeyer, in: Ludwig J. Pongratz (Hrsg.), *Psychiatrie in Selbstdarstellungen*, Bern 1977, S. 9-34, hier: S. 15.

42 Emmy Beckmann, *Fünf ärztliche Gutachten*, in: ADLV-Deutsche Lehrerinnenzeitung 49, 1932, S. 158-162.

43 Hermine Heusler-Edenhuizen, *Gutachten erstattet als Gegengutachten auf Veranlassung des Vereins Badischer Lehrerinnen vom 06.03.1932* (Nachlass Edenhuizen).

Wilmanns hatte in seinem Gutachten (s.o.) auf das nach seiner Meinung im allgemeinen „komplizierte“ Gefühlsleben der Frau und in Beziehung zur Menstruation stehende „psychische und nervöse Störungen“ hingewiesen. Dies weist Hermine Heusler-Edenhuizen zurück mit der Frage, ob denn jemand nach der „komplizierten“ Reaktion von landwirtschaftlichen Arbeiterinnen frage oder der Reaktion der Hausangestellten, der Verkäuferin oder der Krankenschwester auf Schicksalsschläge. Letztlich sei die Frau aufgrund ihrer stärkeren psychischen Erregbarkeit sogar besser imstande, sich in die Psyche der Kinder einzufühlen. Außerdem sei über Zustände größerer Erregbarkeit von Lehrern nichts bekannt.

Auch durch die Menstruation sei eine gesunde Frau nicht weiter beeinträchtigt. Die Gutachten würden vielmehr nur nicht ganz normale Menstruationsverhältnisse in Betracht ziehen. Sie verwies wieder auf die Schwestern, auf deren Menstruationszyklus im Krankenhaus- und Operationsbetrieb auch keine Rücksicht genommen werde. „Die Herren Gutachter mögen erklären, wie sie solche Widersprüche zwischen ihrer theoretischen Einstellung zu den Lehrerinnen und ihrem praktischen Handeln gegenüber den Schwestern zusammenreimen können. Ich kann es jedenfalls nicht.“

Hinsichtlich der „großen Zahl“ von Lehrerinnen, die Prof. Siebeck nach seinen eigenen Angaben in den Wechseljahren als verbraucht und mitgenommen behandelt haben will, verwies sie auf die Unbrauchbarkeit einer solchen Aussage, solange man nicht die Gesamtzahl der Lehrerinnen und die Gesamtzahl der fraglichen Fälle kenne. Solche Frauen kenne sie auch, bei denen es sich meist um überlastete Menschen handele, weil sie neben dem Beruf auch noch Kinder, Haushalt und alte Eltern zu versorgen hätten, im Gegensatz zum Mann mit seinem Anspruch auf häusliche Schonung.

Sie kritisierte weiter die fehlende Auseinandersetzung mit der Leistungsfähigkeit der Männer und einem entsprechenden Vergleich der Geschlechter, der nur statistisch mit Morbiditäts- und Mortalitätsziffern durchgeführt werden könne. In diesem Zusammenhang verwies sie auf vorzeitige Einschränkungen der Arbeitsfähigkeit bei Männern durch den Genuss von Alkohol, Tabak und - Sex. „Sollten Lehrer eine Ausnahme bilden?“ fragte sie provokant nach.

Letztlich kam Hermine Heusler-Edenhuizen hinsichtlich der männlichen Gutachten zu einem vernichtenden Urteil:

„Ich halte die Gutachten für unwissenschaftlich, oberflächlich und im Hinblick auf ihre möglichen Folgen sogar für leichtfertig. Die Gutachten sind daher als Unterlage für etwaige Regierungsmaßnahmen zu beanstanden.“

Dieses Gutachten wurde in der Deutschen Lehrerinnenzeitung vom 10. Mai 1932 veröffentlicht,<sup>44</sup> dürfte aber die Kürzung der Lehrerinnengehälter nicht verhindert haben.

Auch dieses Gutachten ist ein Beispiel für die wissenschaftlich präzise Arbeitsweise von Hermine Heusler-Edenhuizen im Gegensatz zu den oberflächlichen Ausführungen der zitierten Universitätslehrer bei gesellschaftlich relevanten Themen. Bei allem spürbaren emotionalen Engagement bleibt sie auf der Ebene der nachvollziehbaren logischen Argumentation jenseits einseitiger ungeprüfter Meinungen.

---

44 Vgl. Beckmann, S. 158-162.



Mein lieber Otto  
 Ich' sende dir dein Gebirgsbild mit für 1. Postzeit  
 alle die unter Nacht, was dir auf nicht beantwortet sein, weil ich nicht  
 g- freud hier. Also: bei Aufnahmestellen kann man oft Manuskripte,  
 1. 18. 11 - Humpel fall frei sein, mit Kritik in. danach freud die  
 Stadtkarte steht - Oh der alle so weit, nicht ganz d' gleich,  
 ist und wüßte, dann die gewöhnlich betriebl. stellen, mit  
 mir gehen, in letzter Minute auf dem Speicher der Aufnahmestellen  
 ablesen - Wird dann unspätlich bei der wüßte Langsam sein unspätlich

Abb. 7: Brief von Hermine Heusler-Edenhuizen an ihren Mann Otto Heusler am 16.03.1935 (Nachlass Edenhuizen)

### Prozess gegen eine Kieler Frauenärztin wegen gewerbsmäßiger Abtreibung

In einem Brief vom 16. März 1935, am Tag ihres 63. Geburtstages, schrieb Hermine Edenhuizen aus Kiel ihrem Mann einen sechsseitigen Brief nach Berlin,<sup>45</sup> in dem sie ausführlich über den Prozess gegen eine Kieler Frauenärztin berichtete, in dem sie wegen der Frage der gewerbsmäßigen Abtreibung in zehn Fällen als Gutachterin tätig war. Der Schwurgerichtsprozess dauerte von Anfang bis Ende März 1935. Aus diesem Brief und den Prozessberichten der „Kieler Neuesten Nachrichten“ ergibt sich folgendes Bild:<sup>46</sup>

Die angeklagte Ärztin saß seit acht Monaten in Untersuchungshaft. In ihre Praxis waren Patientinnen gekommen, die sich durch Abtreibungsversuche infiziert hatten und die sie in die Klinik weiterleitete. Weiter hatte sie nach Überweisung durch andere Ärzte aus medizinischer Indikation Schwangerschaftsunterbrechungen durchgeführt. Die bereits nationalsozialistischen Chefärzte der Kieler Frauenklinik lasteten ihr an, alle Behandlungen als gewerbsmäßige Abtreibungsfälle durchgeführt zu haben. Mehrere Gutachter hatten sich ebenso geäußert. Neben

45 Brief vom 16.03.1935 an Otto Heusler (Nachlass Edenhuizen).

46 Kieler Neueste Nachrichten vom 6.-27.03.1935; Heyo P r a h m , „Sie sind mir nicht unbekannt. Ich habe Ihre Schriften gelesen!“ Dr. Hermine Heusler-Edenhuizen als Gutachterin in einem Prozess 1935 in: Unser Ostfriesland, Nr.6, Ostfriesenzeitung vom 23.03.2002, S. 21-22. Die zugehörigen Gerichtsakten wurden laut Auskunft des Landgerichts Kiel nicht aufbewahrt.

den infizierten Fällen waren auch die übrigen Schwangerschaftsunterbrechungen angeklagt worden, die sich aber nach den Vernehmungen von Patientinnen und mitbehandelnden Ärzten als medizinisch indiziert - z.B. wegen Herzerkrankungen oder Suizidgefahr – herausgestellt hatten. Sowohl die Patientinnen als auch die ärztlichen Kollegen bestätigten der Ärztin eine sorgfältige und verantwortungsbewusste Tätigkeit. Insgesamt elf Patientinnen hatten sich von sich aus als Entlassungszeuginnen gemeldet.

Im Fall der infizierten Patientinnen schien die Rechtslage zunächst schwieriger zu sein, da seitens der Klinik während des Prozesses weitere acht Fälle genannt wurden, in denen Patientinnen infiziert in die Klinik gekommen waren. Dazu schrieb Dr. Edenhuizen in ihrem Brief:

„Und nun stell Dir vor. Freitag wurden vor ihr [der Angeklagten, H.P.] 3 Ärzte befragt, was sie für einen Ruf gehabt habe – 2 nette Stadtärzte gaben an, sie hätten direkt nichts von schlechter Arbeit gesehen, im Gegenteil, sie hätten den Eindruck gehabt, als sei sie tüchtig und sehr eifrig besorgt um ihre Patienten. Nur der alte Prof. Holzapfel (...) sagte aus, er habe in der Frauenklinik von den schweren verhunzten Fällen gehört und deshalb nicht viel von ihr gehalten. Von konkreten Fällen in der Stadt wusste er nichts.

Danach kam es irgendwann zu einem Antrag, Näheres über die 8 [bisher gar nicht angeklagten infizierten, H.P.] Fälle zu hören. Schröder [der Chefarzt der Frauenklinik Kiel, H.P.] hatte die Krankengeschichten und Vorgänge schon bei sich. Aus prozessualen Gründen musste er wegen dieser Fälle als Zeuge vernommen werden. – Angesichts der Möglichkeit des Eides wird er klein, hässlich und blass. Immerhin berichtete er von 3 Fällen, die halbtot hereingekommen seien (eine hatte mit Seifenspritze selbst Abtreibungsversuche gemacht, eine andere war von einer Hebamme verkorkst worden und mit der 3. war auch etwas Abstruses), den Rest der Fälle glaubte er namentlich nicht nennen zu können wegen der Schweigepflicht. Alle schienen erschüttert – da mit einem Mal geht mir ein Licht auf – das waren ja alle schon draußen infizierte Fälle. – Also frage ich, ob die nicht alle schon infiziert zu Dr. Schnock gekommen seien? Antwort: „möglich“. – Und dann habe ich empört gefragt: „Ist dann mit Sicherheit nachzuweisen, dass Dr. Schnock einen dieser Fälle selbst infiziert hat?“ und die Antwort lautete: „Nein“. – Vor dem ganzen Gericht!

Ich habe einen Ekel vor dem Mann bekommen. Leider fürchte ich, dass das medizinische Wissen des Gerichtshofes nicht groß genug ist, um diese ganze Gemeinheit zu erfassen. (...) Nach Aufhebung der Sitzung bin ich zu den Verteidigern gegangen und habe denen die nötigen Erklärungen gegeben. Mich hat die Erkenntnis von so viel Schlechtigkeit und der Gedanke an die offenbare Kesseltreiberei gegen die Kollegin derart aufgeregt, dass ich die erste Nacht hier nicht geschlafen habe. (...) Es hat sich doch gelohnt, dass ich hier war. – Und sei es nur wegen dieser einen Frage, die das Ekel von Mann festnagelte!“

Über ihr eigenes Gutachten in den zehn angeklagten Fällen schrieb sie in dem Brief:

„Meiner Meinung nach ist die Sache gut. Fall H. erkenne ich Selbstmordgefahr als medizinische Indikation an, Fall R. scheint mir ein entschuldbarer Diagnoseirrtum – aber auch weil nicht mit 100%iger Sicherheit ein Rezidiv einer alten Endocarditis ausgeschlossen ist, muss man ihn so oder so aus dem Anklagekomplex heraustun. Fall G. [eine offenbar geistig behinderte Patientin unter

Vormundschaft, H.P.] kann dem Pfleger in die Schuhe geschoben werden. Diese pfiffigen Bauern haben nämlich einen 1 Jahr vorher durchgemachten, fieberhaften Abort verschwiegen – und nun drehe ich die Sache so, dass man nicht sicher weiß, ob sie vor dem Besuch von Dr. Schnock nicht selbst Abtreibungsversuche gemacht hätten, als dessen Folge die Blase sprang. – Der Fall ist ungeklärt, bleibt ungeklärt und muss deshalb auch ganz ausscheiden.

Die arme Collegin, mit der ich jetzt öfter spreche, sieht zum Erbarmen aus. Sie sagte sie schlief nicht vor Erregung. Ehe die sich erholt!! Aber eine andere Collegin, die ich kennenlernte, meinte, ihre Praxis würde sie rasch wieder haben, wenn sie aus der Haft heraus sei. Sie sei sehr beliebt.“

Die Kieler Neuesten Nachrichten schrieben, der Sachverständigen Dr. Heusler-Edenhuizen zufolge habe die Angeklagte in sieben Fällen als Frauenärztin im Leben richtig gehandelt, während in einem Fall die Selbstmordgefahr medizinische Indikation gewesen sei. Von den beiden letzten Fällen hielt sie einen für einen entschuldbaren Diagnoseirrtum, während der zweite ungeklärt sei. Nach der dreiwöchigen Beweisaufnahme folgten die Plädoyers. Der Staatsanwalt stellte den Antrag, die Angeklagte zu fünf Jahren Zuchthaus und Sicherungsverwahrung zu verurteilen:

„Er betonte in seinen längeren Ausführungen, dass man die Verbrechen der Angeklagten nicht nach der Auffassung be- und verurteilen könne, die seinerzeit, als die Angeklagte ihre strafbaren Handlungen beging, herrschte, sondern nach der heutigen strengen Auffassung, die der nationalsozialistische Staat in der Frage der Verbrechen nach dem § 218 einnehme. Im Übrigen hielt der Vertreter der Anklage Frl. Dr. Schn. der gewerbsmäßigen Abtreibung für überführt (...)“.<sup>47</sup>

Am 25. März 1935 verkündet der Richter das Urteil gegen die Kieler Frauenärztin, die in allen Fällen freigesprochen wurde. Schon zwei Tage vor der Urteilsverkündung war sie aus der Untersuchungshaft entlassen worden.<sup>48</sup> Über ihr weiteres Schicksal im nationalsozialistischen Kiel ist bisher nichts bekannt.

Der Prozess zeigt das mutige und emotional engagierte Eintreten von Dr. Heusler-Edenhuizen gegen das Unrecht und die Vorurteile gegenüber Ärztinnen auch in der Zeit des Nationalsozialismus. Allerdings hat sie sich wohl wegen ihrer Prominenz recht sicher gefühlt und den Nationalsozialismus zu dieser Zeit möglicherweise noch nicht ganz ernst genommen.

### *Der lange Weg zur politischen Haltung*

Die politische Entwicklung von Hermine Heusler-Edenhuizen kann anhand ihrer Lebenserinnerungen, Schriften und Dokumente aus dem Nachlass und Gesprächen mit der früheren „Pflegetochter“ Dr.med. Elisabeth Kraushaar-Bald auf nachvollzogen werden. Ihre politische Haltung war zunächst wie die ihres Mannes die typische des deutschen Bürgertums – national, vermeintlich unpolitisch. Sie wurde jedoch schon bald sozialkritisch und ist in ihrem Kampf gegen den § 218 eher als linksradikal zu bezeichnen.

47 Kieler Neueste Nachrichten vom 23.03.1935.

48 Ebenda, 27.03.1935.

Zu diesem Thema fand sie Formulierungen wie „Mutterschaft in jedem Stadium fordert Fürsorge und Schutzgesetze, aber keine strafende Faust“<sup>49</sup> oder „§ 218, ein Produkt vermännlichter Kultur“.<sup>50</sup> In Fachzeitschriften und der Tagespresse, Großversammlungen und einer Reichstagsdebatte der Berliner Ärztinnen trat sie schon in der Weimarer Republik für die Abschaffung des Paragraphen ein.<sup>51</sup> Diese Haltung wurde 1933 von der nationalsozialistischen Führung des Bundes deutscher Ärztinnen wie erwähnt als „schwerer Fehler“ angegriffen. Auch in den ersten Jahren nach dem Krieg war das Thema nicht opportun und verhinderte neben der Ehegeschichte (Heirat eines geschiedenen Mannes) auch noch nach ihrem Tod 1955 die Veröffentlichung ihrer Lebenserinnerungen im Deutschen Ärzteverlag. Erst in den 1970er Jahren wurde das Thema des § 218 wieder aufgegriffen und führte nun durch ein Bundesverfassungsgerichtsurteil zur heutigen gesetzlichen Fristenlösung mit Betonung der Hilfen für Mütter, eine frühe Forderung von Hermine Edenuizen.

Aus den Lebenserinnerungen geht hervor, dass sie im Ersten Weltkrieg zusammen mit ihrem Mann zunächst von der allgemeinen bürgerlichen Begeisterung erfasst war, wurde aber durch die Erlebnisse ihres Bruders Bernhard (später Chefarzt am Norder Krankenhaus) als Kriegschirurg und durch den Hunger und Mangel ab 1916/17 irritiert.<sup>52</sup> Aber erst 1918 kamen Zweifel am erfolgreichen Kriegsausgang auf. Sie erlebte Rosa Luxemburg als geschickte Demagogin, von deren Reden man sich nur schwer lösen konnte. Im Januar 1919 wurde bei der Familie Edenuizen ein Offizier einquartiert, von dem sie später annehmen musste, dass er der Anführer der Truppe war, die Rosa Luxemburg ermordet hatte.<sup>53</sup>

Den Nationalsozialismus erlebte sie früh als Bedrohung. Ihr Mann war 1925 (!) mit ihr und den jüdischen Alpenvereinsmitgliedern unter den Gründungsmitgliedern des „Deutschen Alpenvereins Berlin“ (DAVB). Diese Gründung war eine Reaktion auf den Ausschluss der Berliner Juden aus der Sektion Berlin des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins gewesen.<sup>54</sup> Gleichzeitig hatte sich der neue Verein auch für die Mitgliedschaft von Frauen geöffnet.

Während der Kanzlerschaft von Papens erfuhr sie 1932 von der Misshandlung einer Sozialdemokratin durch nationalsozialistische SS-Jugendliche im Columbuskeller der Gestapo. Sie versuchte, dagegen bei von Papen zu protestieren, der ihr persönlich bekannt war. Ihr wurde eine Klärung zugesagt, aber sie hörte nichts mehr davon.<sup>55</sup>

49 Hermine Heusler-Edenuizen, Kampf um das eigene Kind. Ändert §218! Der Abtreibungsparagraph trifft die Unschuldigen, in: Berliner Tageblatt vom 14.04.1927.

50 Heusler-Edenuizen, § 218, S. 252-255.

51 Hermine Edenuizen u.a., Eingabe an den Strafrechtsausschuß des Reichstages zur Abschaffung des § 218, in: Dokumentation „Ärztinnen“ des Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin der FU Berlin (unveröffentlicht).

52 Prahm, Frauenärztin, S. 145-154

53 Ebenda, S. 153

54 Otto Heusler war 1926-1932 Vorstandsmitglied des DAVB und führte die Kaufverhandlungen für die 1932 eröffnete Friesenberghütte im Tuxerkamm. Vgl. Klaus Kundt, „Ein einziges Band zu sein für freie Bergsteiger in freien Bergen!“ Die Geschichte der Berliner Bergsteiger bis 1945, Teil 2, Berlin. 2009; Otto Heusler, Der Antisemitismus im Hochgebirge und seine Abwehr, Sonderdruck der Zeitschrift „Hilfe“, Nr. 12, 1925. Sonderdruck und weitere Zeitungsartikel dazu im Nachlass Edenuizen.

55 Prahm, Frauenärztin, S. 173

Im April 1933 hatte sie noch den Mut, entgegen der NS-Ideologie einen Zeitungsartikel über Empfehlungen zum Studium für Abiturientinnen zu schreiben, wo sie als Einzige der befragten Akademikerinnen ein (Medizin)-Studium als normale Möglichkeit darstellte gegenüber den Pflichtjahrempfehlungen der anderen Autorinnen.<sup>56</sup>

Sie versuchte, den Hitlergruß zu vermeiden und trat in dem bereits dargestellten Prozess in Kiel wegen angeblicher Abtreibungen 1935 als Gutachterin gegen eine Riege nationalsozialistischer Staatsanwälte, Chefärzte und Gutachter auf - noch mit Erfolg, wie der auf ihr Gutachten hin erfolgende Freispruch zeigte. Sie nahm aber das Handaufheben zum Hitlergruß nicht ganz ernst, wie sie in dem zitierten Brief vom 16.3.1935 an ihren Mann schrieb:

„Im Übrigen, Schatz, ist das hier ein Handaufheben! Das klettert ja auf die Bäume! Wie in Pewsum. Sogar Zivilpersonen unter sich auf der Straße. Bei uns [gemeint ist Berlin! H.P.] hören sie schon langsam alle damit auf und geben die Hand. Aber – was ich nicht für möglich gehalten hätte – ich hebe den rechten Arm jetzt auch mindestens 10-12x am Tage! Heute ist mir aus Versehen der linke in die Höhe gegangen.“<sup>57</sup>

Trotz aller Skepsis war sie in den ersten Jahren des „Dritten Reiches“ offenbar noch so obrigkeitshörig, dass sie auch den neuen Machthabern eine gewisse Loyalität entgegenbrachte und bereit war, ihnen bzw. der Unabhängigkeit der Justiz zu vertrauen. Im September 1933 veröffentlichte sie einen Artikel über „Das neue Sterilisierungsgesetz“, nämlich das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933.<sup>58</sup> Sie ging darin von 500.000 Menschen aus, die nach der gesetzlichen Definition betroffen seien, wozu auch „schwere Alkoholiker“ zählten. Sie verwies - wie damals üblich - auf die hohen Kosten für die Gesellschaft, so dass diese Finanzmittel für Gesunde fehlen würden.

Für uns heute erschreckend ist bei ihr im sozialdarwinistischen Sprachgebrauch der Zeit zu lesen von „unseren minderwertigen und vielfach schädlichen Bürgern und von der Zunahme minderwertiger Schädlinge“. Sie beschrieb die vorgesehenen gesetzlichen Bestimmungen, wonach ein „Erbuntüchtiger“ entweder selbst oder sein gesetzlicher Vertreter bei einem eigens neu geschaffenen „Erbgesundheitsgericht“ Antrag auf Sterilisierung stellen könne. Das Gericht müsse prüfen, ob der Antragsteller über das Wesen der Unfruchtbarmachung aufgeklärt wurde, es sei „verpflichtet, alle beigebrachten Gründe sorgfältig zu prüfen mit Hilfe von Zeugenvernehmungen und Sachverständigenurteilen (...). Die derart scharfen Ausführungsbestimmungen bedeuten eine Sicherung gegen Missbrauch.“<sup>59</sup>

Nachdem sie erläutert hatte, dass der medizinische Eingriff beim Mann und bei der Frau harmlos sei, fuhr sie fort:

„Gerade die Frau aber, die als Mutter unter der Minderwertigkeit ihrer Kinder zuerst und am schwersten leidet, wird zu dem operativen Eingriff trotz der damit verbundenen Unbequemlichkeit gern bereit sein. In gleicher Weise wird gerade

56 Hermine Heusler-Edenhuizen, Prominente Akademikerinnen aller Fakultäten nehmen zur Berufswahl von Abiturientinnen des Jahrgangs 1933 Stellung, in: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 09.04.1933.

57 Hermine Heusler-Edenhuizen, Brief vom 16.03.1935 an Otto Heusler (Nachlass Edenhuizen).

58 Hermine Heusler-Edenhuizen, Das neue Sterilisierungsgesetz, in: Blätter der Thüringer Frauenvereine vom Roten Kreuz, 7, 1933, S. 132-134.

59 Ebenda, S. 133.

sie auch von schwerem Druck befreit werden, wenn sie mit Hilfe des Gesetzes die Möglichkeit hat, auf die Sterilisierung ihres minderwertigen Ehemannes zu dringen, wobei ich besonders an die so zahlreichen Trinkerehen mit ihrem Kinderelend denke. Ich komme deshalb zu der Überzeugung, dass unsere Frauenwelt, wenn sie genügend orientiert ist, der Regierung für das neue Gesetz ebenso dankbar sein wird wie wir Ärzte.“<sup>60</sup>

Zu diesem Zeitpunkt konnte sie sich offenbar nicht vorstellen, dass das Gesetz nicht als freiwilliges Antragsrecht der Einzelnen, sondern als staatliche Zwangsmaßnahme gehandhabt werden könnte. Immerhin: An die Möglichkeit eines Missbrauchs hatte sie allerdings gedacht, jedoch in naiver Weise und im Vertrauen auf die Justiz nicht für möglich gehalten.

Wohl in dieser staatstreuen Haltung schloss sie auch 1934 nach dem Tod ihrer Schwester Cornelia, der letzten Bewohnerin der Burg in Pewsum, einen Pachtvertrag<sup>61</sup> mit der NSDAP, die dort eine Gauschulungsburg einrichtete, eine Art Verwaltungsschule für nationalsozialistische Funktionäre.<sup>62</sup> Die Schulungsstätte bestand tatsächlich bis 1940, bevor die Burg für militärische Zwecke benutzt wurde.

Nach dem September 1933 verstummte sie plötzlich und publizierte bis zum Kriegsende nichts mehr. Die Stimmung wurde ablehnend. Sie und ihr Mann gehen Grußgelegenheiten mit dem Hitlergruß aus dem Weg, vermeiden Demonstrationen oder die Beflaggung ihrer Wohnung und verlassen vor Absingen des Horst Wessels Liedes den Saal. Ihnen sei nichts geschehen, obwohl sie sich mit ihrer Meinung nicht zurückgehalten hätten, berichtete Hermine Heusler-Edenhuizen in ihren Erinnerungen.<sup>63</sup> Einmal habe sie versucht, einer Patientin das Parteiabzeichen abzunehmen, weil das nicht zu deren Familie passe. Sie wurde Zeugin, wie Juden „abgeholt“ wurden. Sie hatte das Gefühl, man müsse dazwischen springen, aber „ich setzte meinen täglichen Weg zur Klinik fort und tat auch nichts. – Wie ein Alp lag es auf uns“.<sup>64</sup> Sie beschrieb die Eindrücke von der Pogromnacht am 9. November 1938 als Wahnsinn und berichtete von einem jungen SS-Arzt, der bei einem Besuch davon sprach, Juden „wie Läuse und Wanzen“ mit Gas zu beseitigen.<sup>65</sup>

Gegen die Vorschriften behandelte Hermine Edenhuizen ihre jüdischen Patientinnen weiter per Hausbesuch. Einer alten Dame gab sie 1942 ein Mittel zur Selbsttötung, als diese darum bat, weil sie abgeholt werden sollte.<sup>66</sup>

Durch ihre Beziehungen verhalf Hermine Edenhuizen Juden zur Ausreise und schützte selbst durch eigene Fälschung von Abstammungsnachweisen vor Verfolgungsaktionen. In Berlin fanden verfolgte Juden in der Wohnung des Ehepaares Heusler-Edenhuizen zeitweise ein Versteck oder wurden heimlich mit Geld unterstützt.<sup>67</sup>

60 Ebenda, S. 134.

61 Entwurf eines Pachtvertrages 1934 mit der NSDAP (Nachlass Edenhuizen).

62 Stefan Pötsch, Die Gauschulungsburg der NSDAP in Pewsum, „Unser Ostfriesland“ Nr.12, Ostfriesen-Zeitung vom 21.06.2002, S. 45-46; Ostfriesische Tageszeitung vom 05.03.1935 und 13.05.1935.

63 Prahm, Frauenärztin, S. 174.

64 Ebenda, S. 175.

65 Ebenda, S. 176.

66 Ebenda..

67 Vgl. hierzu die Lebenserinnerungen der „Pflegetochter“: Elisabeth Kraushaar-Baldauf,

Sie beschrieb die Schrecken des Bombenkrieges in Berlin, der auch die Klinik zerstörte, in der sie arbeitete.<sup>68</sup> Ihr Mann siechte an einer noch nicht antibiotisch behandelbaren Nierenbeckenentzündung dahin und starb Anfang 1943. Unter großen Mühen fand sie einen Begräbnisplatz auf dem Friedhof Heerstraße. Auf die nicht vorausgesehene Trennung reagierte sie depressiv, sie ließ an Eifer nach und war monatelang verreist bis sie, nun 73jährig, im März 1945 zur Beerdigung ihrer jüngsten Schwester Helene nach Ostfriesland fuhr und wegen der Bomben und Wohnungsnot nicht nach Berlin zurückkehren durfte. Das gelang ihr erst einige Monate kurz vor ihrem Tod am 26. November 1955 in Berlin.<sup>69</sup>

### Schlussgedanken

Gegen viele gesellschaftliche Widerstände erkämpfte sich Hermine Heusler-Edenhuizen ihre Gymnasialbildung und das medizinische Studium in einer Zeit, als das Frauenstudium eine „Kalamität“ war, wie Helene Lange es ausdrückte.<sup>70</sup> Für die hilfreichen Gespräche mit ihrer früheren Lehrerin auch in späteren Jahren war sie immer dankbar. Von Helene Lange hatte sie den Wahlspruch erhalten: „In der Beständigkeit liegt das Geheimnis des Erfolgs“.<sup>71</sup> Sie selbst hatte ihre Lebenserinnerungen als „Durchbruch durch Vorurteile“<sup>72</sup> überschrieben und ihnen den Spruch des griechischen Dichters Menander vorangestellt: „Der nicht geschlagene Mensch ist nicht erzogen“, den auch Goethe seiner Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ voranstellte.<sup>73</sup>

Beständigkeit im Kampf um die Rechte der Frau gegenüber der Dominanz der Männer, darum ging es in ihrem Leben. Das begann mit der Frage, ob eine Frau genügend körperliche Kraft habe für ein Studium, speziell ein medizinisches Studium. Die amerikanische Historikerin Patricia Mazòn hat sich mit diesem Phänomen an den deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts auseinandergesetzt.<sup>74</sup> Frauen wurden auch vor gut hundert Jahren noch als körperlich zu schwach und ihr Gehirn als zu klein angesehen, um ein Studium, insbesondere ein Medizinstudium bewältigen zu können.<sup>75</sup> Die notwendige Bildung eines innerlich unabhängig denkfähigen Menschen war ausschließlich männlich vorstellbar, da der Mut zur Freiheit des Denkens seinen gedanklichen Ursprung im Mut zur körperlichen Selbstverteidigung hatte. Die schlagenden Verbindungen waren deshalb als eine wesentypische Erscheinung der damaligen deutschen Universität anzusehen.<sup>76</sup>

---

Nimm das Brot und lauf, Brixen 2001, S. 16-17 und S.86-87.

68 P r a h m , Frauenärztin, S. 178.

69 Zuzugsgenehmigung nach Berlin vom 1. September 1955 (Nachlass Edenhuizen).

70 Vgl. L a n g e , Kalamität, S. 243-247.

71 P r a h m , Frauenärztin, S. 47.

72 Ebenda, S. 25.

73 Johann Wolfgang v o n G o e t h e , Dichtung und Wahrheit, Bd. 9, München 1989, S. 7 und 641. Der Spruch findet sich auch auf der Rücklehne einer der Bänke im Park des Schlosses Lütetsburg bei Norden. Unter dem griechischen Text steht dort die plattdeutsche Übersetzung: „Sünner Tegenstöten word nümms deftig.“

74 Patricia M a z ò n , Gender and the Modern Research University - The Admission of Women to German Higher Education 1865-1914, Stanford 2003, S. 19-49.

75 Ebenda, S. 89-90 und S. 108-113; P r a h m , Frauenärztin, S. 46.

76 Ebenda, S. 35-36.

Eine Dissertation wird auch heute noch „im Rigorosum verteidigt“. Körperliche und geistige Verteidigungsfähigkeit gehörten zusammen. Deshalb wurde der Frau immer wieder die körperliche Kraft zum Studium abgesprochen.

Hermine Edenhuizen schilderte selbst, zu welch groteskem Problem diese Vorstellungen bei ihrem Bonner Gynäkologieprofessor Fritsch führten. Als sie ihn 1902 noch als Studentin fragte, ob sie bei ihm als Volontärärztin arbeiten könne, stellte er ihr eine Kraftprobe. Sie sollte im sog. Phantomkurs ein Kindermodell aus Leder aus dem geburtshilflichen Modell eines weiblichen Beckens herausziehen. Fast wäre sie an der Unmöglichkeit der Aufgabe und ihren vielleicht doch zu schwachen Kräften verzweifelt – bis sie erkannte, dass das Kind zu groß war und die Wut ihr die nötige Kraft verlieh, sodass sie schließlich mit dem Kind gegen die rückwärtige Wand flog. Der Professor sagte nur zu ihr, sie könne bei ihm anfangen: „Sie haben Kräfte“.<sup>77</sup>

Auch in ihrem Berufsleben stellte sie sich zahlreichen Herausforderungen sowohl als Ärztin wie auch in der Berufspolitik, wo sie insbesondere durch ihren Kampf gegen den § 218 und durch den Vorsitz in dem von ihr mitbegründeten Bund deutscher Ärztinnen öffentliche Aufmerksamkeit erhielt. Zahlreiche Publikationen und Vortragsmanuskripte zeugen von ihrer unermüdlichen Schaffenskraft.

Während des „Dritten Reiches“ überwand sie erst allmählich ihre obrigkeitshörige Prägung, aber zielgerichtet aufgrund ihrer humanitären Grundhaltung. Dabei stellte auch der sozialdarwinistische Jargon der damaligen Medizin zunächst für sie ein Hemmnis dar, die Absichten zum verbrecherischen Missbrauch von Anfang an zu durchschauen. Sie gelangte aber wie in der Abtreibungsfrage oder auch in ihren wissenschaftlichen Arbeiten und Gutachten nach einmal erkannten gesellschaftlichen Fehlhaltungen zu einer unabhängigen Meinungsbildung und klaren menschlichen Einstellung.

Am Ende ihres Lebens hielt sie vor Primanerinnen in Emden und vor anderen Schülerinnen nach dem Krieg Vorträge über ihr Leben und den Kampf ihrer Generation für die rechtliche Gleichberechtigung der Frau, die durch das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland von 1949 formuliert worden war. Aber sie mahnte, nun den Kampf um die Gleichberechtigung im Alltag weiter zu führen, um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu bewältigen. Diese Diskussion jedoch findet seit über 100 Jahren immer noch keine befriedigende Antwort.

### Zusammenfassung

In Ergänzung der erstmals 1996 veröffentlichten Lebenserinnerungen von Hermine Heusler-Edenhuizen (1872-1955) werden hier weitere Erkenntnisse zu ihrer ärztlichen und politischen Haltung vorgelegt. Die aus Pewsum bei Emden stammende erste deutsche Frauenärztin hatte sich von der höheren Tochter aus der preußischen Provinz Ostfriesland im Berlin der Weimarer Republik zu einer der bekanntesten Ärztinnen Deutschlands entwickelt. Ihrer Lehrerin Helene Lange widmete sie 1928 zum 80. Geburtstag eine Beschreibung des Lebens als höhere Tochter. Als Gründungsvorsitzende des Bundes Deutscher Ärztinnen (1924) war sie auch international bekannt geworden. Ihren Kampf gegen den § 218 StGB führte sie als moderne, wissenschaftlich denkende Frau. Ihr Ansehen führte

<sup>77</sup> P r a h m , Frauenärztin, S. 76-77.

auch zur Bestellung als Gutachterin in drei spektakulären Prozessen. 1925 und 1935 ging es um die Hilfe für Ärztinnen, die wegen angeblicher gewerbsmäßiger Abtreibungen inhaftiert waren und 1932 um die beabsichtigte Kürzung der Lehrerinnengehälter durch die Brüningschen Notverordnungen wegen angeblicher Minderleistungsfähigkeit von Frauen. Aus ihrer ärztlich-humanitären Haltung entwickelte sich auch ihre und ihres Mannes Otto Heusler Ablehnung des Nationalsozialismus, obwohl sie 1933 noch in einem Artikel das neue Sterilisierungsgesetz insbesondere bei Alkoholismus begrüßte und sich den möglichen Missbrauch nicht vorstellen konnte.

### Literatur

- Gertrud B ä u m e r , Geschichte der Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin, Berlin 1906.
- Walter Ritter v o n B a e y e r , in: Ludwig J. Pongratz (Hrsg.), Psychiatrie in Selbstdarstellungen, Bern 1977, S. 9-34.
- Emmy B e c k m a n n , Um Stellung und Beruf der Frau, in: ADLV-Deutsche Lehrerinnenzeitung 49, 1932, S. 155-158.
- Emmy B e c k m a n n , Fünf ärztliche Gutachten, in: ADLV-Deutsche Lehrerinnenzeitung 49, 1932, S. 158-162
- Ada B e i l (Hrsg.), Die Kultur der Frau, Berlin-Frohnau 1931.
- Johanna B l e k e r , Der Bund Deutscher Ärztinnen 1924-1936, in: Uta B e r g e r (Hrsg.), Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft 1924-1999. Festschrift des Deutschen Ärztinnenbundes, Greven 1999, S. 11-14.
- Johanna B l e k e r , Christine E c k e l m a n n , „Der Erfolg der Gleichschaltungsaktion kann als durchschlagend bezeichnet werden“ – Der Bund Deutscher Ärztinnen 1933-1936, in: Unterlagen zur Geschichte des Deutschen Ärztinnenbundes. Institut für Geschichte und Ethik der Medizin, FU Berlin (unveröffentlicht).
- Angelika E b b i n g h a u s , Karl Heinz R o t h , Ausgewählte Kurzbiographien zum Ärzteprozeß: Kempner, Robert M.W, in: Angelika E b b i n g h a u s , Klaus D ö r n e r (Hrsg.), Vernichten und Heilen – Der Nürnberger Ärzteprozeß und seine Folgen, Berlin 2002, S. 632-633.
- Hermine E d e n h u i z e n et.al., Petition an den Preußischen Kultusminister, in: Ella K a u f m a n n , Die Vorgänge an der Universität Halle. Centralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine 3, 1902, S. 157-158
- Hermine E d e n h u i z e n , Über Albuminurie bei Schwangeren und Gebärenden, Inauguraldissertation, Bonn 1903.
- Katharina G r a f f m a n n - W e s c h k e , Frau Professor Lydia Rabinowitsch-Kempner (1871-1935), in: Eva B r i n k s c h u l t e (Hrsg.), Weibliche Ärzte. Die Durchsetzung des Berufsbildes in Deutschland, Berlin 1993, S. 102, Anm. 9.
- Johann Wolfgang v o n G o e t h e , Dichtung und Wahrheit, Bd. 9, München 1989.
- Hermine H e u s l e r - E d e n h u i z e n , Was wir wollen, in: Vierteljahresschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen, 1, 1924, S. 1.
- Hermine H e u s l e r - E d e n h u i z e n , Kampf um das eigene Kind. Ändert §218! Der Abtreibungsparagraph trifft die Unschuldigen, in: Berliner Tageblatt vom 14.04.1927.
- Hermine H e u s l e r - E d e n h u i z e n , Helene Lange und die höhere Tochter von früher, in: Nachrichtenblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine. Helene Lange zum achtzigsten Geburtstag am 9. April 1928, Mannheim 1928, S. 5-6.

Hermine Heusler-Edenhuizen, § 218 – ein Produkt vermännlichter Kultur, in: Monatsschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen, 6, 1930, S. 252-256.

Hermine Heusler-Edenhuizen, Prominente Akademikerinnen aller Fakultäten nehmen zur Berufswahl von Abiturientinnen des Jahrgangs 1933 Stellung, in: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 09.04.1933.

Hermine Heusler-Edenhuizen, Das neue Sterilisierungsgesetz, in: Blätter der Thüringer Frauenvereine vom Roten Kreuz, 7, 1933, S. 132-134.

Hermine Heusler-Edenhuizen, Du musst es wagen! Lebenserinnerungen der ersten deutschen Frauenärztin, Reinbek 1999.

Otto Heusler, Der Antisemitismus im Hochgebirge und seine Abwehr, Sonderdruck der Zeitschrift „Hilfe“, Nr. 12, 1925.

Elisabeth Kraushaar-Baldauf, Nimm das Brot und lauf, Brixen 2001.

Alma Kreuter, Deutschsprachige Neurologen und Psychiater, Band 3, München 1996, S. 1588-1590.

Klaus Kundt, „Ein einzig Band zu sein für freie Bergsteiger in freien Bergen!“ Die Geschichte der Berliner Bergsteiger bis 1945, Teil 2, Berlin. 2009.

Helene Lange, Was wir wollen, in: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit, 1, 1893, S. 1-4.

Helene Lange, Zur Kalamität des Frauenstudiums, in: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit, 9, 1902, S. 243-247.

Helene Lange, Lebenserinnerungen, Berlin 1921.

Helene Lange, Kampfzeiten, Bd. 1, Berlin 1928.

Patricia Mazon, Gender and the Modern Research University - The Admission of Women to German Higher Education 1865-1914, Stanford 2003.

Rosemarie Nave-Herz, Soziologische Ortsbestimmung zu Hermine Edenhuizens Ausbildungs- und Berufszeit, in: Heyo Prahm (Hrsg.), Hermine Heusler-Edenhuizen. Die erste deutsche Frauenärztin, Opladen 2012, S. 15-24.

Dietlinde Peters, Dr. Martha Wygodzinski(1869-1943) - Engel der Armen, in: Jüdische Miniaturen 73, Berlin 2008, S. 15-24.

Stefan Pötsch, Die Gauschulungsburg der NSDAP in Pewsum, „Unser Ostfriesland“ Nr.12, Ostfriesen-Zeitung vom 21.06.2002, S. 45-46.

Heyo Prahm (Hrsg.), Hermine Heusler-Edenhuizen. Die erste deutsche Frauenärztin, Opladen 1997 u. 2012.

Heyo Prahm, Art. Heusler-Edenhuizen, Harmina (Hermine) Egberta, geb. Edenhuizen, in: Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 2, Aurich 1997, S. 160-161.

Heyo Prahm, „Sie sind mir nicht unbekannt. Ich habe Ihre Schriften gelesen!“ Dr. Hermine Heusler-Edenhuizen als Gutachterin in einem Prozess 1935 in: Unser Ostfriesland, Nr.6, Ostfriesenzeitung vom 23.03.2002, S. 21-22.

Helga Thiemé, Der Internationale Ärztinnenbund, in: Ärztin, 8, Köln 1978, S. 3-4.

# Dr. Hero Tilemann – ein ostfriesischer Arzt im Burenkrieg 1899-1902

Von Michael Hermann

1934 veröffentlichte Arnold Krieger unter dem Titel „Mann ohne Volk“ einen Roman über den südafrikanischen Burenkrieg, der von 1899 bis 1902 zwischen Großbritannien und den beiden Burenrepubliken, Transvaal und Oragnje-Freistaat, geführt wurde.<sup>1</sup> Im Zentrum des Geschehens steht Hendrik Botha, ein studierter Jurist, der sich zu Beginn des Romans vehement gegen den Krieg und für einen Verhandlungsfrieden mit dem britischen Empire ausspricht. Doch im Laufe der Handlung wandelt er sich zu einem glühenden Verfechter der burischen Unabhängigkeit. Er schließt sich einem Burenkommando an und kämpft tapfer gegen den überlegenen Feind. Nachdem seine Frau und seine drei Kinder während des Krieges in einem britischen Internierungslager umgekommen waren, verübt er nach der Ausrufung des Waffenstillstandes ein verzweifeltes und erfolgloses Attentat auf den britischen Oberbefehlshaber. Wenige Stunden vor Unterzeichnung des Friedensvertrages und des Endes des Burenkrieges wird Botha hingerichtet.

In Kriegers Kriegsroman treffen seine erfundenen Protagonisten immer wieder mit realen, zum Teil hochrangigen historischen Persönlichkeiten zusammen, darunter mit dem Präsidenten des Transvaal-Staates Paul „Ohm“ Krüger (1825-1904), mit dem burischen General Louis Botha (1862-1919), mit dem britischen Oberbefehlshaber in Südafrika, Horatio Herbert Kitchener (1850-1916), oder auch mit der Britin Emily Hobhouse (1860-1926).<sup>2</sup> Außerdem wird von einer Begegnung zwischen Hendrik Botha und einem Arzt aus Deutschland berichtet, von dem es heißt:

- 
- 1 Vgl. Arnold Krieger, *Mann ohne Volk*, Berlin 1934. Obwohl Krieger auf Grund seiner internationalen Esperanto-Kontakte bei den Nationalsozialisten als suspekt galt, konnte er während des „Dritten Reiches“ eine Reihe von erfolgreichen Veröffentlichungen vorweisen, so dass ihm eine gewisse Nähe zur nationalsozialistischen Ideologie nicht abgesprochen werden kann. Dementsprechend interpretierte Klaus-Peter Walter Kriegers Werk „Mann ohne Volk“ als Versuch, „dem damaligen Leser die Notwendigkeit des Kriegführens gegen einen übermächtigen Feind und den damit verbundenen möglichen Heldentod nahe zu bringen.“ Vgl. Klaus-Peter Walter, Art. Krieger, Arnold, in: Hans-Christoph Plesske, *Der Romanführer. Der Inhalt der Romane und Novellen der Weltliteratur, Band 35: Deutschsprachige Prosa im Dritten Reich (1933 bis 1945). Erster Teil: A-K*, Stuttgart 2000, S. 305-307, hier: S. 306. Zu Arnold Krieger vgl. Peter König, Art. Krieger, Arnold, in: Wilhelm Kühmann (Hrsg.), *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes, Band 7*, Berlin / New York 2010, S. 46-47. Siehe auch: Margarete Dierks, Art. Krieger, Arnold, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 13, Berlin 1982, S. 43-44.
  - 2 Emily Hobhouse hatte 1901 mehrere britische Lager besucht, in denen burische Frauen und Kinder interniert worden waren, und mit ihrem Bericht über die katastrophalen Zustände in den Konzentrationslagern eine tiefgreifende Debatte in der Heimat ausgelöst. Vgl. dazu Birgit Susanne Seibold, *Emily Hobhouse und die Berichte über die Konzentrationslager während des Burenkriegs. Zwei unterschiedliche Perspektiven*, Tübingen 2011 (Dissertation), abrufbar unter: [https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/bitstream/handle/10900/46914/pdf/Diss\\_Birgit\\_Seibold\\_Deutsch\\_final.pdf?sequence=1&isAllowed=y](https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/bitstream/handle/10900/46914/pdf/Diss_Birgit_Seibold_Deutsch_final.pdf?sequence=1&isAllowed=y) [22.07.2016].

„Sodann ist da ein deutscher Arzt, Hero Tilemann, der mit seinen beiden klapprigen Maultierwagen ein Gebiet von der Größe Portugals mit Wundhilfen, Medikamenten, chirurgischen Leistungen und Ratschlägen zu versorgen hat. Er ist eigentlich immer unterwegs. Mit genialer Verschlagenheit schlüpft er durch die Lücken der englischen Linien, von dem Drang besessen, so viel Buren wie möglich vor Krankheit und Wundenfäule zu retten.“<sup>3</sup>

Ist es schon erstaunlich, von einem deutschen Arzt zu hören, der während des Burenkrieges die medizinische Versorgung der dortigen Bevölkerung übernommen hatte, so stößt man bei weitergehenden Nachforschungen darauf, dass es sich bei dem von Krieger erwähnten Hero Tilemann nicht nur um eine reale, zeitgenössische Person handelte, sondern zudem um einen gebürtigen Ostfriesen. Offensichtlich war Arnold Krieger bei den Recherchen zu seinem Roman „Mann ohne Volk“ auf Tilemanns „Tagebuchblätter eines deutschen Arztes aus dem Burenkriege“ gestoßen, die – 1908 posthum veröffentlicht – auf dessen Tagebuchaufzeichnungen beruhen.

Abgesehen von dieser Veröffentlichung war bislang allerdings nur wenig über Hero Tilemann bekannt, selbst in Ostfriesland ist er weitgehend in Vergessenheit geraten.<sup>4</sup> Dementsprechend muss es als Glücksfall angesehen werden, dass im Frühjahr 2016 – durch Vermittlung der Ostfriesischen Landschaftsbibliothek – von der Familie Tilemann der noch vorhandene Nachlass des Pastors Hero Tilemann und dessen Sohn, Dr. Hero Tilemann, an das Niedersächsische Landesarchiv – Standort Aurich – abgegeben wurde.<sup>5</sup> Die Unterlagen erlauben es nunmehr, auf quellengestützter Grundlage erste Schlaglichter auf Tilemanns Biographie zu werfen und sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wer dieser Dr. Hero Tilemann gewesen ist, was ihn bewogen hat, während des Burenkrieges nach Südafrika zu gehen und welche Haltung er gegenüber den kriegsführenden Parteien eingenommen hatte.<sup>6</sup>

### *Aufbruch nach Südafrika*

Hero Wilhelm Johannes Tilemann wurde am 17. März 1873 als Sohn des Pastors Hero Tilemann und Johanne Tilemann, geb. Allershausen, in Norden geboren.<sup>7</sup> Nach dem Elementarunterricht besuchte er ab Ostern 1882 das Ulrichsgymnasium

3 Vgl. Krieger, S. 334.

4 Ausnahmen bilden zwei kurze Artikel in ostfriesischen Zeitungen bzw. Zeitschriften. In dem Zeitungsartikel „In memoriam Dr. Hero Tilemann. Vor 50 Jahren starb ein ehemaliger Ulrichsschüler“ im Ostfriesischen Kurier vom 22.06.1957, wird – abgesehen von dem Hinweis, dass vor dem Ersten Weltkrieg der südafrikanische Burengeneral Jooste der Stadt Norden einen Besuch abstattete und dabei an dem Grab Hero Tilemanns einen Kranz niederlegte – das von Heinrich Tilemann verfasste Vorwort der „Tagebuchblätter“ wiedergegeben. 2007 erschien unter dem Titel „Als Feldarzt im Buren-Oorlog. Dr. Hero Tilemann wurde 1873 in Norden geboren“ in der Zeitschrift Heimatkunde und Heimatgeschichte Nr. 8, 2007, S. 31 ein weiterer kurzer Bericht, bei dem es sich nahezu um die wortwörtliche Übernahme des Beitrages von 1957 handelte.

5 Vgl. NLA AU Rep. 220/82, acc. 2015/36.

6 Unberücksichtigt blieb dabei zunächst noch die umfangreiche Korrespondenz Tilemanns, die dieser 1885 bis 1907 vor allem mit seiner Familie führte. Vgl. NLA AU Rep. 220/82, acc. 2015/36, Nr. 21-25.

7 Nach Informationen der Familie Tilemann hatten Hero und Johanne Tilemann insgesamt zehn Kinder, von denen jedoch nur sechs (Elisabeth, Emilie, Engelfried, Hero, Georg und Heinrich) das Erwachsenenalter erreichten.

in Norden, wobei er ein Jahr lang Privatunterricht im Haus des Freiherrn Langwerth von Simmern in Wichtringhausen erhielt. Nach Erlangung seines Reifezeugnisses 1894 wurde ihm die ostfriesische Heimat offensichtlich zu eng. Denn noch im selben Jahr begann er in Erlangen sein Studium der Medizin, das ihn bis 1899 an vier verschiedene deutsche Universitäten – Heidelberg, Kiel, Göttingen und Leipzig – führen sollte.<sup>8</sup> Zwischenzeitlich leistete er 1894 beim 19. Infanterie-Regiment in Erlangen als „überzähliger Gefreiter“ die erste Hälfte seines einjährigen freiwilligen Militärdienstes ab. In Tilemanns Dienstzeugnis wurde sein „sehr braver, offener Charakter“, sein Fleiß und seine Dienstbereitschaft hervorgehoben und für seine weitere Verwendung prognostiziert, daß Tilemann „nach seiner Führung, seinen dienstlichen Eigenschaften, nach Charakter und Gesinnung [...] dereinst die Stellung eines militärischen Vorgesetzten im Sanitätsdienst“ bekleiden könnte.<sup>9</sup>



Abb. 1: Foto von Hero Tilemann aus dem Jahr 1902 (NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 26)

Obwohl Tilemann in seinen Tagebuchblättern sehr ausführlich über seine Erlebnisse und Erfahrungen auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz zwischen 1900 und 1902 berichtete, blieb er bei der Begründung, was ihn dazu veranlasste, sein Leben in einem 9.000 Kilometer von der Heimat entfernten Krieg als freiwilliger Arzt zu riskieren, erstaunlich vage. Knapp schrieb er auf der ersten Seite: „Ich war damals in Leipzig, mich auf meinen Doktor vorzubereiten. Da kam mir eines Sonntags der Gedanke, ich könne mir in Südafrika die Sporen für meinen ärztlichen Beruf erwerben.“<sup>10</sup>

Tatsächlich war es nicht pure Abenteuerlust, die ihn dazu bewog, als Feldarzt bei den Buren zu arbeiten, sondern das Vorhaben, sein medizinisches Studium sinnvoll anwenden zu können. In einem Schreiben an seinen Vater vom 1. November 1899, in dem er diesem von seinem Entschluss berichtete, an einer Sanitätsexpedition nach Transvaal teilzunehmen, erklärte er: „Für mich kann sich nach Abschluß des Universitätsstudiums keine willkommenere Gelegenheit bieten, meine ärztliche Laufbahn zu beginnen, als jetzt mein ärztliches, besonders chirurgisches Können in den Dienst an den Verwundeten in Transvaal zu

8 Vgl. NLA AU Rep. 220/82, acc.2015/36, Nr. 18, handschriftlicher Lebenslauf Hero Tilemanns vom 25.11.1902. Im März 1891 stellte ihm das Königliche Ulrichs-Gymnasium zu Norden die Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst aus. Vgl. NLA AU Rep. 175, Nr. 168.

9 NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Dienstzeugnis vom 01.10.1894.

10 Hero Tilemann, Tagebuchblätter eines deutschen Arztes aus dem Burenkriege, München 1908, S. 1.

stellen.“<sup>11</sup> Er verwies auf die Erfahrungen des Chirurgen Theodor Billroth (1829-1894), der in seinen Briefen „die Vorzüge der Ausübung der Kriegschirurgie“ besonders hervorgehoben hatte. Sicher erblickte Tilemann in einer Teilnahme als Feldarzt im Burenkrieg auch eine Möglichkeit, sich zu beweisen. Seinem Vater schrieb er weiter, er stehe mit seinen 26 Jahren in einem „Mannesalter, in dem ich mich selbst behaupten muß und allein für mich verantwortlich bin. [...] Ich habe keinen Augenblick die Absicht gehabt, nach erlangter Approbation mich auf einen ruhigen Flecken hinzusetzen und meinen ärztlichen Beruf auszuüben; ich würde dabei verkümmern und in der Ausbildung meiner Persönlichkeit gehemmt.“ Nicht zuletzt erhoffte er sich, durch die praktische Anwendung seiner medizinischen Kenntnisse in dem fernen Krieg die sonst geforderten, langen Assistenzjahre in einer chirurgischen Klinik verkürzen zu können.<sup>12</sup>

Zudem erblickte Tilemann in dem Schritt, nach Südafrika zu gehen, anfangs noch kein zu großes Wagnis. Dies lag einmal daran, dass sich Tilemann zunächst nur für drei Monate für den freiwilligen Dienst als Arzt verpflichtet hatte,<sup>13</sup> und dass bei seiner Abreise noch nicht absehbar war, ob der Krieg noch im Gange sein würde, wenn er seinen Einsatzort erreicht hätte. Zumindest Freunde und Bekannte gingen davon aus, dass „die verheerende Wirkung moderner Feuerwaffen einem langen Kriegsführen ein für allemal ein Ende gemacht haben“ würde. Auch die Briten rechneten nur mit einem kurzen „Teatime War.“<sup>14</sup>

Neben dem universitären Umfeld – Tilemann führte mehrere Gespräche mit dem Dekan der medizinischen Fakultät der Universität Leipzig – hatte vor allem der Vorsitzende der Leipziger Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes den jungen Medizinstudenten in seinem Vorhaben bestärkt, nach Südafrika zu gehen.<sup>15</sup> Durch dessen Verbandskontakte ergab sich für Tilemann die Möglichkeit, sich einer deutsch-belgischen Sanitätsexpedition anzuschließen, die mit finanzieller Unterstützung des Alldeutschen Verbandes zu den Buren geschickt werden sollte.

Der 1890 gegründete Alldeutsche Verband, der sich neben der Förderung des Deutschtums im Ausland für eine imperialistische deutsche Kolonialpolitik einsetzte,<sup>16</sup> betrachtete die Buren als „stammverwandtes Volk“, das daher in sei-

11 Dieses und die nachfolgenden Zitate aus: NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Hero Tilemanns vom 01.11.1899.

12 Vgl. ebenda.

13 Vgl. Tilemann, S. 99.

14 Ebenda, S. 10, Siehe auch: Cord Eberspächer, „Albion zal hier ditmaal zijn Moskou vinden!“ Der Burenkrieg (1899-1902), in: Thoralf Klein, Frank Schumacher (Hrsg.), Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus, Hamburg 2006, S. 182-207, hier: S. 182; Jonas Kreienbaum, „Ein trauriges Fiasko“. Koloniale Konzentrationslager im südlichen Afrika, 1900-1908, Hamburg 2015, S. 40.

15 Gegenüber Tilemann erklärte er, daß „er sofort mitgehen würde, wenn er nicht als pater familias seine Familie hätte. Er war von meinem Vorhaben sehr angetan und eröffnete mir daraus eine günstige Perspektive für die Zukunft.“ NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Hero Tilemanns vom 01.11.1899. Zu den Gesprächen mit dem Dekan erklärte Tilemann: „Der sonst nicht gerade zugängliche Professor der Augenheilkunde verabschiedete sich zweimal von mir und wünschte mir eine segensreiche Wirksamkeit auf dem Gebiet, wo ich ärztliche gute Erfahrungen sammeln könnte.“ NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Hero Tilemanns vom 19.11.1899.

16 Vgl. Michael Peters, Alldeutscher Verband (ADV), 1891-1939, in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: <[http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Alldeutscher\\_Verband\\_\(ADV\),\\_1891-1939](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Alldeutscher_Verband_(ADV),_1891-1939)> [28.07.2016]. Siehe auch: Edgar Hartwig, Alldeutscher Verband

nem Krieg gegen das britische Empire unterstützt werden sollte. Dabei ging es dem Verband nicht nur darum, seine „Sympathie für eine kleine Heldenschar, welche sich gegen die Übermacht eines ihre Freiheit bedrohendeniesenreiches zur Wehr setzt“, unter Beweis zu stellen, sondern gleichzeitig das kolonialstrategische Ziel zu verfolgen, der „englischen Afrikapolitik“ in Südafrika Grenzen zu setzen.<sup>17</sup> Bereits im September 1899 hatten einzelne Ortsgruppen des Alldeutschen Verbandes im Reich Sympathiekundgebungen für die Buren abgehalten, deren Anzahl sich mit Ausbruch der Feindseligkeiten in Südafrika signifikant steigerte. Die Resonanz, die diese Veranstaltungen hervorriefen, war beachtlich. Selbst in Klein- und Mittelstädten konnten nicht selten ein- bis zweitausend Zuhörer pro Kundgebung erreicht werden. Eine dieser frühen Veranstaltungen fand auch in Leipzig statt, so dass es möglich wäre, dass Hero Tilemann über diese Kundgebung den Kontakt zum Alldeutschen Verband fand.<sup>18</sup>

Neben den Sympathiekundgebungen initiierte der Alldeutsche Verband auch sehr rasch öffentliche Geldsammlungen, die den im Krieg verwundeten Buren und den Kriegshinterbliebenen zu Gute kommen sollte. Allein bis Weihnachten 1899 kamen etwa 100.000 Mark zusammen, bis zum Mai 1900 waren es bereits 230.000 Mark. Ein kleiner Teil dieser Finanzmittel, nämlich 36.000 Mark, wurde für die Ausstattung und Aussendung der medizinischen deutsch-belgischen Ambulanz nach Südafrika verwendet.<sup>19</sup>

Bereits kurz vor Ausbruch des Krieges hatte der Alldeutsche Verband den Kontakt zum Roten Kreuz gesucht und finanzielle Unterstützung für die Entsendung eines Feldlazaretts mit entsprechendem Personal in die Burenrepubliken angeboten. Doch das Rote Kreuz hielt sich bedeckt, verwahrte sich sogar gegen die „übereifrige Einmischung“ des radikalnationalen Verbandes.<sup>20</sup> Tatsächlich war das Rote Kreuz nicht prinzipiell gegen eine humanitäre Mission eingestellt, sondern schickte während des Burenkrieges selbst Ärzte und Ambulanzen nach Südafrika, um „das entstandene schwere menschliche Leid zu lindern, die Verwundeten zu pflegen und sich der von ihren Farmen vertriebenen Frauen und

(ADV) 1891-1939, in: Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789-1945), Bd. 1, Köln 1983, S. 13-47.

17 Vgl. „Aus dem Rechenschaftsbericht 1900“, aus: Alldeutscher Verband (Hrsg.), Zwanzig Jahre alldeutscher Arbeit und Kämpfe, Leipzig 1910, S. 82-88, hier: S. 83. Zum Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien in Afrika siehe auch: Ulrike Lindner, Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880-1914, Frankfurt / New York 2011.

18 Eine weitere „große öffentliche Burenversammlung“ in Leipzig am 09.11.1899, zu der der Reichstagsabgeordnete Dr. Lehr als Redner eingeladen worden war, konnte 1.000 Zuhörer mobilisieren. Vgl. Ulrich Kroll, Die internationale Buren-Agitation 1899-1902. Haltung der Öffentlichkeit und Agitation zugunsten der Buren in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden während des Burenkrieges, Münster 1973, S. 72-73. Durch die von ihm organisierten Versammlungen trug der Alldeutsche Verband nicht nur dazu bei, „die Meinung der Öffentlichkeit zum Burenkrieg mitzuformen“ und dadurch für die eigenen kolonialpolitischen Ziele zu instrumentalisieren, sondern er konnte sich „durch sein entschiedenes öffentliches Eintreten für die Buren im Bewußtsein der Bevölkerung profilieren und sogar neue Anhänger gewinnen.“ Siehe dazu: Ebenda, S. 73; Steffen Bender, Der Burenkrieg und die deutschsprachige Presse. Wahrnehmung und Deutung zwischen Bureneuphorie und Anglophobie 1899-1902, Paderborn / München / Wien / Zürich 2009, S. 30-31.

19 „Aus dem Rechenschaftsbericht 1900“, aus: Alldeutscher Verband (Hrsg.), S. 84. Vgl. Kroll, S. 77.

20 Kroll, S. 76.

Kindern in den Lagern anzunehmen.“<sup>21</sup> Auf der Suche nach einem alternativen Kooperationspartner stieß der Alldeutsche Verband auf den Dichter Pol de Mont (1857-1931), unter dessen Federführung flämische Nationalisten am 9. Oktober 1899 den Aufruf gestartet hatten, „durch Geld- und Sachspenden zur Ausrüstung und Aussendung einer Sanitätskolonne zu den südafrikanischen Stammesbrüdern beizutragen“.<sup>22</sup> In den folgenden Monaten rüstete ein neugegründeter „Hilfsausschuss für Transvaal und Oranje-Freistaat“, dessen Vorsitz de Mont übernahm, – unter finanzieller Beteiligung des Alldeutschen Verbandes – eine Ambulanz aus, die sich aus freiwilligen belgischen und deutschen Ärzten, Krankenschwestern und Pflegern zusammensetzen sollte.<sup>23</sup>

Unter diesen Ärzten befand sich auch Hero Tilemann. Er hatte sich direkt bei dem „Hilfsausschuß für Transvaal und Oranje-Freistaat“ beworben und bereits am 24. Oktober 1899 die vorläufige Mitteilung erhalten, dass sich die deutsch-belgische Ambulanz Ende November von Antwerpen aus auf den Weg zum Kriegsschauplatz machen würde. Der Hilfsausschuss erklärte sich bereit, sämtliche Reisekosten Tilemanns nach Antwerpen und die Überfahrt nach Südafrika zu übernehmen. Zudem würde für ihn ausreichend Geld hinterlegt werden, um seine Rückfahrt nach Europa zu gewährleisten.<sup>24</sup>

Um an der geplanten Sanitätsexpedition teilnehmen zu können, schloss Tilemann noch rasch sein Medizinstudium in Leipzig ab. Am 8. November 1899 legte er seine Approbationsprüfung mit dem Prädikat „genügend“ ab, um zehn Tage später – nachdem er Tag und Nacht durchgearbeitet hatte – auch noch seine Dissertation „zu einem mich einigermaßen befriedigenden Abschluss“ zu bringen.<sup>25</sup> Am 21. November 1899 folgte die Promotion. Noch am selben Tag befand er sich in einem Zug nach Norden, um vor seiner Abreise nach Südafrika seine Familie zu besuchen. Zum letzten Mal traf er dort seinen Vater lebend an, da Pastor Tilemann nur drei Monate später verstarb. Hero Tilemann war es dabei sehr wichtig gewesen, für seine Entscheidung, als Arzt nach Südafrika zu gehen, die Zustimmung seines Vaters einzuholen.<sup>26</sup>

Von Norden aus reiste Tilemann nach Antwerpen. Dort betrat er mit zwei weiteren Ärzten als Mitglied der deutschen Abteilung der deutsch-belgischen Sanitätsexpedition den Reichspostdampfer „Herzog“ der Deutsch-Ostafrika-Linie.

21 Gustav Engelkes, Humanitärer Einsatz im Burenkrieg. Deutsche Ärzte, Schwestern und Krankenpfleger mit dem Roten Kreuz in Südafrika, in: *Ärztliche Praxis* 18, 1966, ohne Seitenangaben. Nach Bossenbroek sollen mehr als zweihundert Ärzte, Schwestern und Pfleger aus dem Ausland in Transvaal und dem Oranje-Freistaat tätig gewesen sein. Vgl. Martin Bossenbroek, *Tod am Kap. Geschichte des Burenkriegs*, München 2016, S. 326.

22 Kroll, S. 76.

23 Vgl. ebenda, S. 76-77.

24 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Hero Tilemanns vom 01.11.1899.

25 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Approbationsurkunde vom 14.11.1899 und Schreiben Hero Tilemanns vom 19.11.1899. Siehe auch: Tilemann, S. 1-2.

26 „Du hast meinen Sinn doch nicht ganz getroffen, wenn Du annimmst, ich würde deinem Wunsche große Hindernisse entgegensetzen. Hättest du mir in deinem ersten Briefe deine Lage mit dem Examen so auseinandergesetzt, wie in dem so eben empfangenen, dann hätte ich am Ende sogleich gesagt – in Gottes Namen! Es wird mir freilich nicht ganz so leicht ebenso wie deiner Mutter auf deinen längeren Besuch zu Weihnachten zu verzichten, aber ich kann mich recht in dein Vorhaben hineindenken und es billigen.“ NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Pastor Tilemanns vom 06.11.1899. Ich danke Herrn Dietrich Nithack für seine freundliche Unterstützung bei der Entzifferung des Briefes.

Das Schiff fuhr zunächst nach Neapel, wo erneut zwei deutsche Ärzte an Bord kamen, darunter Dr. Julius Feßler, der als Leiter der deutschen Abteilung fungierte.<sup>27</sup>

Feßler äußerte sich in seinen eigenen Erinnerungen an seine Tätigkeit als Ambulanzzarzt im Burenkrieg sehr kritisch über „das moralische Wesen der vom Antwerpener Hilfsauschuß für Transvaal und den Oranjefreistaat ausgerüsteten Sanitätsexpedition“.<sup>28</sup> Vor allem die Mitglieder der belgischen Abteilung hielt er weder medizinisch noch moralisch für den Dienst geeignet und hegte den Verdacht, dass etliche Beteiligte unter dem Deckmantel des Roten Kreuzes nach Transvaal reisten, um dort mit der Waffe für die Sache der Buren zu kämpfen.<sup>29</sup> Daher setzte er sich für die finanzielle und organisatorische Trennung von der belgischen Abteilung ein und nahm allen Deutschen, welche ihm „nicht schriftlich versprochen, den Bedingungen des Roten Kreuzes zu folgen, [...] das Certifikat und die Rote Kreuz-Binde ab“.<sup>30</sup> Offensichtlich hatte Feßler keinerlei Bedenken, Tilemann in der deutschen Abteilung zu behalten. In seinen Erinnerungen bezeichnete er den jungen Arzt als „einen von unseren Kollegen“, und auch nachträglich wurde Tilemann in einem Bericht über den humanitären Einsatz des Roten Kreuzes im Burenkrieg nicht als Mitglied der deutsch-belgischen Ambulanz, sondern als Arzt des Roten Kreuzes bezeichnet.<sup>31</sup>

Bis zum fünften Januar 1900 sollte die „Herzog“ die Delagoa Bay erreicht haben. Doch einen Tag zuvor wurde der deutsche Dampfer von dem britischen Kriegsschiff „Thetis“ aufgebracht und zum nächstgelegenen englischen Hafen, nach Durban, eskortiert. Der Dampfer galt als beschlagnahmt, da das Schiff „large quantities of provisions and iron material“ und damit, so die britische Sicht, Konterbande geladen hätte. Tatsächlich war der Vorwurf aus der Luft gegriffen und die gegebene Begründung, die geladenen Eisenbahnschienen könnten zu Hufeisen für die burischen Pferde weiterverarbeitet werden, etwas fadenscheinig.<sup>32</sup> Andererseits hatte Dr. Feßler in seinen Erinnerungen festgehalten, die „Herzog“ hätte in einem kurz zuvor angelaufenen Hafen Kisten mit Kriegsmunition ausgeladen.<sup>33</sup> Die Beschlagnahmung der „Herzog“ stellte keinen Einzelfall dar. Bereits wenige Tage zuvor waren die beiden Postdampfer „Bundesrath“ und „General“ durch die britische Marine festgesetzt worden, so dass sich in den ersten Wochen des Jahres 1900 bereits drei Schiffe der Ostafrikalinie in britischem Gewahrsam befanden. Die Übergriffe wirkten sich sehr negativ auf die diplomatischen Beziehungen zwischen Berlin und London aus. Reichskanzler Bülow mutmaßte gar, die Briten seien offensichtlich mehr daran interessiert, den deutschen Handel zu beschränken als die Buren zu bekämpfen.<sup>34</sup> Erst am 9. Januar 1900 wurde die

27 Vgl. Tilemann, S. 2-3. Siehe auch: Kroll, S. 76-77.

28 Julius Feßler, *Unter dem Roten Kreuz in Transvaal*, München 1902, S. 7.

29 Vgl. ebenda, S. 8.

30 Ebenda, S. 11. Die Frage, inwieweit die deutsch-belgische Sanitätsexpedition als „neutrale Organisation“ gelten konnte, sollte bei Tilemanns Entschädigungsforderungen an die königlich-großbritannische Regierung eine maßgebliche Rolle spielen.

31 Ebenda, S. 142. Erwähnt wird Tilemann auch auf den Seiten 87, 110 und 133. Vgl. Engels, ohne Seitenangaben.

32 Tilemann, S. 5.

33 Vgl. Feßler, S. 26.

34 Vgl. Martin Kröger, *Imperial Germany and the Boer War. From Colonial Fantasies to the Reality of Anglo-German Estrangement*, in: Keith Wilson (Hrsg.), *The International Impact*

„Herzog“ wieder freizugeben. Nachdem der Postdampfer tags darauf endlich sein ursprüngliches Ziel erreicht hatte, musste Tilemann nochmals 500 Kilometer mit der Bahn zurücklegen, bis er Pretoria am 15. Januar 1900 erreichte.

### *Als Arzt im Burenkrieg*

Hero Tilemanns Tagebuchaufzeichnungen, in denen er über seine Erlebnisse an den unterschiedlichsten Orten des südafrikanischen Kriegsschauplatzes berichtete, geben ein durchaus wirklichkeitsnahes Spiegelbild des wechselhaften Verlaufs des Burenkrieges wieder.<sup>35</sup>

Dieser zweieinhalb Jahre mit größter Erbitterung geführte Krieg stand nicht nur zeitlich, sondern auch hinsichtlich der Kriegsführung an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. Beide Parteien verfügten über die damals modernsten Waffensysteme – darunter weitreichende kleinkalibrige Gewehre und schwere Feldgeschütze – und die Auseinandersetzung vermittelte bereits „einen Vorgeschmack auf die katastrophalen Auswirkungen von ‚totalen‘ Kriegen“.<sup>36</sup> Denn die lange Zeit erfolgreich verfolgte Guerillataktik der Buren gegen den zahlenmäßig weit überlegenen Gegner veranlassten das britische Empire, eine Strategie der „verbrannten Erde“ zu verfolgen, die nicht nur zur Plünderung und Zerstörung burischer Farmen führte, sondern letztlich in der Internierung von Teilen der Zivilbevölkerung in sogenannten „Concentration Camps“ gipfelte.<sup>37</sup>

Auslöser des Krieges waren unterschiedliche Ansichten zur Behandlung der sogenannten „Uitlander“. Nachdem im Gebiet des Witwatersrand im westlichen Transvaal 1886 Gold gefunden worden war, kam es in der Folge zu einer massenhaften Zuwanderung von europäischen Neusiedlern. Die Frage, ob und wie eine Integration dieser sogenannten „Uitlanders“, die zu drei Vierteln aus Großbritannien stammten, in die burische Gesellschaft realisiert werden könnte, sorgte nicht nur innen-, sondern auch außenpolitisch für Zündstoff. Insbesondere verwehrte sich Pretoria gegen die wiederholt vorgebrachte Forderung der Briten, den Uitlanders müsste nach kurzer Zeit das Bürgerrecht verliehen werden, Immerhin hätte sich dadurch „das politische Gleichgewicht in der Republik zugunsten britischer Interessen verschoben“.<sup>38</sup> Im Verlauf des Jahres 1899 war die Uitlander-Frage

---

of the Boer War, Chesham 2001, S. 25-42, hier: S. 36. Ausführlich berichten auch Tilemann und Feßler über die Beschlagnahmung der „Herzog“: Tilemann, S. 4-10; Feßler, S. 27-33. Tilemann berichtete über die Beschlagnahmung der „Herzog“ auch in einem Brief an einen Arzt in Leipzig, über den dieser Bericht in der Presse veröffentlicht wurde. Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10.

35 Vgl. Zu unseren Burenbildern, in: Daheim im neuen Jahrhundert, Nr. 49, 38. Jg. 1902, S. 4. Der Beitrag bietet zusammen mit einem von Tilemann selbstgefertigten Lebenslauf (NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 4) einen guten Überblick über die verschiedenen Stationen des ostfriesischen Arztes während des Burenkrieges. Zum Verlauf des Burenkrieges vgl. u.a. Denis Judd / Keith Surridge, *The Boer War: A History*, London 2013; Bossenbroek. Siehe auch zur Vorgeschichte und den Kriegsgründen die fundierte Analyse bei Bender.

36 Bossenbroek, S. 22. Siehe zu den Waffensystemen: Siegfried Fiedler, *Kriegswesen und Kriegführung im Zeitalter der Millionenheere*, Bonn 1993, S. 204-205.

37 Vgl. zu dieser Einschätzung: Kroll, S. 26; Eberspächer, S. 189; Bossenbroek, S. 448.

38 Bender, S. 51. Siehe auch: Kroll, S. 18-19; Jörg Fisch, *Geschichte Südafrikas*, München 1990, S. 200-201; Harald Rosenbach, *Das Deutsche Reich, Großbritannien und der*

erneut in den Brennpunkt geraten. Als im Juni die Versuche endgültig gescheitert waren, auf dem Verhandlungswege zwischen Buren und Briten den Streit um die Bürgerrechte zu einer allgemein akzeptierten Lösung zu bringen, begann Großbritannien, Truppen an der Grenze zu den Burenrepubliken zusammen zu ziehen und gleichzeitig weitere 10.000 Mann aus England und den Kolonien nach Südafrika in Marsch zu setzen. In dieser prekären Situation stellten die Buren am 9. Oktober 1899 den Briten das Ultimatum, innerhalb von 48 Stunden jegliche Truppenaufmärsche oder -massierungen wieder rückgängig zu machen. Das Ablauf des Ultimatum war gleichbedeutend mit dem Kriegsausbruch. Bereits am nächsten Tag drangen burische Kommandos mit etwa 20.000 Mann in die benachbarte britische Kolonie Natal ein.<sup>39</sup>

Nach überraschenden Anfangserfolgen gelang es den Buren, die strategisch wichtige Stadt Ladysmith einzuschließen.

Als Tilemann in dieser Phase des Krieges im Januar 1900 Südafrika erreichte, wurde er zunächst als Leiter eines Lazarettzuges eingesetzt, mit dessen Hilfe Verwundete und Kranke aus Richtung Ladysmith nach Pretoria evakuiert werden sollten. Doch bereits im Februar 1900 wendete sich das Kriegsglück, als es britischen Soldaten gelang, den Belagerungsring zu sprengen und kurze Zeit später den burischen General Pieter Cronjes (1836-1911) mit seinen 4.000 Soldaten zur Kapitulation zu bewegen. Stück für Stück gewannen die Briten die militärische Initiative zurück, so dass sich das Kriegsgeschehen auf burisches Territorium verlagerte.

An der Grenze zur Kapkolonie in Norvalspont übernahm Tilemann ein Feldhospital, das jedoch bereits kurze Zeit später beim Rückzug der burischen Truppen wieder aufgegeben werden musste. Dabei geriet Tilemann am 10. März 1900 erstmals in britische Gefangenschaft. Drei Tage später gelang den Briten die Einnahme der Hauptstadt des Oranje-Freistaats Bloemfontein, die Tilemann somit unter britischer Besatzung erleben konnte. Nach seiner Rückkehr zu den Buren, wurde er zunächst nach Natal beordert, um dort zusammen mit einem Wiener Arzt ein Hospital zu leiten und den Ambulanzdienst beim Krügersdorp-Kommando zu übernehmen. Im Mai 1900 geriet Tilemann mit seinem Kollegen abermals in britische Gefangenschaft. Als der kommandierende General plante, die beiden Ärzte in britischen Dienst zu übernehmen, weigerte sich Tilemann vehement.<sup>40</sup> Erst nach wiederholten Protesten wurde Tilemann die erneute Rückkehr zu den Burenkommandos gewährt.

Mit der Einnahme der zweiten burischen Hauptstadt Pretoria im Juni 1900 und der nachfolgenden Annexion der beiden Burenrepubliken schien nach europäischer Vorstellung der Krieg zu Ende zu sein.<sup>41</sup> Doch die Buren gingen nunmehr zur Guerillataktik über. Unter dem Kommando von „kühnen, umsichtigen Führern“<sup>42</sup>, darunter Louis Botha, Jacobus de la Rey (1847-1914) und Christiaan de

---

Transvaal (1896-1902). Anfänge deutsch-britischer Entfremdung, Göttingen 1993, S. 34. Eng verbunden mit den Goldfunden waren auch die Belange der Schürfkonsortien. Noch während des Burenkrieges hatte der Journalist John A. Hobson die These gewagt, die Minenbetreiber seien für den Eintritt des Empires ausschlaggebend gewesen, weil sie mit der hemmenden Wirtschaftspolitik der Transvaal-Regierung unzufrieden gewesen wären und sich „durch eine britische Machtübernahme günstigere wirtschaftliche Rahmenbedingungen“ erhofften. Vgl. Bender, S. 52-53.

39 Vgl. Eberspächer, S. 185-186; Fiedler, S. 207-208; Bossenbroek, S. 207.

40 Vgl. Tilemann, S. 78-79.

41 Vgl. Eberspächer, S. 188.

42 Vgl. Fiedler, S. 216.

Wet (1854-1922), zwangen die Buren den Briten einen verlustreichen Kleinkrieg auf. Der auf Beweglichkeit ausgerichtete Guerillakrieg wirkte sich unmittelbar auf Tilemanns ärztlichen Dienst aus. Er operierte nicht mehr von einem Feldhospital aus, sondern erhielt einen Ambulanzwagen, d.h. einen überdachten Ochsenwagen mit vier Maultieren, mit dem er im östlichen Transvaal als einziger verfügbarer Arzt seinen Dienst versah. Dementsprechend versorgte er nicht nur die Verwundeten und Kranken der Burenkommandos, sondern kümmerte sich ebenso um die weiße und schwarze Zivilbevölkerung. Geländegewinne der Briten nötigten ihn nach dem Jahreswechsel, sich mit seiner deutschen Ambulanz, die zu diesem Zeitpunkt aus vier Wägen, 24 Maultieren und 16 Zugpferden bestand, erneut abzusetzen.<sup>43</sup>

Im Februar 1901 wurde seine gesamte Ambulanz – trotz des deutlich sichtbaren Zeichens des Roten Kreuzes – von einem britischen Reitertrupp festgesetzt. Eine fünfwöchige Gefangenschaft folgte, die Tilemann im Nachhinein als „die weit-aus schwerste Zeit im ganzen Kriege“ bezeichnete.<sup>44</sup> Unter dem Kommando des Generalmajors John Dartnell wurde einer seiner Wagen, bei dem es sich um einen früheren Ambulanzwagen der Briten handelte, konfisziert, die übrigen geplündert und schließlich verbrannt. Tilemanns wiederholt vorgebrachte Forderung, zu den Buren zurückkehren zu dürfen, wurde zwar von britischer Seite registriert, aber zunächst nicht weiter beachtet. Auf dem „Treck“ wurde Tilemann Zeuge, wie die britischen Soldaten die Farmen, an denen sie vorbeikamen, plünderten und die Familien aus ihren Häusern verschleppten:

„Alter, Krankheit, Schwangerschaft der Frauen schloß nicht aus, daß man rücksichtslos die wehrlosen Frauen von ihren Häusern fort in die Unbilden eines Krieges hineinstieß, eines Krieges, der deshalb nicht humaner ist, weil er in unser als human gerühmtes Zeitalter hineinfällt. Die aller Banden entfesselte weiße und schwarze Soldateska, die man hier systematisch ihren Leidenschaften frönen ließ, die nur durch eine lockere Disziplin zusammengehalten wurde, hat mir gezeigt, welch ein Unglück ein Krieg für ein Land ist.“<sup>45</sup>

Die Repressalien gegen die Zivilbevölkerung gingen auf den britischen Oberbefehlshaber Kitchener zurück und waren Teil einer neuen Strategie, mit der die Briten auf die Guerillataktik der Buren reagierten. Um den Burenkommandos jegliche Versorgungsgrundlage zu entziehen und ihnen Unterschlupfmöglichkeiten zu nehmen, wurden auf britischen Befehl hin 30.000 Farmen niedergebrannt. Die obdachlos gewordenen Familien, vor allem Frauen und Kinder, internierten die Briten in sogenannten „Konzentrationslagern“, in denen die Sterblichkeitsrate – auf Grund der unzureichenden Versorgung und der mangelhaften sanitären und medizinischen Zustände – rasch nach oben schnellte. Späteren Schätzungen zufolge kamen von insgesamt 115.000 internierten Buren etwa 27.900 in den Lagern ums Leben, davon zu einem Großteil Kinder.<sup>46</sup>

43 Vgl. Tilemann, S. 192.

44 Ebenda, S. 200.

45 Ebenda, S. 207.

46 Schätzungen zufolge hatten 22.000 Kinder unter 16 Jahren die Internierung nicht überlebt. Vgl. Kreienbaum, S. 111 und 117. In seinem Buch untersucht Kreienbaum sowohl die Funktionsweise als auch die Ziele, die mit der Internierung in den „concentration camps“ verfolgt wurden. Siehe auch: Fiedler, S. 217.

In seinen Tagebuchaufzeichnungen berichtete Tilemann, bei den Buren seien Gerüchte im Umlauf gewesen, die englischen Ärzte würden den Frauen und Kindern in den Internierungslagern Gift verabreichen, um auf diese Art und Weise „die Burenation auszurotten“. Er selbst war jedoch überzeugt, dass „der Grund für die erschreckend große Sterblichkeit in den ganz unzureichenden äußeren Verhältnissen in den Konzentrationslagern zu suchen“ war.<sup>47</sup> Tilemann wusste, wovon er sprach, denn zusammen mit dem über hundert Ochsenwagen umfassenden Transport gefangener Burenfamilien erreichte er schließlich bei Volksrüst eines „der mit Recht berüchtigten Konzentrationslager“.<sup>48</sup> Auf dreckigem und durchweichtem Boden standen die Zelte, die den südafrikanischen Witterungsverhältnissen kaum Widerstand leisten konnten.

Im Gegensatz zu den übrigen Internierten musste Tilemann allerdings nur wenige Tage in dem Lager bleiben. Am 23. März 1901 erfolgte seine Freilassung. Kaum zu den Buren zurückgekehrt, übernahm er die Sanitätswagen eines niederländischen Ambulanzarztes. Mit dieser „deutschen Ambulanz“ begleitete er bis zum Friedensschluss die Burenkommandos des Hoogevelde, speziell in den Distrikten Heidelberg, Pretoria, Ermelo und Middelburg. Denn trotz der Politik der „verbrannten Erde“ war der Widerstandswille der Buren, die für ihre Unabhängigkeit kämpften, noch nicht gebrochen.

Erst die Errichtung eines ausgefeilten Systems aus Blockhäusern durch die Briten brachte die Wende. Ab März 1901 wurden insgesamt 8.000 Blockhäuser – jeweils in Sicht- und Schussweite voneinander – entlang der britischen Versorgungslinien errichtet und mit Stacheldraht verbunden. Mehrmals musste Tilemann diese gefürchteten Blockhauslinien passieren, um Verwundete oder Kranke zu erreichen.<sup>49</sup> Mit den Blockhäusern waren die Briten nicht nur in der Lage, „die Bewegungsfreiheit der burischen Guerilla einzuschränken“, sondern auf diese Weise konnten die entstandenen, übersichtlicheren Areale systematisch von Kampfverbänden durchkämmt werden.<sup>50</sup>

Um einen Stützpunkt für seine Ambulanz zu haben, richtete Tilemann in abgebrannten Häusern provisorische Hospitäler ein, die er – sobald die Briten in der Nähe gesichtet wurden – ebenso rasch wieder aufgab. Gegen Ende des Krieges wurden Tilemanns Hospitäler während seiner Abwesenheit zweimal von britischen Truppen überfallen. Die Gebäude wurden geplündert, das noch vorhandene Vieh weggeführt. Als die Briten dabei in einer Kiste eine einzelne Gewehrpatrone und zwei leere Bandeliers entdeckten, wurden auch drei von Tilemanns Ambulanzmitarbeitern, obwohl sie über Rote Kreuz-Pässe verfügten, festgesetzt und schließlich – wie Tilemann später erfuhr – als Kriegsgefangene nach Indien verschifft.<sup>51</sup>

Anfang 1902 mussten die Buren feststellen, dass der von ihnen geführte Zermürbungskrieg nicht zu gewinnen war. Ihnen standen kaum noch Waffen, Munition oder Pferde zur Verfügung, um den Kampf erfolgreich fortsetzen zu können. Eindringlich beschrieb Tilemann die Lage der Buren im letzten Kriegsmonat:

---

47 Tilemann, S. 321.

48 Ebenda, S. 224.

49 Vgl. die plastische Schilderung ebenda, S. 387-398.

50 Vgl. Eberspächer, S. 190; Kreienbaum, S. 51; Fiedler, S. 217; Bossenbroek, S. 493.

51 Vgl. Tilemann, S. 404-405, 411-417 und 519.



Abb. 2: Foto der Ambulanz Tilemanns vom 6. Juni 1902 (NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 26)

„Immer höher steigt die Not. Nicht lange mehr kann das so fortgehen. Nichts mehr zu essen; nichts anderes als Lumpen, und die nur unvollständig, uns gegen die Unbilden der jetzigen Winterkälte zu schützen. Die Munition ist auf. Unsere Pferde werden von Tag zu Tag kraftloser, frische Pferde gibt es nicht mehr. Das Gras ist verdorrt, ein Funke genügt, aus der Grasfläche ein Feuermeer zu machen, und wo nur eine feindliche Kolonne durchs Feld zieht, da steigen weithin sichtbar Rauchwolken auf, brennen die Engländer uns das Gras weg, daß unseren verhungerten Pferden auch rein gar nichts mehr übrig bleibt. [...] Wie schwer seufzt Land und Volk unter der Geißel eines so rücksichtslos geführten langen Krieges.“<sup>52</sup>

Er selbst war gezwungen, auch britischen Gefangenen die Verbandspäckchen abzunehmen oder auf das bei Angriffen erbeutete medizinische Material zurückzugreifen, um überhaupt noch eine ärztliche Versorgung seiner Patienten gewährleisten zu können.<sup>53</sup>

Im März 1902 setzten erste Gespräche und Friedensverhandlungen ein und mündeten am 31. Mai in den Friedensvertrag von Vereeniging. Darin mussten die Burenrepubliken auf ihre bisherige Unabhängigkeit verzichten und sich der „Autorität der britischen Krone“ unterwerfen. Im Gegenzug gewährte London den Buren eine allgemeine Amnestie, stellte eine burische Selbstregierung in Aussicht und versprach Unterstützung beim wirtschaftlichen Wiederaufbau.<sup>54</sup>

Tilemann erlebte den Friedensschluss im Oranje-Freistaat, wohin er abkommandiert worden war. Als er zu seinem regulären Burenkommando in Heidelberg zurückgekehrt war, gehörte es zu seiner letzten dienstlichen Aufgabe, seine Ambulanz aufzulösen.<sup>55</sup>

52 Ebenda, S. 485-486.

53 Vgl. ebenda, S. 275.

54 Vgl. Bender, S. 123; Kroll, S. 28.

55 Vgl. Tilemann, S. 517.

Die Bilanz dieses Krieges, der bis heute unter der Bezeichnung „Kolonialkrieg“ geführt wird, obwohl es sich um einen „white man’s war“ handelte,<sup>56</sup> war erschreckend. Die zweieinhalbjährige Auseinandersetzung hatte 22.000 britischen Soldaten das Leben gekostet. Auf burischer Seite waren 34.000 Opfer zu beklagen. Großbritannien hatte für den Krieg 230 Millionen Pfund aufwenden müssen. Damit hatte sich der Burenkrieg für das Empire „zum größten und teuersten Krieg, den Großbritannien zwischen den Napoleonischen Kriegen und dem Ersten Weltkrieg führen sollte“, entwickelt.<sup>57</sup>

### *Tilemanns Einschätzung der burischen Kriegsführung und der Kriegsparteien*

Wie bereits aufgezeigt wurde, hatte Tilemann für seinen Entschluss, als freiwilliger Ambulanzzarzt im südafrikanischen Krieg tätig zu werden, vor allem rationale Gründe angeführt. Für ihn stand im Vordergrund, seine im Studium erlernten Kenntnisse sinnvoll anwenden zu können und den Kriegsaufenthalt zum Vortreiben seiner ärztlichen Karriere zu nutzen. Neutral sprach er davon, die „Verwundeten in Transvaal“ medizinisch versorgen zu wollen.<sup>58</sup>

Tatsächlich hatte für Tilemann schon sehr frühzeitig festgestanden, dass er auf Seiten der Buren tätig sein würde. Auch für diese Wahl mag es vor allem rationale Gründe gegeben haben, etwa, dass die Burenrepubliken über kein geordnetes Kriegssanitätswesen verfügten und daher dringender als die Briten auf ausländische Hilfe angewiesen waren,<sup>59</sup> oder dass der Alldeutsche Verband eine Sanitätsexpedition ausstattete, die als Unterstützungsmaßnahme für die Buren gedacht gewesen ist. Dennoch ist zu vermuten, dass bei Tilemann bereits in dieser Phase eine grundlegende Sympathie für die Buren vorhanden war, die von einem Großteil der Deutschen geteilt wurde. 1898 hatte der damalige Staatssekretär des Äußeren, Bernhard von Bülow, erklärt, die Buren seien im ganzen deutschen Volke „seit Jahren zum Gegenstande einer sentimentalen Sympathie geworden“, gegen die nichts ausgerichtet werden könnte.<sup>60</sup> Mit Ausbruch des Burenkrieges steigerte sich diese Sympathie zu einer regelrechten „Bureneuphorie“. Im Einklang mit „einer Flutwelle anti-englischer Emotionen“ wurde die deutsche Bevölkerung von einem „wahren Taumel von Begeisterung für die Buren“ erfasst.<sup>61</sup>

So vermeldeten die Ostfriesischen Nachrichten in ihrer Ausgabe vom 14. Oktober 1899 zum Kriegsausbruch:

„In England hat man offensichtlich nicht recht daran geglaubt, daß es das kleine Burenvolk wagen könnte, dem stolzen Albion den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Aber die Buren haben einfach gethan, was der eigene Selbsterhaltungstrieb von ihnen forderte, sobald sie einmal die Gewißheit erlangt hatten, daß der Krieg unvermeidlich war. Sie haben ihre Zukunft auf ihre guten Büchsen und ihr sicheres Auge gesetzt, und die ganze gebildete Welt steht mit ihrer Theilnahme auf der Seite des tapferen Burenvolkes, das Gut

56 Zu dieser Diskussion vgl. Eberspächer, S. 191 und 205-207; Kreienbaum, S. 55-56.

57 Kreienbaum, S. 40-41; vgl. Fiedler, S. 218.

58 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Hero Tilemanns vom 01.11.1899.

59 Vgl. Tilemann, S. 17.

60 Zitiert nach: Bender, S. 136.

61 Ebenda, S. 13 und 29-30.

und Blut einsetzt für seine Freiheit und Selbständigkeit, während England bezahlte Söldner für seine Goldgier bluten läßt.“<sup>62</sup>

Das vielbeschworene Bild von David gegen Goliath drängte sich geradezu auf, denn in dem südafrikanischen Konflikt standen sich zwei äußerst ungleiche Gegner gegenüber: Auf der einen Seite die beiden südafrikanischen Burenrepubliken, Transvaal und Oranje-Freistaat, deren Bevölkerungszahl mit 300.000 Menschen nicht einmal annähernd an die Einwohnerzahl von London heranreichte, und auf der anderen Seite die Kolonial- und Weltmacht Großbritannien. Auch wenn sich die Buren in dem Krieg erstaunlich gut behaupteten – zunächst in offenen Feldschlachten, später in einem verzweifelt geführten Guerillakrieg – konnten die Burenkommandos weder quantitativ noch qualitativ der britischen Armee auf Dauer Widerstand leisten.<sup>63</sup>

In Transvaal angekommen entwickelte Tilemann eine ureigene Verbundenheit mit den Buren, die er als „reckenhafte Gestalten mit langen Bärten und harten, wettergebräunten Gesichtern“ beschrieb: „Man konnte sie eher für Jäger halten als für Soldaten. Von militärischem Aussehen und Benehmen nach deutschen Begriffen nicht die Spur. Statt einer Uniform trug jeder seine gewöhnliche Kleidung. Gewehr und Patronengürtel schräg über der Brust machen die ganze Kriegsrüstung aus.“<sup>64</sup> Einen emotionalen Zugang zu den Buren zu erhalten war Tilemann auch deshalb möglich, weil sich für ihn kaum Verständigungsschwierigkeiten ergaben. Da er es gewohnt war, „von Jugend auf die plattdeutsche Sprache meiner ostfriesischen Heimat zu sprechen“, die dem niederländischen verwandt war, konnte er sich von Anfang an mühelos mit den Patienten und den Mitgliedern der Burenkommandos unterhalten.<sup>65</sup>

Immer wieder verwies Tilemann in seinen Tagebuchaufzeichnungen auf die Tapferkeit der Buren. Er führte an, dass selbst Fünfzehnjährige bereit wären, für die „Freiheit des Vaterlandes zu fechten“,<sup>66</sup> sogar Kriegsversehrte wieder in den Kampf zögen – darunter ein einarmiger Bur, der jedoch gelernt hatte, sein Gewehr so geschickt nachzuladen dass er den übrigen Kämpfern nicht nachstand.<sup>67</sup> Auch die Frauen waren bereit, für die Unabhängigkeit der Burenrepubliken Opfer zu bringen. So berichtete Tilemann von der Entbindung einer Frau, die gleich nach der Geburt erklärte, ihr Sohn würde in vierzehn Jahren ebenfalls gegen die Briten kämpfen.<sup>68</sup>

62 Der Krieg hat begonnen, in: Ostfriesische Nachrichten vom 14.10.1899.

63 Vgl. Bossenbroek, S. 10-11; Bender, S. 69. Zwar standen zu Beginn der Auseinandersetzung 60.000 bewaffneten Buren nur etwa 20.000 britische Soldaten gegenüber, doch bis zum Ende des Krieges verlagerte sich das Gewicht eindeutig in Richtung Großbritannien. Bis zum Frühjahr 1902 entsandte London etwa 450.000 Mann nach Südafrika. Selbst wenn nur etwa 20 Prozent der Streitkräfte zur kämpfenden Truppe zählten, waren Oranje-Freistaat und Transvaal, die zu diesem Zeitpunkt nur noch knapp 20.000 Mann aufbieten konnten, hoffnungslos unterlegen. Vgl. Kroll, S. 23; Eberspächer, S. 192; Fiedler, S. 217-218.

64 Tilemann, S. 11-12.

65 Ebenda, S. 24.

66 Vgl. ebenda, S. 20.

67 Vgl. ebenda, S. 29.

68 Vgl. ebenda, S. 314; siehe auch S. 93.

Aus Tilemanns Sicht war jedoch nicht nur die Courage der Buren herausragend, sondern auch ihr allgemeines Benehmen. Tilemann sprach von einem „den meisten Buren angeborenen ritterlichen Anstand“, der insbesondere im direkten Vergleich mit den Briten auffallen würde. Die britischen Soldaten könnten weder nach ihrer Persönlichkeit, ihren Manieren oder der Ausdrucksweise mit dem einfachsten Buren mithalten.<sup>69</sup>

Trotz des ausgeprägten Willens, für die Unabhängigkeit zu kämpfen, entdeckte Tilemann bei den Buren im Kampf jedoch auch eklatante Schwächen, die er immer wieder in seinen Aufzeichnungen formulierte. So kritisierte er, die Buren würden ohne Not strategisch wichtige Gebiete leichtfertig aufgeben oder in Gefechten mögliche Geländegewinne nicht nutzen, weil sie – wie sie es von der Jagd gewohnt waren – lieber in ihren Stellungen verblieben, um aus sicherer Entfernung auf den Gegner zu feuern.<sup>70</sup> Tilemann übersah dabei, dass die Burenkommandos kaum über militärstrategische Kenntnisse verfügten. Während die Briten über eine der professionellsten und bestausgebildetsten Armeen der Welt verfügten, stand den Burenrepubliken nur eine Volksmiliz zur Verfügung, die aus sämtlichen wehrfähigen Männern zwischen 16 und 60 Jahren bestand und einen Hang zur Individualität aufwies, die einer militärischen Hierarchie diametral entgegenstand.<sup>71</sup>

Tilemann musste feststellen, dass Teile der Buren – trotz entgegengesetzter Order – einfach die Truppe verließen, sich nicht an Feuergefechten beteiligten oder an den Kämpfen nur teilnahmen, wenn Aussicht bestand, Pferde oder Ausrüstungsgegenstände zu erbeuten.<sup>72</sup> Tatsächlich war es nicht ungewöhnlich, wenn bei den Buren erteilte Befehle nicht nur diskutiert, sondern – im Zweifelsfall – sogar verweigert oder ignoriert wurden. Wenn „burische Soldaten einen Schlachtplan als verfehlt ansahen, stand es ihnen frei, sich von der Truppe zu entfernen.“<sup>73</sup> Ebenso wurde den Buren zugestanden, nach abgeschlossenen Feldzügen die Truppe zu verlassen, um zur heimischen Farm zurückzukehren und dort nach dem Rechten zu sehen.

Vollkommen konsterniert war Tilemann, als er feststellen musste, dass mancher Bure nicht nur seine Familie mit an die Front nahm, sondern auch sein Vieh – im Feld seine Kühe melkte, die gelegten Hühnereier einsammelte und mit seiner Familie wie auf seiner Farm lebte.<sup>74</sup> Ebenso war Tilemann bereits sehr früh auf gefallen, wie verschwenderisch die Buren mit ihrer Munition umgingen, was sich im Verlauf des Krieges – abgeschnitten von jeglichen Nachschublinien – rächen sollte. Bei einer Fahrt seines Lazarettzuges beobachtete Tilemann, wie sich die Buren die Zeit vertrieben und vom Fenster aus auf Vögel oder andere Ziele schossen, „geradezu ein Wettschießen“ veranstalteten, und resümierte: „Solche Munitionsvergeudung ist bei einer regulären Armee schlechterdings ausgeschlossen.“<sup>75</sup> Immer wieder kritisierte Tilemann die disziplinarischen Probleme innerhalb der

69 Selbst bei Briten aus den „ersten englischen Familien“ vermisste Tilemann entsprechende Manieren. Vgl. ebenda, S. 89, 98-99 und 441.

70 Vgl. ebenda, S. 62-63 und 88.

71 Eberspächer, S. 193. Siehe auch: Fiedler, S. 211-212; Bossenbroek, S. 217-218.

72 Vgl. Tilemann, S. 64.

73 Eberspächer, S. 193.

74 Vgl. Tilemann, S. 24.

75 Ebenda, S. 26; siehe auch: S. 12 und 132.

Burenkommandos: „Um Erfolg zu haben ist aber eine gut disziplinierte Mannschaft ein unbedingtes Erfordernis, und daran hapert es auf Seiten der Buren bei allen Unternehmungen.“<sup>76</sup>

Ein mindestens ebenso großes Problem stellten die Überläufer – „Weglopers“ oder „Händsuppers“ genannt – dar. Mehrmals konnte Tilemann feststellen, wie sich Einzelne von den Kommandos entfernten, um zu ihren Farmen zurückzukehren, oder Waffen und Munition an die Briten auslieferten, in der Hoffnung, anschließend auf ihrem Gut ein ruhiges und friedliches Leben führen zu können. Entsprechend ungnädig reagierte er, wenn Einzelne der Burenkommandos zu ihm kamen, um dienstunfähig oder urlaubsbedürftig geschrieben zu werden.<sup>77</sup> Tilemann schrieb von sich selbst, er würde „zu den schärfsten Verurteilern jener Buren“ gehören, die „Händsupper wurden und Verrat am eigenen Volk und an ihrer Regierung begingen“. Allenfalls für die Männer, deren Frauen und Kinder von den Briten als Geiseln in einem „concentration camp“ gehalten wurden, konnte er ein gewisses Verständnis aufbringen.<sup>78</sup>

Ebenso verwunderlich war es für ihn, dass die Landesverräter unter den Buren nur milde bestraft wurden. Als ein Bure, der den britischen Truppen den Weg in die Hauptstadt des Oranje-Freistaats gewiesen hatte, gefangen genommen werden konnte, bemerkte Tilemann harsch: „Der hätte nun an den ersten besten Baum aufgeknüpft gehört, zum mindesten hätte man ihn standrechtlich erschießen müssen, statt dessen findet ein ordentliches Gericht über ihn statt, und man höre und staune, nur zur Gefängnisstrafe mit harter Arbeit wird der Lump verurteilt. In solchen Fällen scheint es in Transvaal an der nötigen Energie zu fehlen“.<sup>79</sup> Aus Tilemanns Sicht hätte auch in anderen Fällen von Feigheit vor dem Feind rücksichtsloser durchgegriffen werden müssen. Denn das eigentliche Problem würde nicht darin bestehen, dass es auch bei den Buren feige Männer gäbe, sondern dass „dem Feigling nicht die Kugel eines Kameraden, wie in einer disziplinierten Armee“ drohte.<sup>80</sup>

Im Sommer 1901 musste Tilemann mit Schrecken feststellen, daß „die Händsuppers im Solde der Engländer“ sogar dazu übergegangen waren, „auf die eigenen Volksgenossen [zu] schießen“, sogar mit den „National Scouts“ eine eigene Abteilung innerhalb der britischen Truppen bildeten.<sup>81</sup> Gerade der Einsatz der Überläufer hatte einen demoralisierenden Effekt auf die britischen Kommandos, die fürchteten, der Konflikt könnte sich nunmehr zu einem Bürgerkrieg ausweiten.<sup>82</sup>

Trotz dieser Kritikpunkte blieb Tilemanns besondere Zuneigung zu den Buren bis zuletzt bestehen. Nicht anders ist es zu erklären, dass er bis zum Friedensschluss in Südafrika verblieb. Selbst eindeutiges Fehlverhalten auf Seiten der Buren versuchte er zu entschuldigen. Als ein Mitglied eines Burenkommandos einen britischen Soldaten aus nächster Nähe niedergeschossen hatte, obwohl sich

76 Ebenda, S. 463-464.

77 Vgl. ebenda, S. 126; siehe auch: S. 94 und 152.

78 Ebenda, S. 208.

79 Ebenda, S. 70. Siehe auch S. 104, in der Tilemann nochmals deutlich macht, man hätte solche Landesverräter „von Anfang des Krieges an aufhängen sollen.“

80 Ebenda, S. 125.

81 Ebenda, S. 273; siehe auch: S. 365.

82 Vgl. Kreienbaum, S. 52; Eberspächer, S. 194.

dieser bereits ergeben hatte, argumentierte Tilemann, der Vorfall hätte sich auf der Farm des Buren ereignet, die nur kurze Zeit vorher von den Briten „gebrandschatzt“ worden war, so dass sich die Familie des Buren nur mit knapper Not habe retten können.<sup>83</sup>

Je mehr sich der Krieg in die Länge zog, desto mehr schwand bei Tilemann die emotionale Distanz zu den Buren. In seinen Aufzeichnungen spricht er von „unserer Patrouille“, die von einem Ausritt zurückgekehrt ist, von „unserem General“, der sein Leben verloren hat.<sup>84</sup> Als er Neujahr 1902 Überlegungen über den weiteren Verlauf des Krieges anstellte, formulierte er seine Worte nicht als deutscher, der Neutralität verpflichteter Arzt des Roten Kreuzes, sondern wie ein Kämpfer eines Burenkommandos: „Kann England ganz ungehindert seine ganze Kraft gegen uns weiter einsetzen, wird es alle seine reichlichen Machtmittel weiter entfalten und in der Auswahl seiner Mittel ebensowenig bedenklich sein als bisher, sofern die Mittel nur Erfolg versprechen? [...] Ein Wunder ist es, daß die Engländer uns noch nicht völlig den Garaus gemacht haben“.<sup>85</sup>

Tilemann verfügt über ein hohes Maß an Selbstreflektion, so dass ihm die Wandlung in seiner eigenen Haltung gegenüber den Buren durchaus bewusst wird. Als er eine Einladung der Briten erhielt, nach dem Fall Pretorias dort an der Siegesfeier teilzunehmen, lehnte er rundweg ab. Auch wenn er sich als Arzt verpflichtet sah, sich neutral zu verhalten, so würde – wie er erklärte – die Genfer Konvention nicht „eine solche Empfindungslosigkeit“ verlangen, dass man „das eigene Lager verläßt, um mit der obsiegenden Partei Feste zu feiern.“<sup>86</sup> Eindeutig begann er, zwischen seinen Pflichten als Arzt und seiner persönlichen Stellung zur Burensache zu abstrahieren.

In Fragen der medizinischen Versorgung blieb Tilemann bis zuletzt neutral, ohne zwischen Freund und Feind zu unterscheiden. Doch emotional war er längst zu den Buren übergeschwenkt, deren Kameradschaft er genossen, deren Gefahren er geteilt hatte. Rückblickend gestand sich Tilemann durchaus ein, dass er sich durch die „Strapazen, Gefahren und Leiden immer enger mit den Kommandos verbunden“ fühlte und dass „die Burensache als meine Sache mir ans Herz gewachsen“ war.<sup>87</sup> Wenn Tilemann in seinen Tagebuchaufzeichnungen an einer Stelle schreibt, „die Sache des Doktors ist die des Kommandos“,<sup>88</sup> so müsste es treffender lauten: „die Sache der Buren war zu der des Doktors geworden“.

Ebenso wie das Bild der tapferen Buren im Laufe des Krieges einige Kratzer erhalten hatte, revidierte Tilemann auch seine Ansichten zu den deutschen Kolonisten im Transvaal.

Zunächst hob er hervor, dass es für Deutsche, die den entsprechenden Arbeitseifer an den Tag legten, sehr wohl möglich war, zu beachtlichem Wohlstand zu gelangen.<sup>89</sup> Auf einem „Treck“ durch die „deutschen Ansiedelungen Lüneburg und Bergen“ konnte er sich selbst davon überzeugen, welche großartige „Kulturarbeit“ die Deutschen „in der ehemaligen Wildnis“ geleistet hatten: „Ich habe

---

83 Vgl. Tilemann, S. 115.

84 Beispielhaft: ebenda, S. 292.

85 Ebenda, S. 379.

86 Ebenda, S. 84.

87 Ebenda, S. 509.

88 Ebenda, S. 421.

89 Vgl. ebenda, S. 97.

schon ein gut Teil von Südafrika gesehen, aber solch schöne Farmen habe ich bisher in Südafrika noch nicht angetroffen. [...] Durch ihrer Hände Arbeit sind diese Deutschen zur Wohlhabenheit gelangt, so daß sie jetzt Besitzer großer Plätze sind, die man in Deutschland ‚Güter‘ nennen würde.“<sup>90</sup>

Ebenso hob er die Tapferkeit der Deutschen im Burenkrieg hervor. Damit meinte er nicht nur die Freiwilligen, die sich mit Ausbruch des südafrikanischen Krieges auf den Weg gemacht hatten, um auf der Seite der Buren zu kämpfen,<sup>91</sup> sondern auch viele deutsche Siedler, die sich „die Sache der eingeborenen Buren völlig zu der eigenen gemacht“ hatten und bereit waren, „mit Leib und Leben für die transvaalsche Heimat“ einzutreten. Doch als Tilemann auf dem Rückzug vor den britischen Truppen mit ansehen musste, wie zusehends mehr deutsche Ansiedler den Briten ihre Waffen abliefern, um sich zu ergeben, war er maßlos enttäuscht. Die Gründe für dieses Verhalten sah er darin, dass die Deutschen in den Burenrepubliken „einen Staat im Staate“ gebildet hätten, sich „in erster Linie als Deutsche fühlten und mit niedersächsischer Zähigkeit an deutscher Art und an deutschem Wesen festgehalten“ hätten, anstatt sich in den Burenstaat zu integrieren und zu assimilieren.<sup>92</sup> Nur auf diese Weise sei es zu erklären, dass sie nicht bereit gewesen wären, weiter für die Unabhängigkeit zu kämpfen.

#### Tilemanns Haltung gegenüber den Briten

Angesichts Tilemanns Sympathie für die Buren ist seine ausgeprägte Antipathie gegenüber den Briten nicht weiter verwunderlich. Diese hatte sich allerdings nicht erst durch die Beobachtung der britischen Verbrechen an der Zivilbevölkerung oder der Plünderung und Vernichtung seiner Ambulanzen entwickelt. Bereits mit der Beschlagnahmung des Reichspostdampfers „Herzog“ auf dem Weg nach Südafrika hatten sich die Briten in Tilemanns Augen massiv ins Unrecht gesetzt. Tilemann empfand „die Art und Weise, wie das offizielle England gegen den deutschen Reichspostdampfer vorging“ als beleidigend. Auch dass von den Briten die „deutsche Reichspostflagge heruntergeholt wurde, um der englischen Kriegsflagge Platz zu machen“, empfand er als einen Angriff auf die nationale Ehre.<sup>93</sup> Deutlich kommt sein Groll über das als arrogant, selbstherrlich und rechtswidrig empfundene Verhalten der britischen Soldaten zum Ausdruck, das in eine der wenigen politischen Aussagen in seinen Tagebuchaufzeichnungen führte: „und ich denke bei mir: unsere Flotte, die muß größer sein!“<sup>94</sup> Wenn er in diesem Zusammenhang das geflügelte Wort zitierte – „Der praktische Engländer frißt eben den Hafer so lang aus dem Sack, bis man ihn aufs Maul schlägt“ – sind seine Ressentiments gegenüber den Briten mehr als ersichtlich.

90 Ausführlich beschreibt er die deutsche Gastfreundschaft, die ihm zu Teil geworden ist, und dass er bei dieser Gelegenheit sogar auf deutschstämmige Buren traf, die seine Eltern gekannt hatten. Vgl. ebenda, S. 147-148.

91 „Viel Rühmliches hörte ich von den tapferen Taten des deutschen Gymnasialoberlehrers Henkel, den sein Idealismus aus der Schulstube in Hamburg weg hierher in den Krieg geführt hat.“ Ebenda, S. 34.

92 Ebenda, S. 211 und 212.

93 Ebenda, S. 6.

94 Ebenda, S. 8.

In Tilemanns Tagebuchaufzeichnungen werden die britischen Soldaten als unfähig und unredlich beschrieben. Als Tilemann davon berichtete, wie er bei einer Kutschfahrt in stockdunkler Nacht nicht mehr den Weg zu seinem Hospital finden konnte, wies er sogleich darauf hin, die Briten würden sich sogar tagsüber verlaufen. Mindestens ebenso süffisant erzählte er, wie auf dem Reichspostdampfer „Herzog“ die britische Besatzung von deutscher Seite ausgetrickst werden konnte, als es dem Bootsmann gelang, an den Briten vorbei ein versiegeltes Protestschreiben an einen Landsmann weiterzugeben.<sup>95</sup> Außerdem führte er mehrere Beispiele an, die das britische Militär in die Nähe von Kriegsverbrechen rückten. So hätten diese nicht nur unter dem Schutz der weißen Flagge Patrouillen ausgesandt, um schwieriges Territorium zu erkunden, sondern sogar eine Kapitulation vorgetäuscht, um im nächsten Moment auf die heranrückenden Buren zu schießen. Außerdem berichtet Tilemann, die britischen Soldaten hätten in den Gefechten häufig die gefürchteten und weitgehend geächteten Dum-Dum-Geschosse verwendet.<sup>96</sup> Allerdings lässt sich der Wahrheitsgehalt dieser Behauptungen nachträglich nur schwer überprüfen.

Während seiner Zeit als britischer Gefangener erhielt Tilemann auch Eindrücke aus erster Hand. Laut seinen Tagebuchaufzeichnungen traf er mehrmals auf britische Offiziere, die sich aus seiner Sicht selbstherrlich oder arrogant aufführten, sich ihm gegenüber als „Herr und Gebieter“ aufspielen wollten, denen er jedoch – so ist es nachzulesen – mit deutscher Beharrlichkeit entgegenzutreten wusste.<sup>97</sup>

Trotz aller Vorbehalte und Ressentiments war Tilemann dennoch in der Lage, korrektes oder zuvorkommendes Verhalten britischer Militärs zu würdigen und zwischen dem „britischen Gentleman“ und dem „Feind der Buren“ zu unterscheiden. Doch diese Beispiele bildeten eher die Ausnahme.<sup>98</sup> Erst gegen Ende des Krieges kam ein kollegialer, nahezu freundschaftlicher Kontakt zu einem britischen Arzt zustande, der Tilemann bei einer Operation an einer offenen Bauchwunde eines Buren auf offenem Feld assistierte und dem Deutschen kurz darauf eines seiner eigenen Hemden schenkte, weil er bemerkt hatte, dass Tilemann nur noch in zerlumpter Kleidung herumliefe.<sup>99</sup>

Sehr viel stärker wirkten jedoch bei Tilemann die Erlebnisse während des „Trecks“ mit den Burenfamilien nach, die von den britischen Soldaten aus ihren geplünderten und angezündeten Farmen vertrieben und ins Konzentrationslager überführt worden waren. Sie trugen offensichtlich maßgeblich dazu bei, dass er die „Burensache“ zu seiner eigenen machte. Es ist nicht allein das augenscheinlich menschenunwürdige Verhalten, das ihm selbst gegenüber – wie er berichtete – an den Tag gelegt worden war, als ihm die Kleider weggenommen worden sind, er in Pfützen schlafen musste und Taschentuch und Finger als Wasch- und Kamm-Ersatz herhalten mussten.<sup>100</sup> Noch viel stärker war es das Verhalten gegenüber der Zivilbevölkerung. Voller Abscheu berichtet er, seine Aufzeichnungen könnten „gar nicht zur Genüge das Elend schildern [...], was dieser Krieg hier unter wehrlosen Frauen und Kindern anrichtet.“<sup>101</sup>

95 Vgl. ebenda, S. 8 und 59.

96 Vgl. ebenda, S. 22, 135-136 und 198.

97 Vgl. ebenda, S. 76-77.

98 Vgl. ebenda, S. 46, 89.

99 Vgl. ebenda, S. 428-430 und 437.

100 Ebenda, S. 213.

101 Ebenda, S. 468.

Obwohl Tilemann nach der Ankunft im Konzentrationslager von den dortigen Familien gebeten wurde, als Arzt bei ihnen zu bleiben, stellte dies für ihn keine Option dar. Ihn zog es nach den Erfahrungen der vergangenen Tage und Wochen nur noch mehr zu den Burenkommandos zurück. In seinen Tagebuchaufzeichnungen erklärte er, seine „Erbitterung gegen die Engländer“ sei so weitreichend gewesen, dass er sich entschloss, „nun erst recht [...] meinen Pflichten in der Nähe der Kämpfer nachzukommen.“<sup>102</sup>

Selbst über den Krieg hinaus nahm er die Briten als überhebliche und alles Fremde mit Nichtachtung strafende Nation wahr. Denn als Tilemann nach dem Friedensschluss nach Pretoria zurückkehrte, erlebte er eine unangenehme Überraschung. Die Gepäckstücke, die er nach seiner Ankunft in Transvaal im „Grand Hotel“ zurückgelassen hatte, waren verschwunden – offensichtlich von der britischen Polizei konfisziert. Als er sich auf die Suche machte, brachte ihn ein Sergeant zu einem offen stehenden Schuppen, in dem aufgebrochene Koffer standen, deren Inhalt wahllos auf dem Boden verteilt lag. In dem Chaos entdeckte Tilemann einige Briefe, die ihm gehörten, einige Wäschestücke und vor allem seine säuberlich verschnürten Tagebücher.<sup>103</sup>

Die wahrscheinlich schon vor dem Aufbruch nach Südafrika bei Tilemann bestehende kritische Haltung gegenüber den Briten wurde durch seine Erfahrungen während des Krieges – von der Beschlagnahmung des Reichspostdampfers, der rigoros verfolgten Strategie der „verbrannten Erde“ bis hin zur Vertreibung und Internierung von Frauen und Kindern – nicht nur bestätigt, sondern auch noch verstärkt. Dazu trug auch die Ohnmacht bei, die er als deutscher Arzt gegenüber den britischen Soldaten empfinden musste, die das Recht des Stärkeren für sich beanspruchen konnten. In diesem Zusammenhang ist es nicht verwunderlich, dass Tilemann den Briten in seinen Tagebuchaufzeichnungen mehrmals eine Verletzung der Genfer Konvention zur Last legte. Letztlich machte er nach dem Krieg Entschädigungsansprüche gegenüber der Königlichen Großbritannischen Regierung geltend, die er mit der widerrechtlichen Zerstörung seiner Ambulanzwagen und der Plünderung seiner eingerichteten Nothospitäler durch die Briten begründete. Auf seine Art und Weise setzte er den Krieg gegen die Briten, in den er auf Grund der Regeln der Genfer Konvention nicht selbst hatte eingreifen dürfen, persönlich fort.

### *Verletzungen der Genfer Konvention im Burenkrieg*

Im August 1864 war auf einer internationalen Konferenz, an der 36 Delegierte aus 16 Staaten teilnahmen, die Genfer Konvention verabschiedet worden. Damit hatte sich erstmals die Auffassung durchgesetzt, dass „verwundete und erkrankte Soldaten völkerrechtlichen Schutz genießen sollten“.<sup>104</sup> Die insgesamt

102 Ebenda, S. 224.

103 Vgl. ebenda, S. 518. Siehe auch: NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Tilemanns Schreiben an den Deutschen Konsul in Pretoria vom 16.06.1902.

104 Dieter Riesenberger, *Das Deutsche Rote Kreuz. Eine Geschichte 1864-1990*, Paderborn / München / Wien / Zürich 2002, S. 29. Siehe auch zur Entstehung der Genfer Konvention: Daniel-Erasmus Khan, *Das Rote Kreuz. Geschichte einer humanitären Weltbewegung*, München 2013. Eine Würdigung der Leistung von Henry Dunant findet sich in Dieter

zehn Artikel sahen u.a. vor, dass Feldlazarette und das dazugehörige Personal, die mit einem roten Kreuz auf weißem Grund gekennzeichnet waren, als „neutral anerkannt und demgemäß von den Kriegführenden geschützt und geachtet werden“ sollten. Zwischen der Anerkennung der Genfer Konvention und ihrer Beachtung durch die Kriegsparteien konnte allerdings ein großer Unterschied liegen.

Als Arzt sollte Hero Tilemann die Problematik, die Genfer Konvention einzuhalten, während des gesamten Burenkrieges beschäftigen. Bereits sein Vater hatte ihn darauf eingeschworen. Pastor Tilemann schrieb seinem Sohn, er dürfe „nur als helfender Arzt fungieren“ und sich „nie einfallen lassen, in den Kampf mit einzugreifen.“<sup>105</sup> Tilemann war sich der Notwendigkeit durchaus bewusst, sich strikt an die Bestimmungen der Genfer Konvention halten zu müssen. Er versicherte seinem Vater:

„als Arzt nehme ich an der Expedition teil und gehe in das Lager der Buren; dass verwundete Engländer von mir ganz die gleiche sorgfältige Behandlung erfahren werden, ist selbstverständlich und Ehrensache eines Arztes. Daß ich als Arzt den Buren besser nützen kann als mit der Waffe, weiß ich, ebenso daß ich nicht beides zugleich thun kann. Und wenn ich den Schild der Ehre als Arzt rein erhalten will, so kann ich nicht die Vorrechte einer Neutralität genügen und zugleich kämpfend eingreifen.“<sup>106</sup>

Seinen eigenen Tagebuchaufzeichnungen zufolge hat er die in diesem Brief niedergelegten Grundsätze während der gesamten Dauer des Krieges beachtet. Weder hat er jemals eine Waffe zur Hand genommen noch bei der ärztlichen Versorgung von Buren oder Briten einen Unterschied gemacht.

Allerdings ergaben sich von Anfang an Situationen, in denen er selbst nicht sicher war, ob diese mit der Genfer Konvention vereinbar waren. Als zum Beispiel sein Lazarettzug genutzt wurde, um auf angehängten Waggons Truppen zu transportieren, kam Tilemann in einen Zwiespalt. Letztlich glaubte er für sich einen Verstoß gegen die Artikel der Konvention ausschließen zu können, da der Transport „weitab von der Front“ geschah und sich keine Feinde in der Nähe aufhielten.<sup>107</sup> Die Unsicherheit rührte auch daher, dass offensichtlich keine tiefergehende rechtliche Einführung durch das Rote Kreuz stattgefunden hatte, denn Tilemann gab später an, seine Erkenntnisse über Wortlaut und Wirkung der Genfer Konvention vor allem aus einem Buch über Kriegschirurgie erhalten zu haben.<sup>108</sup>

Da Tilemann bereit war, sich an die Genfer Konvention zu halten, war er umso bestürzter, als er bemerken musste, dass das britische Militär durchaus gewillt

---

R i e s e n b e r g e r, Gisela R i e s e n b e r g e r, Rotes Kreuz und Weiße Fahne. Henry Dunant 1828-1910. Der Mensch hinter seinem Werk, Bremen 2011. Der vollständige Text der Genfer Konvention ist nachzulesen in: Norbert B. W a g n e r (Hrsg.), Archiv des Humanitären Völkerrechts in bewaffneten Konflikten, Brühl / Wesseling 2012, S. 176-177. Siehe auch: Joseph K ö n i g, Das Königreich Hannover und die Genfer Konvention, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 35, 1963, S. 167-187.

105 NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Pastor Tilemanns vom 06.11.1899.

106 NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Hero Tilemanns vom 19.11.1899.

107 Vgl. T i l e m a n n, S. 25-26.

108 Vgl. ebenda, S. 279. Dabei handelte es sich vermutlich um Hermann F i s c h e r, Handbuch der Kriegschirurgie, Bd. 2, Stuttgart 1882, das sich in einzelnen Abschnitten mit der Genfer Konvention, aber auch mit der freiwilligen Krankenpflege auseinandersetzt.

war, sich über die in den Artikeln niedergelegten Regelungen hinwegzusetzen. So berichtete er aus eigener Anschauung von einem Fall, in dem britische Truppen eine Farm in Brand steckten, obwohl darin ein dem Tode naher Schwerverwundeter beherbergt worden war. Nach Artikel 5 der Genfer Konvention hätte das gesamte Haus und auch dessen Bewohner unter Schutz stehen müssen. Fast resignierend kommt er zu dem Schluss: „Für die Genfer Konvention ist dieser Krieg in jeder Beziehung eine Probe auf das Exempel!“<sup>109</sup>

Tilemann selbst wird nicht müde, in seinen Tagebuchaufzeichnungen immer wieder zu erwähnen, wie strikt er sich bemühte, die einzelnen Artikel der Konvention einzuhalten. Selbst in einer Kriegsphase, als er bereits unter dem Mangel an medizinischen Utensilien litt, schickte er zwei Buren unter weißer Flagge zu den britischen Truppen, um einen Medizinkoffer zurückzugeben, den „die Buren den Engländern entgegen den Bestimmungen der Genfer Konvention abgenommen hatten. So schwer es mir wurde, so bestand ich darauf, daß den Engländern dieses sakrosankte Eigentum zurückgegeben wurde, denn nur dann ist die Genfer Konvention lebensfähig und existenzberechtigt, wenn sie strikte eingehalten wird.“<sup>110</sup>

Gerade angesichts der Zerstörung seiner Ambulanzwagen und der Plünderung der von Tilemann eingerichteten Nothospitäler, die er als unrechtmäßige und nicht vom Völkerrecht gedeckte Taten interpretierte, musste es ihm ein Bedürfnis sein, sein eigenes korrektes Verhalten herauszustreichen. Dementsprechend stellte er in seinen Tagebuchaufzeichnungen klar:

„Die Ambulanz, an deren Spitze ich stehe, ist eine deutsche Ambulanz, die ihre neutralen Dienste den Buren zur Verfügung gestellt hat. Als solche genießt sie den Schutz der Genfer Konvention und ist darum auch zu deren Privilegien berechtigt. Der Besitz dieser Privilegien legt Pflichten auf, und von Anfang und bis jetzt sind diese Pflichten von mir und so gut ich darüber urteilen kann von meinem Personale auf das peinlichste beobachtet, und ich kann hinzufügen, daß ich als Arzt immer das Gefühl der Verantwortlichkeit gehabt habe, ja selbst noch habe, eine unserer Zeit würdige Institution wie die Genfer Konvention zu respektieren“.<sup>111</sup>

Nach Kriegsende war Tilemann mehrere Jahre damit beschäftigt, wegen der Wegnahme und Verbrennung seiner Ambulanzwagen, der zweifachen Plünderung seines Hospitals und der Verschleppung seines Personals Entschädigungsansprüche gegenüber den Briten zu verfolgen. Noch von Pretoria aus stellte Tilemann seine ersten Anträge an das dortige Deutsche Konsulat mit der Bitte, diese an die Briten weiter zu geben.<sup>112</sup> Als darauf keine ersichtliche Reaktion erfolgte, unternahm er im Herbst 1902 einen weiteren Anlauf. In detaillierter Art und Weise stellte er seine „Forderungen an die königliche großbritannische Regierung“ zusammen. Neben der sofortigen Freilassung des „mit Certificaten versehenen, widerrechtlich in Gefangenschaft fortgeführten Personals“ ging es vor allem um Tilemanns Verluste an seinem Privateigentum, die er auf knapp 280 britische Pfund schätzte. Darüber hinaus erwartete er jedoch auch, dass „das englische Hauptquartier mir sein Bedauern darüber ausspricht, daß ich durch die

109 Ebenda, S. 280.

110 Ebenda, S. 385.

111 Ebenda, S. 415.

112 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Schreiben Hero Tilemanns vom 16.06.1902.

Schuld eines Officiers der Colonne des Generalmajor Dartnell, der im Februar 1901 den letzten Wagen meiner Ambulanz verbrennen ließ, und auch späterhin durch Schuld der Engländer alles verlor, was ich mir während der ganzen Zeit des Krieges sammelte.“<sup>113</sup>

Um die Forderungen bei der britischen Regierung einzureichen, griff Tilemann erneut auf den Alldeutschen Verband als vermittelnde Stelle zurück. Der Verband ließ zunächst auf eigene Kosten die von Tilemann vorgebrachten Forderungen durch einen Sachverständigen prüfen. Das fünfzehnte Gutachten gelangte zu dem Ergebnis, dass Tilemann zwar Entschädigung für das ihm persönlich verloren gegangene Eigentum fordern könnte, alle darüber hinaus gehenden Forderungen – insbesondere eine Entschuldigung des britischen Hauptquartiers – jedoch kaum zu erreichen seien.<sup>114</sup> Problematisch bewertete das Gutachten die Frage, inwieweit die Ambulanz und das Hospital tatsächlich als „neutralisiert“ angesehen werden müssten. Artikel 1 der Genfer Konvention sah nämlich vor, dass die Lazarette nur als geschützt gelten, „solange sich Kranke oder Verwundete darin befinden“.<sup>115</sup> Dies war jedoch nicht jedesmal der Fall. Zudem hatte das Hospital bei einer Plünderung zwei – wenn auch unbewaffnete – „Combattanten“ beherbergt, wodurch „das Hospital seiner neutralen Eigenschaft entkleidet“ war. Auch die Gefangennahme des medizinischen Personals könne nicht von vornherein als rechtswidrig eingeschätzt werden, da während des Burenkrieges „mit den Certifikaten und anderen Abzeichen des roten Kreuzes ein arger Missbrauch getrieben worden ist.“<sup>116</sup> Ein Bruch des Völkerrechts durch die Briten wäre letztlich nur schwer nachweisbar, so dass das Gutachten zu der Folgerung gelangte:

„Diese Ereignisse sind sehr zu bedauern; die britische (sic!) Regierung jedoch über den Ersatz des materiellen Schadens hinaus im Sinne des Petitions von Dr. T. anzuhalten, würden meines Erachtens die Tat-Umstände nicht rechtfertigen, ganz abgesehen davon, dass der Erfolg einer dahin ziehenden diplomatischen Vorstellung sehr problematisch erscheint; die deutsche Regierung wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach schon aus Opportunitätsgründen weigern, einen solchen Schritt zu tun.“<sup>117</sup>

Tatsächlich erhielt Tilemann im Dezember 1903 die Benachrichtigung, dass die „Central Judicial Commission“ die Zahlung einer Entschädigung abgelehnt hatte. Begründet wurde diese Entscheidung damit, dass Tilemann Mitglied der „deutsch-belgischen Ambulanz“ gewesen sei, die auf einer Konferenz der Vereine des Roten Kreuzes in St. Petersburg auf Grund mehrerer Vorkommnisse nicht „als eine neutrale Organisation“ angesehen wurde. Zudem habe es sich bei einem der von Tilemann genutzten Ambulanzwagen um britisches Eigentum gehandelt und das Verbrennen der Ambulanzwagen sei eine Kriegsnotwendigkeit gewesen.<sup>118</sup>

113 NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Forderungen an die kgl. grossbritannische Regierung vom 13.10.1902.

114 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Gutachten in Sachen Dr. Hero Tilemann gegen die Großbritannische Regierung, ohne Datum.

115 Wagner (Hrsg.), S. 176.

116 NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Gutachten in Sachen Dr. Hero Tilemann gegen die Großbritannische Regierung, ohne Datum.

117 Ebenda.

118 NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Schreiben des Konsuls in Pretoria vom 18.12.1903.

Tilemann wollte diese Entscheidung nicht akzeptieren. In einer ausführlichen Stellungnahme widersprach er den genannten Punkten, führte u.a. aus, dass er zwar mit der deutsch-belgischen Ambulanz nach Südafrika gekommen sei, sich dort jedoch die deutsche und die belgische Ambulanz getrennt hätten und das Hauptkomitee des Roten Kreuzes in Pretoria ihn durch eine Bescheinigung unter „den Schutz des Roten Kreuzes“ gestellt hätte.<sup>119</sup> Doch Tilemanns Einwände blieben ohne Erfolg. Seine – vor allem unter moralischen Gesichtspunkten und aus der Perspektive des Feldarztes – nachvollziehbare Verbitterung, dass sich britische Truppen an seinen Ambulanzen vergreifen konnten, kollidierte mit der formaljuristischen Sachlage, die die Anforderungen für eine „neutralisierte“ Ambulanz höher steckten.<sup>120</sup> Dies lag nicht zuletzt an der besonderen Form der Kriegsführung. Während in den Anfangsmonaten des Burenkrieges noch klarere und weitgehend statische Frontverläufe mit größeren Truppenkontingenten bestanden, erforderte die Guerillataktik den Einsatz von kleineren und vor allem mobilen Burenkommandos. Da sich die medizinische Versorgung an der neuartigen Kriegsführung ausrichten musste, konnte von einem Feldarzt aber in dieser Phase des Burenkrieges kaum gewährleistet werden, dass dauerhaft zwei oder mehr Verwundete oder Kranke in den Ambulanzwagen oder Nothospitälern beherbergt wurden, wie es die Genfer Konvention für die Führung eines regulären Krieges vorsah.

Der Schriftverkehr Tilemanns mit dem deutschen Konsul in Pretoria zog sich bis März 1905 hin. Auf eine erneute Anfrage Tilemanns nach dem „Gang der Verhandlungen bzgl. meiner Entschädigungsansprüche“, erhielt er offensichtlich keine Antwort mehr.<sup>121</sup> Die Angelegenheit verlief im Sande.

### *Die Nachkriegsjahre*

Nach dem Friedensschluss zwischen den Burenrepubliken und dem britischen Empire kehrte Tilemann zusammen mit den Burengenerälen Botha, de la Rey und de Wet, die sich in Deutschland, Frankreich und in den Niederlanden um Geldspenden für den Wiederaufbau nach dem Burenkrieg bemühen wollten, mit dem britischen Dampfer „Saxon“ nach Europa zurück.<sup>122</sup> In Utrecht traf er mit dem ehemaligen Präsidenten der Transvaal-Republik, Paul Krüger, zusammen, der ihm „namens seines afrikanischen Volkes“ für die ärztliche Unterstützung in dem Krieg gegen Großbritannien dankte.

Am 20. August 1902 traf Hero Tilemann in seiner Geburtsstadt Norden ein, die ihm einen würdigen Empfang bereitete. Die Stadtkapelle spielte ihm zu Ehren auf dem Blücherplatz und am Sonntag wurde im Haus neben dem Rathaus eine Feier

119 NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Schreiben Hero Tilemanns vom Februar 1904.

120 So gingen die Briten u.a. davon aus, dass die Genfer Konvention nur greift, wenn mindestens zwei Verwundete in einer Ambulanz oder einem Hospital gepflegt werden. NLA AUREP. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Schreiben des Konsuls in Pretoria vom 18.12.1903. Auf diesen Punkt war auch schon in dem Sachverständigengutachten hingewiesen worden. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Gutachten in Sachen Dr. Hero Tilemann gegen die Großbritannische Regierung, ohne Datum.

121 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Schreiben Hero Tilemanns vom 31.03.1905.

122 Vgl. Bender, S. 256; Kroll, S. 28; Tilemann, S. 524-531.

veranstaltet.<sup>123</sup> Für seine Verdienste während des Burenkrieges wurde Tilemann am 20. Oktober 1902 „auf Befehl seiner Majestät des Königs“ mit der „Rothe Kreuz-Medaille dritter Klasse“ ausgezeichnet.<sup>124</sup>

Es gibt kaum nähere Hinweise, wie Tilemann die Rückkehr in das geordnete, ostfriesische Leben bewerkstelligte. Zumindest versuchte er schon frühzeitig, an die Zeit vor dem Burenkrieg anzuknüpfen. Nachdem es zunächst nicht möglich war, die zweite Hälfte seines freiwilligen einjährigen Dienstes bereits zum Herbst 1902 abzuleisten, hat er von April bis September 1903 als Marinearzt in Wilhelmshaven gedient und ist als Marine-Unterarzt der Reserve ausgeschieden. Trotz der Schrecken des Burenkrieges, die er nur wenige Jahre zuvor erlebt und in seinen Tagebuchaufzeichnungen so plastisch festgehalten hatte, strebte er weitere militärische Beförderungen an. So absolvierte er im Herbst 1903 eine freiwillige sechswöchige Übung bei der II. Matrosendivision in Wilhelmshaven als Voraussetzung für eine Beförderung zum Marine-Assistenzarzt der Reserve, und im Oktober 1906 folgte für Tilemann die Ernennung zum Marine-Oberassistentenarzt.<sup>125</sup>

Auch beruflich versuchte er wieder Fuß zu fassen. Nach Ableistung des Militärdienstes bewarb er sich erfolgreich auf eine Volontärarztstelle am Allgemeinen Krankenhaus Hamburg-Eppendorf, der die Berufung in eine Assistenzarztstelle folgte.<sup>126</sup> Dass Tilemanns Wahl gerade auf dieses Krankenhaus fiel, mag damit zusammenhängen, dass er im Burenkrieg mit mehreren Ärzten aus dem Krankenhaus Eppendorf zu tun hatte, die die „zweite deutsche (hamburgische) Ambulanz der Vereine vom Roten Kreuz“ gebildet hatten. Mit einem weiteren Eppendorfer Kollegen hatte er zudem die Dampferüberfahrt von Neapel bis zum südafrikanischen Kriegsschauplatz unternommen.<sup>127</sup> Möglicherweise konnte er auf dieses Netzwerk aus dem Burenkrieg zurückgreifen.

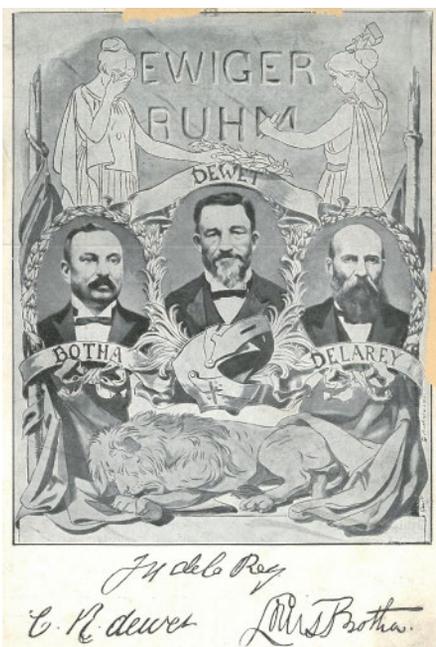


Abb. 3: Postkarte mit den drei Burengenerälen Louis Botha, Jacobus de la Rey und Christiaan de Wet und deren Originalunterschriften (NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10)

123 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Heinrich Tilemanns an seine Kinder vom 19.08.1952.

124 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Urkunde vom 20.10.1902.

125 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben des Stationsarztes der Marinestation der Nordsee vom 24.10.1902; Schreiben des Generalstabsarztes der Marine vom 12.10.1906 sowie Tilemanns Militärpass.

126 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben des Direktors des Eppendorfer Krankenhauses vom 13.10.1903.

127 Vgl. Tilemann, S. 3 und 17.

Neben seinen Entschädigungsforderungen an die britische Regierung lag ein weiterer Schwerpunkt seiner Tätigkeit auf der Herausgabe seiner Tagebuchaufzeichnungen über den Burenkrieg. Ursprünglich hatte Tilemann während seiner Zeit in Transvaal die Überlegung angestellt, vor allem über seine „kriegschirurgischen Erfahrungen“ zu berichten.<sup>128</sup> Diese spielten auch in den später veröffentlichten „Tagebuchblättern“ keine geringe Rolle. So beschrieb Tilemann plastisch und zum Teil sehr detailliert, welche Verwundungen durch Schusswaffen oder Artillerie bei seinen Patienten aufgetreten waren und wie er diese behandelt hatte.<sup>129</sup> Da ihm jedoch gegen Ende des Krieges sein Krankenjournal verloren gegangen war, war es ihm nicht mehr möglich, die ursprünglich intendierte Publikation zu realisieren.<sup>130</sup>

An eine andere Veröffentlichung über den Burenkrieg hatte er zunächst keinen Gedanken verschwendet. Erst als ihn sein Umfeld immer wieder auf seine Tagebuchaufzeichnungen ansprach und die Ansicht vertrat, dass „diese Erinnerungen in weiten Kreisen einem lebhaften Interesse begegnen würden“,<sup>131</sup> entschloss er sich zur Herausgabe seiner Tagebuchblätter. Damit wollte Tilemann dem breiten Publikum ein Buch präsentieren, das diesem „einen Einblick in den Charakter des Volkes und in die Art der Kriegsführung, in die mannigfachen Stimmungen und in die verschiedenen Faktoren verschafft, welche den süd-afrikanischen Kriege eigentümlich waren und seinen Verlauf bestimmten.“<sup>132</sup>

Das Buch zu veröffentlichen stellte sich allerdings als schwieriger heraus, als von Tilemann angenommen. Ihm wurde mitgeteilt, dass sich bei dem inzwischen „fast ganz abgeflauten Interesse für die Burensache“ kaum ein Verleger finden würde, ein derart umfangreiches Werk herauszubringen.<sup>133</sup> Dennoch setzte Tilemann seine Arbeit an dem Buch fort, wobei er redaktionell von seinem Bruder Heinrich unterstützt wurde.<sup>134</sup> Erst 1908 wurde das Buch im renommierten Beck-Verlag in München herausgebracht.

Die uneingeschränkt positive Rezeption des Buches widersprach der Einschätzung des professionellen Verlegers. Wenn in der „Literarischen Beilage“ zum Ostfriesischen Schulblatt der „tapfere, treue Norder Junge“ gewürdigt wurde, mochte dies noch einem ostfriesischen Lokalpatriotismus geschuldet gewesen sein.<sup>135</sup> Aber auch die in Wien erscheinende „Zeit“ titelte, Tilemanns Buch sei „das Beste, was über den Burenkrieg geschrieben wurde“.<sup>136</sup> Hervorgehoben wurde in

128 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 19, Schreiben Hero Tilemanns vom 05.11.1903.

129 Beispielhaft: Tilemann, S. 22-23, 25, 41, 130-131 und 366. Ebenso ausführlich schilderte Tilemann, wie er auf offenem Feld die Operation an einer offenen Bauchwunde durchführen musste, bei der ihm ein britischer Militärarzt assistierte. Vgl. ebenda, S. 428-430.

130 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 18, Schreiben Hero Tilemanns vom 16.06.1902.

131 NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 19, Schreiben Hero Tilemanns vom 05.11.1903.

132 Ebenda.

133 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 19, Schreiben des Friedrich Emil Perthes-Verlag vom 12.11.1906.

134 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 19, Schreiben Heinrich Tilemanns vom 31.10.1903 und 05.11.1904. Dabei handelte es sich um den späteren Oldenburger Oberkirchenratspräsident a.D. Dr. Heinrich Tilemann (1877-1956). Zu Heinrich Tilemann siehe Hans-Walter Krumwiede, Kirchengeschichte Niedersachsens. 2. Band: Vom Deutschen Bund 1815 bis zur Gründung der Evangelischen Kirche in Deutschland 1948, Göttingen 1996, S. 427-429.

135 Rezension im Ostfriesischen Schulblatt, Nr. 22, 48. Jg., 1908, S. 89.

136 Zitiert nach: NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 5, Rezension in der Reichenberger Zeitung vom 18.02.1909.

den Besprechungen die „Kürze und Knappheit“, die „Einfachheit des Stils“ und Tilemanns Hang zu „unbestechlicher Wahrheitsliebe“, die sich in seinen Notizen, die er „mit fliegender Hand inmitten der Unrast des Krieges in der Ambulanz, dem rollenden Wagen, dem Zelt, einer Farm niedergeschrieben“ hatte, widerspiegelten.<sup>137</sup> Die Leipziger Neuesten Nachrichten, die den „hohen kulturgeschichtlichen Wert“ der Veröffentlichung hervorhoben, lobten Tilemanns Fähigkeit, als „unbefangener, besonnener Augenzeuge und vortrefflicher Beobachter“ ein wirklichkeitsgetreues Bild des Burenkrieges zu liefern.<sup>138</sup>

Das Buch zeichnete sich vor allem dadurch aus, dass es aus der Perspektive eines unmittelbar Beteiligten sowohl inhaltlich als auch zeitlich eine Gesamtbeurteilung des Krieges bot. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich die veröffentlichten Darstellungen vor allem mit den Gefechten und militärischen Entscheidungen befasst, während es Tilemann um das ganze burische Volk ging, um „Bürger und Generale, Verräter und Helden, Frauen und Kinder.“<sup>139</sup> Zudem waren in den bislang veröffentlichten Augenzeugenberichten in erster Linie die ersten Kriegsmomente behandelt worden.<sup>140</sup> Tilemann hatte dagegen bis zum Friedensschluss in den Burenrepubliken ausgeharrt, so dass seine Tagebuchblätter bis heute ein zwar subjektiv gefärbtes, aber dennoch unmittelbares Zeugnis über nahezu den gesamten südafrikanischen Krieg bieten.

### Schluss

Hero Tilemann sollte die positiven Reaktionen auf die Veröffentlichung seiner „Tagebuchblätter“ nicht mehr selbst erleben. Am 24. Juni 1907 unternahm der 34jährige mit einem Kollegen des Eppendorfer Krankenhauses einen Segelausflug nach Cuxhaven. Auf der Elbe kenterte das Boot, beide Ärzte ertranken.<sup>141</sup> Erst einen Monat später konnte seine Leiche geborgen werden.<sup>142</sup> In einer Trauerrede auf dem Begräbnis am 31. Juli 1907 beschrieb der damalige zweite Pastor in Norden, Wilhelm Schomerus (1864-1943),<sup>143</sup> Tilemann als Helden, der im Burenkrieg „Leib und Leben im Dienst der Menschenliebe aufs Spiel gesetzt hatte“ und stets bemüht war, „Notleidenden mit allen Kräften Leibes und der Seele zu helfen.“<sup>144</sup>

137 Siehe dazu: Ostfriesisches Schulblatt, Nr. 22, 48. Jg., 1908, S. 89; Rezension im Ostfriesischen Courier vom 05.12.1908; NLA Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 5, Rezension in der Reichenberger Zeitung vom 18.02.1909.

138 Zitiert nach: Rezension im Ostfriesischen Courier vom 05.12.1908.

139 Rezension im wissenschaftlichen Beiheft der Deutschen Zeitung, zitiert nach der Rezension im Ostfriesischen Courier vom 05.12.1908.

140 So auch die Erinnerungen des deutschen Ambulanzarztes Julius Feßler, die bereits im Juli des ersten Kriegsjahres endeten. Vgl. Feßler, Eine Ausnahme stellte die Ausarbeitung „Der Kampf zwischen Bur und Brite“ von Christiaans de Wet dar (Kattowitz, 1902), an der dieser – laut Tilemann – bereits während der Überfahrt nach Europa arbeitete. Vgl. Tilemann, S. 524.

141 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Nachruf im Jenaer Volksblatt vom 30.06.1907.

142 Vgl. NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Telegramm vom 26.07.1907. In der ersten Todesanzeige musste die Familie noch den Zusatz hinzufügen: „Die Zeit der Bestattung wird bekannt gegeben, sobald die Leiche gefunden ist.“ NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Todesanzeige für Hero Tilemann,.

143 Vgl. Martin Tielke, Art. Wilhelm Heinrich Schomerus, in: Martin Tielke (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 3, Aurich 2001, S. 385-386.

144 NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Parentation.

Nur zu rasch drängt sich dem Leser bei der Lektüre der „Tagebuchblätter“ unwillkürlich das Bild des „Helden“ auf, und angesichts des frühen Todes vielleicht sogar das Bild eines „tragischen Helden“. Immerhin glaubt man in Tilemanns Aufzeichnungen unmittelbar den jungen Ostfriesen zu entdecken, der tatkräftig, aufrecht und pflichtbewusst den einmal eingeschlagenen Weg, als Arzt bei den Buren Dienst zu tun, einhielt und dabei willens war, selbst große Strapazen und Gefahren auf sich zu nehmen.<sup>145</sup> Allerdings resultiert diese Einschätzung vor allem aus seinen eigenen Tagebüchern, die zwar unmittelbar während der Kriegsergebnisse abgefasst, für die geplante Veröffentlichung jedoch nochmals redaktionell überarbeitet wurden. Umfangreichere Untersuchungen wären notwendig, um weitere Facetten seines Lebens, seiner politischen, sozialen und ideologischen Ansichten zu gewinnen und dadurch das vor allem auf den Arzt im Burenkrieg reduzierte Bild zu erweitern und ein ausgewogeneres Urteil zu erlauben.<sup>146</sup>

Es bleibt festzuhalten, dass für Hero Tilemann in erster Linie seine Pflichten als Mediziner und Arzt im Vordergrund standen. Als es darum ging, während des Burenkrieges zu seinen Patienten zu gelangen, nahm er weite, gefährvolle Wege auf sich, selbst wenn er nicht sicher sein konnte, dass er den Betroffenen überhaupt noch lebend vorfinden würde. Sein ausgeprägtes ärztliches Pflichtbewusstsein endete nicht mit seiner Rückkehr aus dem Burenkrieg. Als er die Stelle im Eppendorfer Krankenhaus antrat, schrieb er in sein Tagebuch: „Mit Gott in den Kampf gegen alles Unedle und gegen den Strom zum Sieg, so will ich ringen um meinen Kranken, ein treuer, gewissenhafter und fleißiger Arzt zu sein“.<sup>147</sup>

Allerdings war es nicht nur das Pflichtgefühl, dass Tilemann dazu bewegte, als einziger der europäischen Ambulanzärzte, die zu Beginn des Burenkrieges nach Südafrika gekommen waren, bis zum bitteren Kriegsende auszuharren und nicht wie andere vorzeitig in die friedliche Heimat zurückzukehren.<sup>148</sup> Die Wochen und Monate bei den Burenkommandos, deren Leben, Leid und Freude er unmittelbar geteilt hatte, bewirkten, dass der Krieg mit dem britischen Empire immer mehr zu seinem eigenen Krieg wurde. Daher war er auch nicht bereit, den Buren den Rücken zuzukehren, als sein Vater starb oder sein Vertrag mit dem

145 Tilemanns Bruder, der Oldenburger Oberkirchenratspräsident a.D. Dr. Heinrich Tilemann, würdigte in einem persönlich abgefassten Brief 1952 an seine eigenen Kinder Hero Tilemann als „ritterlichen Mann“ und resümierte: „Unter meinen Altersgenossen bin ich manchem wackeren Manne begegnet. Zu keinem aber schaue ich mit solcher Hochachtung, wie zu diesem Bruder [...] auf.“ NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Heinrich Tilemanns an seine Kinder vom 19.08.1952.

146 Belastbare Aussagen zu seiner Einstellung gegenüber innenpolitischen Fragen lassen sich kaum treffen, da er sich – abgesehen von der Burenfrage – kaum zu politischen Themen äußerte. Ebenso sucht man in den „Tagebuchblättern“ vergeblich nach Hinweisen über religiöse Ansichten Tilemanns, der immerhin in einer Pastorenfamilie aufgezogen worden war. Allerdings entdeckte Tilemanns Bruder Jahre später Hero Tilemanns alte Bibel, ein Konfirmationsgeschenk des Vaters an „seinen herzlich geliebten Patensohn Hero zum fleissigen, womöglich täglichen Gebrauch“. Durch Vermerke auf den Bibelseiten konnte nachvollzogen werden, dass Tilemann von 1891 bis 1903 immer wieder in dieser Bibel gelesen hatte. Kurz vor seiner Abreise nach Transvaal hatte er den 138. Psalm gelesen, in dem es heißt: „Wenn ich anrufe, so erhöere mich und gib meiner Seele grosse Kraft.“ NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Schreiben Heinrich Tilemanns an seine Kinder vom 19.08.1952.

147 Zitiert nach: NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Parentation,.

148 Vgl. Rezension im Ostfriesischen Schublatt, Nr. 22, 48. Jg., 1908, S. 89; NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 10, Vom Burenkriege, in: Braunschweiger Landeszeitung vom 30.10.1908.

Transvaalhilfsausschuss abgelaufen war.<sup>149</sup> Dies war ein Entschluss, der nicht nur die Gefahren für Leib und Leben verlängerte, sondern auch finanziell unabsehbare Folgen haben konnte, da er ohne weiterbestehende vertragliche Regelung auch kein Geld für seine Dienste zu erwarten hatte. Dennoch stellte er die Notwendigkeit, seine ärztliche Pflicht an der Seite der Buren weiterhin zu erfüllen, nicht einen Moment in Frage. In seinen Tagebuchblättern begründete er seinen Entschluss: „Ich bleibe, weil ich bleiben muß. Die ärztliche Hilfe des einzelnen Arztes wird immer notwendiger. Würde mir später gewiß stets selber Vorwürfe machen, wenn ich vor Schluß des Krieges zurückkehrte. ‚Suscipere et finire‘ hat mein Vater mich gelehrt.“<sup>150</sup>

### Zusammenfassung

Ende 1899 entschloss sich der 26-jährige Doktorand der Medizin und gebürtige Ostfrieser, Hero Tilemann, sich einer freiwilligen Sanitätsexpedition nach Südafrika anzuschließen, um die Verwundeten und Kranken auf der Seite der Buren, die im Krieg gegen das britische Empire standen, medizinisch zu versorgen. Als einziger europäischer Arzt blieb er bis zum Friedensschluss 1902 in den Burenrepubliken Transvaal und Oranje-Freistaat. Seine Tagebuchaufzeichnungen, die posthum 1908 veröffentlicht wurden, geben einen subjektiven, aber auch unmittelbaren Einblick in das Kriegsgeschehen und lassen Rückschlüsse auf Tilemanns pro-burische und anti-britische Haltung zu. Tilemann, der die Gefahren und Strapazen des Krieges mit den Burenkommandos teilte, gab seine ärztlich bedingte Neutralität immer mehr auf, bis ihm das Schicksal der Buren immer mehr ans Herz gewachsen war. Zu dieser Veränderung trug auch das von ihm unmittelbar beobachtete Elend der Frauen und Kinder bei, die von den britischen Soldaten in die sogenannten „concentration camps“ verschleppt wurden. Während Tilemann selbst darauf achtete, die Artikel der Genfer Konvention im Burenkrieg vollständig zu erfüllen, beschuldigte er die Briten, mehrmals die internationale Vereinbarung verletzt zu haben. Nach der Rückkehr in die Heimat führte er den Krieg auf seine Art und Weise fort, indem er – allerdings vergeblich – Entschädigungsansprüche an die britische Regierung für die Verbrennung seiner Ambulanzwagen und die Plünderung der von Tilemann provisorisch errichteten Hospitäler stellte. Im Juni 1907 kam Tilemann bei einer Bootsfahrt auf der Elbe ums Leben.

149 Tilemann hatte mit zweimonatiger Verspätung die Nachricht vom Tod seines „heißgeliebten Vaters“, der am 16.02.1900 in Norden unerwartet und nach kurzer Krankheit verstorben war, erhalten. In den Tagebuchblättern berichtete Tilemann sehr unpräzise über den Erhalt des Briefes. Überlegungen, nach Ostfriesland zurückzukehren, um der Familie in dieser schweren Zeit beizustehen, hat er offensichtlich nicht angestellt. Sein Pflichtgefühl als Arzt hielt ihn auf dem selbst gewählten Posten. Vgl. Tilemann, S. 66. Siehe auch: NLA AU Rep. 220/82 acc. 2015/36, Nr. 42, Todesanzeige für Pastor Hero Tilemann vom 16.02.1900.

150 Tilemann, S. 99. „Suscipere et finire“, das mit „beginnen und zu Ende führen“ übersetzt werden kann, war u.a. ein Wahlspruch des Hauses Hannover. Vgl. Meyers Konversations-Lexikon, Bd. 16 – Sirup bis Turkmenen, Leipzig / Wien 1897.

## Literatur

Alldeutscher Verband (Hrsg.), *Zwanzig Jahre alldeutscher Arbeit und Kämpfe*, Leipzig 1910.

Steffen B e n d e r, *Der Burenkrieg und die deutschsprachige Presse. Wahrnehmung und Deutung zwischen Bureneuphorie und Anglophobie 1899-1902*, Paderborn / München / Wien / Zürich 2009.

Martin B o s s e n b r o e k, *Tod am Kap. Geschichte des Burenkriegs*, München 2016.

Margarete D i e r k s, Art. Krieger, Arnold, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 13, Berlin 1982, S. 43-44.

Cord E b e r s p ä c h e r, „Albion zal hier ditmaal zijn Moskou vinden!“ *Der Burenkrieg (1899-1902)*, in: Thoralf K l e i n, Frank S c h u m a c h e r (Hrsg.), *Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus*, Hamburg 2006, S. 182-207.

Gustav E n g e l k e s, *Humanitärer Einsatz im Burenkrieg. Deutsche Ärzte, Schwestern und Krankenpfleger mit dem Roten Kreuz in Südafrika*, in: *Ärztliche Praxis* 18, 1966, ohne Seitenangaben.

Julius F e ß l e r, *Unter dem Roten Kreuz in Transvaal*, München 1902.

Siegfried F i e d l e r, *Kriegswesen und Kriegführung im Zeitalter der Millionenheere*, Bonn 1993.

Jörg F i s c h, *Geschichte Südafrikas*, München 1990.

Edgar H a r t w i g, *Alldeutscher Verband (ADV) 1891-1939*, in: *Lexikon zur Parteilgeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789-1945)*, Bd. 1, Köln 1983, S. 13-47.

Denis J u d d / Keith S u r r i d g e, *The Boer War: A History*, London 2013.

Daniel-Erasmus K h a n, *Das Rote Kreuz. Geschichte einer humanitären Weltbewegung*, München 2013.

Peter K ö n i g, Art. Arnold Krieger, in: Wilhelm K ü h l m a n n (Hrsg.), *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*, Band 7, Berlin / New York 2010, S. 46-47.

Jonas K r e i e n b a u m, „Ein trauriges Fiasko“. *Koloniale Konzentrationslager im südlichen Afrika 1900-1908*, Hamburg 2015.

Arnold K r i e g e r, *Mann ohne Volk*, Berlin 1934.

Martin K r ö g e r, *Imperial Germany and the Boer War. From Colonial Fantasies to the Reality of Anglo-German Estrangement*, in: Keith W i l s o n (Hrsg.), *The International Impact of the Boer War*, Chesham 2001, S. 25-42.

Ulrich K r o l l, *Die internationale Buren-Agitation 1899-1902. Haltung der Öffentlichkeit und Agitation zugunsten der Buren in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden während des Burenkrieges*, Münster 1973.

Hans-Walter K r u m w i e d e, *Kirchengeschichte Niedersachsens. 2. Band: Vom Deutschen Bund 1815 bis zur Gründung der Evangelischen Kirche in Deutschland 1948*, Göttingen 1996.

Ulrike L i n d n e r, *Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880-1914*, Frankfurt / New York 2011.

Dieter R i e s e n b e r g e r, *Das Deutsche Rote Kreuz. Eine Geschichte 1864-1990*, Paderborn / München / Wien / Zürich 2002.

Dieter R i e s e n b e r g e r, Gisela R i e s e n b e r g e r, *Rotes Kreuz und Weiße Fahne. Henry Dunant 1828-1910. Der Mensch hinter seinem Werk*, Bremen 2011.

Harald R o s e n b a c h, *Das Deutsche Reich, Großbritannien und der Transvaal*

---

(1896-1902). Anfänge deutsch-britischer Entfremdung, Göttingen 1993.

Birgit Susanne Seibold, Emily Hobhouse und die Berichte über die Konzentrationslager während des Burenkriegs. Zwei unterschiedliche Perspektiven, Tübingen 2011.

Martin Tielke, Art. Wilhelm Heinrich Schomerus, in: Martin Tielke (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. 3, Aurich 2001, S. 385-386.

Hero Tilemann, Tagebuchblätter eines deutschen Arztes aus dem Burenkriege, München 1908.

Norbert B. Wagner (Hrsg.), Archiv des Humanitären Völkerrechts in bewaffneten Konflikten, Brühl / Wesseling 2012.

Klaus-Peter Walter, Art. Arnold Krieger, in: Hans-Christoph Pleske, Der Romanführer. Der Inhalt der Romane und Novellen der Weltliteratur, Band 35: Deutschsprachige Prosa im Dritten Reich (1933 bis 1945). Erster Teil: A-K, Stuttgart 2000, S. 305-307.



# Schmuggel in den Nordostniederlanden während des Ersten Weltkriegs

*Von Albert Eggens*

Dieser Aufsatz kann aus rechtlichen Gründen nicht im Open Access angeboten werden.



















































# Von der übervollen Sammlungsschau zum Ostfriesischen Landesmuseum Emden als Volksbildungsstätte

Die Auseinandersetzungen um die konzeptionelle Neugestaltung des Museums der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden ab 1927/28 und der Kampf um ihre Gleichschaltung im NS-Staat

*Von Bernd Kappelhoff*

Bernhard Parisius nachträglich zum 65. Geburtstag und zum Eintritt in den Ruhestand im Oktober 2015 gewidmet als Dank für zwei Jahrzehnte bester Zusammenarbeit im niedersächsischen Archivdienst<sup>1</sup>

Erster Teil<sup>2</sup>

In seiner 1970 aus Anlass des 150-jährigen Jubiläums der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden (fortan nach dem schon seit dem 19. Jahrhundert üblichen lokalen Sprachgebrauch nur noch abgekürzt die „Kunst“ genannt) verfassten Gesamtdarstellung von deren Geschichte musste sich Ulrich Scheschkewitz bei der Behandlung der nationalsozialistischen Epoche allein auf Mitteilungen des seinerzeitigen ersten Vorsitzenden der „Kunst“ Anton Kappelhoff stützen, weil es damals für diesen Zeitabschnitt an einschlägigen Aktenunterlagen vollständig mangelte.<sup>3</sup> Obwohl diese allein aus der Erinnerung

- 
- 1 Dieser Aufsatz sollte eigentlich in der Bernhard Parisius gewidmeten Festschrift Michael Hermann (Hrsg.), *Das 20. Jahrhundert im Blick. Beiträge zur ostfriesischen Zeitgeschichte*, Aurich 2015, erscheinen, doch konnte der Text nicht rechtzeitig fertig gestellt werden, weil eine ältere Verpflichtung des Verfassers Vorrang hatte, nämlich die Erstellung der Festschrift zum 125-jährigen Jubiläum der Aktien-Gesellschaft „Ems“ in Emden (Bernd Kappelhoff, *Verbindungen zu Wasser, an Land und in der Luft. Inselverkehre mit der AG „Ems“-Gruppe nach Borkum, Helgoland und Neuwerk*, Emden 2015). Der Arbeitsaufwand für dieses Buch fiel aus vielerlei Gründen weit größer aus, als im Voraus absehbar gewesen war.
  - 2 Der etwa ebenso umfangreiche zweite Teil dieses Aufsatzes mit den Abschnitten über den Kampf um die Gleichschaltung der „Kunst“ 1933/34 und über die erfolgreiche Umwandlung ihres Museums zum Ostfriesischen Landesmuseum 1934 sowie dessen weitere Entwicklung bis in die späteren 1930er Jahre wird im nächsten Band dieses Jahrbuchs erscheinen. Dementsprechend wird auch eine Zusammenfassung des Beitrages und eine Literaturübersicht erst am Ende des zweiten Teiles erfolgen.
  - 3 Ulrich Scheschkewitz, *150 Jahre „Emder Kunst“*. Geistesgeschichtliche Entwicklungslinien in einer Handelsstadt, in: *Friesisches Jahrbuch*, 1970, S. 109-135, hier Anm. 141; ergänzend dazu Anton Kappelhoff, *Die „Emder Kunst“, ihre Wirksamkeit und ihr Ostfriesisches Landesmuseum 1870-1970*, in: ebenda, S. 136-146. Unter dem Titel „Ostfriesisches Landesmuseum – Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden 1820-1970“ sind beide Darstellungen damals auch als eine Art kleine Festschrift in einem zusätzlich mit Fotos ausgestatteten gemeinsamen Sonderdruck erschienen.

geschriebenen Mitteilungen Kappelhoffs,<sup>4</sup> Vater des Verfassers dieses Aufsatzes, den äußeren Gang der Geschehnisse, abgesehen von ein paar fehlerhaften Zeitangaben, richtig wiedergeben, gehen sie auf den inhaltlichen Kern der damaligen, lediglich als „bedauerlich“ bezeichneten Auseinandersetzungen nur so knapp ein, dass kaum klar wird, worum es darin konkret überhaupt ging, wer in welchem Maße daran beteiligt war und welche unterschiedlichen Interessen und Zielsetzungen hier aufeinander trafen. Zurückzuführen ist das zweifellos weniger auf die Tatsache, dass er selbst damals keine Unterlagen dazu mehr zur Verfügung hatte, sondern vielmehr auf seine nur gering ausgeprägte Neigung, überhaupt näher auf die NS-Zeit einzugehen, womit er indes nur einer in den Jahrzehnten nach 1945 in Deutschland weit verbreiteten Haltung folgte, dass nur diejenigen diese Jahre angemessen verstehen könnten, die sie auch selbst erlebt hätten.<sup>5</sup>

Inzwischen hat sich die Quellenlage allerdings grundlegend verändert, denn die im Zuge der damaligen Auseinandersetzungen bei der Stadt Emden,<sup>6</sup> beim Regierungspräsidenten in Aurich<sup>7</sup> als Aufsichtsbehörde der „Kunst“ sowie im Landesmuseum Hannover<sup>8</sup> als die an der musealen Neukonzeption in Emden maßgeblich beteiligte Fachbehörde entstandenen Akten, von deren Existenz Scheschkewitz und Kappelhoff bei der Vorbereitung ihrer Jubiläumstexte 1969/70 noch nichts wussten, sind mittlerweile ordnungsgemäß archiviert und damit für die Forschung zugänglich. Zusammen mit den vor einigen Jahren völlig überraschend in Südamerika aufgetauchten und dann auf verschlungenen Wegen nach Aurich ins Staatsarchiv gelangten Lebenserinnerungen Jan Fastenaus<sup>9</sup> sowie dem in diesem

4 Sie finden sich in dessen Nachlass, Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Aurich (im Folgenden: NLA AU) Dep. 38, Nr. 225.

5 So Kappelhoff in seinem Schriftwechsel mit Ulrich Scheschkewitz im Frühjahr 1970, ebenda.

6 Stadtarchiv Emden (im Folgenden: StAE), Bestand KA (Kulturamt), darin bes. Nr. 55a.

7 NLA AU Rep. 16/1, bes. Nr. 4534, ergänzend dazu auch Nr. 4518.

8 Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Hannover (im Folgenden: NLA HA) Hann. 152, Acc. 68/94, Nr. 14 und 26. Diese beiden Akten decken den Zeitraum von Januar 1934 bis Ende 1936 ab und dokumentieren lückenlos, wie Alexander Dörner, der Leiter der Kunstabteilung des Landesmuseums, zunächst streitschlichtend und anschließend konzeptionell in bzw. für Emden wirkte. Allerdings war das Landesmuseum bereits seit 1927 eng in die Bemühungen um eine Modernisierung des Emdener Museums eingebunden und in den Auseinandersetzungen von 1933/34 in der Person seines Leiters Karl Hermann Jacob-Friesen schließlich sogar selbst Streitpartei, doch sind die dabei bis Ende 1933 entstandenen Unterlagen offenbar nicht in die Dienstregistratur des Museums gelangt, jedenfalls waren sie bei der Übernahme des im übrigen sehr vollständig erhaltenen Altaktenbestandes des Landesmuseums ins Hauptstaatsarchiv Hannover in den 1990er Jahren darin nicht enthalten. Über die Frage nach dem Warum ließe sich indes nur spekulieren.

9 NLA AU Rep. 220/74. Dieser insgesamt acht Bände umfassende Teil von Fastenaus Nachlass besteht u.a. aus tagebuchartig erscheinenden Aufzeichnungen, die tatsächlich jedoch durchkomponierte Lebenserinnerungen sind. Zumindest gilt das zweifelsfrei für den für diesen Aufsatz benutzten 349 Seiten starken zweiten Band, auf dessen Deckblatt Fastenau vermerkt hat: „Mein Leben. 1928 (4. Januar) bis 1934 (28. September). (Emden.) Niedergeschrieben in Marburg a. d. Lahn Okt. 1935 bis 15. März 1936.“ Nach Fastenaus Tod im Oktober 1945 gelangte sein wissenschaftliches Lebenswerk, ein siebenbändiges handschriftliches Inventar der Kunstdenkmäler Ostfrieslands und eine ebenfalls handschriftliche dreibändige Kunstgeschichte Ostfrieslands, in die Bibliothek der Ostfriesischen Landschaft, während die hier in Rede stehenden Unterlagen später im Besitz seiner in Südamerika lebenden Großnichte Inge Knoop waren. Weil deren Tochter den besonderen Wert von Fastenaus Aufzeichnungen offenkundig erkannt hatte und deshalb an deren dauerhafter Erhaltung interessiert war, übergab diese sie im Frühjahr 2011 an die in Norden lebende Schwägerin einer alten Freundin ihrer Mutter mit der Bitte, sie nach Aurich ins Staatsarchiv als der dafür am besten geeigneten Stelle weiterzuleiten.

Archiv zwar schon lange verwahrten, aber erst vor einigen Jahren für die Benutzung erschlossenen Nachlass Friedrich Ritters<sup>10</sup> und einer ebenfalls erst vor wenigen Jahren bei der Neuordnung des völlig durcheinander geratenen Archivs der „Kunst“ im Ostfriesischen Landesmuseum Emden aufgefundenen Akte, in welcher der gesamte in den Auseinandersetzungen um die Gleichschaltung der „Kunst“ zwischen Sommer 1933 und Frühjahr 1934 entstandene Schriftwechsel des Vorstands enthalten ist,<sup>11</sup> liegt somit heute eine die Perspektiven aller Beteiligten abdeckende Quellenüberlieferung vor, wie sie dichter und vielfältiger kaum sein könnte. Ergänzend kommen neben der verhältnismäßig dichten Berichterstattung in der lokalen Presse einige aufschlussreiche Einzelstücke wie Personal- oder Entnazifizierungsakten sowie kleinere Erkenntnisse aus sonstigen Quellen hinzu, auf die an dieser Stelle jedoch nicht näher eingegangen werden muss. Angesichts dessen fallen die Aktenverluste, die in einigen für das Thema eigentlich ebenso wichtigen anderen einschlägigen Beständen kriegsbedingt entstanden sind, so in den Registraturen der Provinzialverwaltung Hannover<sup>12</sup> (speziell des Landesdirektoriums dieser Provinz) und des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung,<sup>13</sup> kaum ins Gewicht, weil fast jede dieser Lücken durch

---

– Schon gleich nach deren Eingang im Staatsarchiv bin ich von Bernhard Parisius auf diese wertvolle Quelle hingewiesen worden, weil er bei einer ersten Durchsicht mehrfach auf den Namen meines Vaters gestoßen war. Ich bin ihm dafür zu großem Dank verpflichtet, denn erst sein Hinweis hat mich veranlasst, mich überhaupt näher mit dem hier dargestellten Thema zu beschäftigen.

- 10 NLA AU Dep. 87; die gründliche Erschließung dieses schwierigen Bestandes war die letzte größere dienstliche Aktivität von Stefan Poetzsch vor seinem Eintritt in den Ruhestand 2011.
- 11 Ostfriesisches Landesmuseum Emden, Archiv der „Kunst“ (im Folgenden: OLME-AK), A 10. Die Akte hat den Titel „Gleichschaltung“, ist von Anton Kappelhoff angelegt und von ihm mit besonderer Sorgfalt, sichtbar in einem fortlaufend durchgezählten und jedes einzelne Schriftstück erfassenden Inhaltsverzeichnis, geführt worden. Herrn Gerriet Latta, Emden, habe ich sowohl für den Hinweis auf die Existenz dieser Akte als auch für die bereitwillig eingeräumte Möglichkeit zu deren bequemer Benutzung herzlich zu danken. Mit der ab 2002 in mehrjähriger Arbeit durchgeführten ersten Sichtung und Grobverzeichnung samt (vorläufiger) Signaturvergabe des im 2. Weltkrieg und danach völlig durcheinander geratenen Archivs der „Kunst“, das weniger ein eigentliches, also organisch gewachsenes Archiv als vielmehr eine breit gefächerte Archivaliensammlung ist und bereits 1970 in einem „so bedauerlichen Zustand“ war, dass sich darin „nichts Erwähnenswertes ermitteln ließ“, so S c h e s c h k e w i t z , S. 119, hat sich Herr Latta große Verdienste erworben, denn dadurch liegt jetzt wenigstens ein ungefährer Überblick über das in diesem Archiv Vorhandene vor. Im Rahmen des ihm Möglichen hat er außerdem alle Archivalien einer Reinigung unterzogen und in regelgerechte Archivkartons verpackt. Eine tiefer eindringende Erschließung und Ordnung des Gesamtbestandes durch eine archivische Fachkraft ist jedoch, wie Herr Latta selbst schon seit langem betont, weiterhin erforderlich und sollte nach Möglichkeit im Stadtarchiv Emden erfolgen, wo das Archiv der „Kunst“ auf Dauer auch am besten untergebracht wäre.
- 12 NLA HA Hann. 151. Von den Akten dieser Verwaltung ist nur ein geringer Teil erhalten geblieben.
- 13 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin (im Folgenden: GStA) PK, I. HA, Rep. 76e. Die dort seit 1880 über die „Kunst“ geführte Akte, die im alten Behördenfindbuch in Sektion 11, Abt. VI, als Nr. 8 verzeichnet ist, ist offensichtlich in den Kriegs- und Nachkriegswirren in Berlin verloren gegangen, jedenfalls findet sie sich weder in dem eben genannten Bestand des GStA noch im Bundesarchiv, Dienststelle Berlin als dem für das 1934 neugegründete Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung zuständigen Archiv (dortiger Bestand R 4901). Da das bisherige preußische Ministerium schon im Dezember 1934 mit dem neuen Reichsministerium vereinigt wurde, das fortan unter dem Doppelnamen Reichs- und Preußisches Ministerium ... firmierte (vgl. dazu Deutsche Verwaltungsgeschichte, hrsg. von Kurt G.A. J e s e r i c h , Hans P o h l und Georg-Christoph v o n U n r u h , Bd. 4: Das Reich

Unterlagen in der entsprechenden Gegenüberlieferung wieder geschlossen wird.

Auf dieser überaus reichhaltigen Quellenbasis lassen sich die hier in Rede stehenden Geschehnisse und Auseinandersetzungen, die vom Nebel der Gerüchte sowie von getrübbten oder bruchstückhaften Erinnerungen, einseitigen Verlautbarungen oder sonst beeinträchtigten Wahrnehmungen bislang weitgehend verhüllt waren, erstmals bis in ihre Einzelheiten und Verästelungen hinein lebensnah nachvollziehen. Für die Geschichte der „Kunst“ kann damit endlich eine noch bestehende Kenntnislücke von großer Bedeutung geschlossen werden. Zugleich wird es dadurch möglich, auch auf die noch immer viel zu wenig erforschte Geschichte Emdens und Ostfrieslands in der NS-Zeit ein zusätzlich erhellendes Licht zu werfen, zumindest für den Bereich der Kultur.

### *1. Der erste – gescheiterte – Anlauf zur Neugestaltung des Museums mit Jan Fastenau als Konservator (1928-1933)*

Die Geschichte der seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland entstandenen Museen ist von Beginn an davon geprägt gewesen, dass zwischen der Menge der vorhandenen Objekte und dem für deren Präsentation zur Verfügung stehenden Raum ein meist großes Missverhältnis bestand. Drangvolle Überfülle bestimmte durchweg das Bild, und zwar auch in den großen, vom Staat getragenen und dessen repräsentativer Selbstdarstellung dienenden Kunstmuseen, in deren Sälen und Kabinetten die Wände von oben bis unten voller Gemälde hingen und an die „Seiten eines überfüllten Briefmarkenalbums“ erinnerten,<sup>14</sup> was die Lust auf einen Museumsbesuch zweifellos nicht gerade beförderte.

Erst recht galt das für die im Laufe des 19. Jahrhunderts in vielen kleineren und mittleren Städten entstandenen Museen, die von Bürgern bzw. bürgerlichen Vereinen mit dem Ziel gegründet worden waren, von den überkommenen Lebens-, Wirtschafts- und Gesellschaftsverhältnissen, die damals infolge der Industrialisierung einem für jeden wahrnehmbaren rasanten Wandel unterworfen waren, der die ursprünglichen Gegebenheiten immer mehr verdeckte, so viel zu bewahren, dass zumindest die Erinnerung an diese im höchstmöglichen Maße erhalten bleiben konnte. In diesen Altertums- und Geschichtsvereinen wurde daher für deren jeweiligen Zuständigkeitsbereich, eine Stadt oder Region, buchstäblich alles gesammelt, was diesem Ziel dienlich und vom Untergang bedroht zu sein schien: Stein- und Holzplastiken, markante Teile bedeutender Gebäude, seien es Portale, besonderer Fassadenschmuck, Fenster mit Glasmalereien oder gar ganze Räume und Innenausstattungen, Erinnerungsstücke an Kriege und bedeutende politische Ereignisse, Münzen, Möbel und vielfältige sonstige kunsthandwerkliche Erzeugnisse, Zunft- und Gildeobjekte, Hausrat aller Art, Kamine, Ofenplatten, bemalte

---

als Republik und in der Zeit des Nationalsozialismus, Stuttgart 1985, S. 968 f.), fallen auch die älteren, zum Fusionstermin noch nicht geschlossenen und danach in Reichsprovenienz weitergeführten preußischen Akten in die archivische Zuständigkeit des Bundes.

14 So die Formulierung in einer Hannoverschen Zeitung, zitiert bei Ines Katenhusen, 150 Jahre Niedersächsisches Landesmuseum Hannover, in: Heide Grape-Albers (Hrsg.), Das Niedersächsische Landesmuseum Hannover. 150 Jahre Museum in Hannover, 100 Jahre Gebäude am Maschpark. Festschrift zum Jahr des Doppeljubiläums, Hannover 2002, S. 18-94, hier S. 32.

Fliesen, Trachten und Kleidungsstücke, altes Werkzeug und ganze Werkstattausrüstungen und vieles mehr, aber auch Gemälde und andere hochwertige Kunstwerke, prähistorische Fundobjekte, Archiv- bzw. Schriftgut, Karten und Pläne sowie Bücher historischen, speziell lokal- und regionalgeschichtlichen Inhalts, um nur das Wichtigste zu nennen. Für eine solche Fülle, in der nicht nach Qualität oder Erkenntniswert der Objekte differenziert und unterschiedslos nahezu alles präsentiert wurde, was man hatte – das Bedeutende neben dem Unwichtigen und bloße Raritäten neben hochwertiger Kunst –, waren die zur Verfügung stehenden Gebäude durchweg zu klein, und selbst wenn eigens Museumszweckbauten neu errichtet wurden, dann erwiesen sich auch diese entweder schon beim Bezug, spätestens aber nach wenigen Jahren des Gebrauchs als unzureichend dimensioniert.

Dazu kam als zweites Problem ein Wandel des Zielpublikums, den zunächst insbesondere die ambitionierten Kunst- und Kulturgeschichtsmuseen bemerkten, der sich später aber auch in den weit weniger anspruchsvollen Lokal- und Regionalmuseen bemerkbar machte. Hatten die Museen ursprünglich in der Tradition der Aufklärung auf ein wissenschaftlich-akademisch ausgebildetes und dadurch über ein breitgefächertes kunst- und kulturgeschichtliches Vorwissen verfügendes Publikum gesetzt, das beim Besuch einer Ausstellung keine Hilfe und Erläuterung brauchte, so erwies sich spätestens in den 1870er Jahren, dass selbst in bildungsbürgerlichen Kreisen diese Voraussetzung nur noch ausnahmsweise gegeben war. Wenn aber die Objekte nicht mehr für sich selbst sprechen konnten, dann bedurfte es einer völlig neuartigen Präsentation, die diesem Mangel abhalf und dafür sorgte, dass die Objekte sozusagen wieder eine Stimme erhielten. Es galt daher, die museale Ausstellung regelrecht als Inszenierung zu gestalten, in der alle Elemente, angefangen von der Wandfarbe und Beleuchtung über die Auswahl und Kombination von Ausstellungsstücken unterschiedlicher Art und verschiedenen Materials (Gemälde, Plastiken, kunstgewerbliche Objekte) bis hin zur Erläuterung und Beschriftung, sorgfältig aufeinander abgestimmt waren.

Daraus erwuchs seit den 1880er Jahren eine große Museumsreformbewegung und sukzessive das, was heute Museumspädagogik heißt. In den Schauräumen wurden die Ausstellungen radikal auf die künstlerisch oder thematisch wichtigsten und aussagekräftigsten Stücke reduziert, anhand derer sich die jeweilige „Botschaft“ am besten vermitteln ließ, der große Rest der Sammlungen aber kam ins Magazin, wo er als Fundus für neue Ausstellungen diene und im übrigen der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stand. Das zog zum einen ganz neuartige bauliche Anforderungen an die Museumsgebäude nach sich, zum anderen ergab sich die Notwendigkeit, dass die fachliche Qualifikation des Museumspersonals in allen Belangen steigen musste, und zum dritten zeigte sich, wenn auch mit einigem zeitlichen Abstand, dass auch mittlere und kleinere Museen, die mehr als ein bloßes Heimatmuseum waren oder sein wollten, ohne hauptamtliches Fachpersonal nicht mehr zu betreiben waren.

Schließlich entstanden, sozusagen als Komplementärseite der zuletzt geschilderten Entwicklung, seit dem späten 19. Jahrhundert auch in der organisierten Arbeiterschaft und in den Gewerkschaften starke Bestrebungen, vom Bildungskanon der höheren Gesellschaftsschichten nicht länger ausgeschlossen zu bleiben, um dadurch wenn schon nicht materiell, so doch wenigstens geistig mit dem Bildungsbürgertum auf eine Ebene kommen zu können. In der daraus entstandenen Volksbildungsbewegung, der u.a. die heutigen Volkshochschulen ihre

Existenz verdanken, gerieten auch die Museen frühzeitig in den Blick, und es war kein Geringerer als der von seinem ursprünglichen Beruf als Volksschullehrer stark pädagogisch geprägte Direktor der Hamburger Kunsthalle Alfred Lichtwark, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Forderung erhob, Museen müssten generell Volksbildungsstätten sein. Dass diese für eine solche Aufgabe sachlich, methodisch und personell auch entsprechend ausgestattet sein müssten, war selbstverständlich, und folglich erreichte die in diesem Zusammenhang entstandene neue Museumswissenschaft schon bald ihre erste Blüte.

Das Leitbild des Museums als Volksbildungsstätte hatte unzweifelhaft emanzipatorischen Charakter und war daher durchaus geeignet, nach dem Untergang der Monarchie in Deutschland am Ende des Ersten Weltkriegs die weitere demokratische Entwicklung zu befördern. Von der damaligen Politik wurde daher, namentlich in Preußen, der Wandel vom ursprünglichen „Gelehrtenmuseum“ zum „Museum auf didaktischer Grundlage“<sup>15</sup> in allen Belangen besonders kräftig unterstützt. In der Unbestimmtheit des dabei verwendeten Begriffs „Volk“, der in dieser Zeit sowohl nationalistisch, rassistisch und durchtränkt von Blut- und Bodenvorstellungen als auch romantisch verklärt, sozial nivellierend oder einfach neutral zusammenfassend als bloßes Synonym von Bevölkerung verstanden wurde, lag aber auch das Risiko, dass sich mit dieser Etikettierung ideologische Absichten ummanteln ließen, die mit dem, was Lichtwark und die übrigen geistigen Väter der Museumsreform mit ihrer Zielvorgabe „Volksbildungsstätte“ erreichen wollten, nichts mehr zu tun hatte. In der NS-Zeit, in der insbesondere die Heimatmuseen der völkischen Perspektive dienstbar gemacht wurden, sollte sich das sehr deutlich zeigen.

Über all dies ließen sich lange weitere Darlegungen machen, ohne dass damit das Feld auch nur annähernd ausgemessen wäre.<sup>16</sup> An dieser Stelle aber müssen die bisherigen Ausführungen genügen, denn es geht hier nur darum, für das in diesem Aufsatz zu behandelnde Thema den allgemeinen Rahmen zu skizzieren, ohne dessen Kenntnis das damalige Geschehen in Emden nicht ausreichend verständlich würde.

Die 1820 mit dem Ziel, die Abwanderung wertvoller Gemälde aus Emden möglichst zu verhindern, gegründete „Kunst“ war im Laufe der Zeit zu einer weitgefächert tätigen Geschichts- und Museumsgesellschaft beträchtlicher Größe gewachsen. Mit dem 1869/70 von den Erben des vormaligen Emdener Bürgermeisters Dothias Wilhelm Suur erworbenen Doppelhaus in der Großen Straße Nr. 34, das in den 1780er Jahren aus der baulichen Vereinigung von zwei bis dahin eigenständigen Alt-Emder Wohngebäuden entstanden und etwas später mit einer einheitlichen

15 So, ausweislich des Protokolls zu TOP 3 der Gründungsversammlung des Museumsverbandes für die Provinz Hannover am 15.04.1930, die von Karl Hermann Jacob-Friesen in seiner programmatischen Ansprache benutzte Begrifflichkeit, NLA HA Hann. 151, Nr. 148, Bl. 34-37.

16 Aus der großen Menge an museumsgeschichtlicher Literatur seien nur drei grundlegende Titel genannt, anhand derer eine intensivere Beschäftigung mit dem Thema leicht möglich ist: Alexis J o a c h i m i d e s , Die Museumsreformbewegung in Deutschland und die Entstehung des modernen Museums 1880-1940, Dresden 2001; Martin R o t h , Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution, Berlin 1990; Andreas K u n t z , Das Museum als Volksbildungsstätte. Museumskonzeptionen in der Volksbildungsbewegung in Deutschland zwischen 1871 und 1918, Marburg 1976. Auch in der Geschichte des Landesmuseums Hannover von K a t e n h u s e n , wie Anm. 15, ist an dessen Beispiel ausführlich und höchst kenntnisreich von diesen allgemeinen museumsgeschichtlichen Entwicklungen die Rede.

klassizistischen Fassade versehen worden war,<sup>17</sup> verfügte sie bei ihrem 100-jährigen Jubiläum über ein verhältnismäßig großes Gesellschaftsgebäude, in dem ihr Museum mit seinen inzwischen vielfältigen Sammlungen sowie ihre Bibliothek und ihr Archiv untergebracht waren. Hier fanden außerdem die regelmäßigen „Diens-tags-sitzungen“ statt, in denen sich die für die Tätigkeit der „Kunst“ maßgeblichen Personen und weitere Mitglieder, die daran ein besonderes Interesse hatten, über ihre alle Facetten der Geschichte und Kultur Emdens und Ostfrieslands abdeckenden Forschungen und Erkenntnisse mehr oder weniger gelehrt austauschten oder sich von besonders kompetenten Teilnehmern über einzelne Themen gründlicher informieren ließen.



Abb. 1: Der Eingangsbereich des Gebäudes der „Kunst“, Große Straße 34, mit Mitgliedern der Hausmeisterfamilie Snitjer um 1910. Über der Eingangstür ist das Schild „Kunst und Alterthum“ gut zu erkennen (Ostfriesisches Landesmuseum Emden, Fotosammlung Nr. 5760, Foto Mohaupt).

1887 war das Gebäude nach hinten durch einen mit 24 m Länge und 8 m Breite großzügig bemessenen zweigeschossigen Ausstellungsanbau erweitert worden, der über einen Zwischentrakt mit dem Altbau verbunden war und unten die „Altertümersammlung“ beherbergte, während die umfangreiche Gemäldegalerie ihren Platz im Obergeschoss fand; dieses war dem damaligen Stand der Museumswissenschaft gemäß bereits als Oberlichtsaal gestaltet.<sup>18</sup> Zu Anfang des 20. Jahrhunderts<sup>19</sup> schließlich hatte die Gesellschaft das auf der Ostseite an ihre

17 Ausführlich dazu: Friedrich Ritter, Zur Geschichte der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer. Die Entstehung und die ersten 50 Jahre, in: Upstalsboom-Blätter für ostfriesische Geschichte und Heimatkunde, IX. Jg. 1919/20, S. I-XLVI, hier S. XL ff.

18 Kappelhoff, S. 141; E. Starcke, Über den Erweiterungsbau des Gesellschaftshauses, in: Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer (im Folgenden: EJB) 9, Heft 1, 1890, S. 114-117.

19 Ob der Erwerb 1906 stattfand, so die Angabe bei Kappelhoff, ebenda, S. 142, oder schon 1903, so Ritter, S. XLII, muss offen bleiben.

Liegenschaft angrenzende Nachbargrundstück erworben, auf dem früher die reformierte Gemeindeschule ihren Platz gehabt hatte. Es bestand aus dem zur Straße hin gelegenen vormaligen Lehrerwohnhaus, das durch einen schmalen Durchgang vom „Kunst“-Gebäude getrennt war (vgl. Abb. 1 und 2), und dem dahinter gelegenen früheren Schulhaus, das von der „Kunst“ als Magazin genutzt wurde, während das Wohngebäude vermietet war. Wie auch anderswo hatte diese sukzessive bauliche Erweiterung des Museums jedoch nicht einmal annähernd mit dem Wachstum der Sammlungen Schritt halten können, so dass Ritter schon 1920 klagte, das Gebäude müsse mindestens die vierfache Größe haben, um seinen Aufgaben genügen zu können.<sup>20</sup>

So sehr sich jedoch der Vorstand der „Kunst“ darüber im klaren war, dass das Museum hoffnungslos überfüllt war und einer grundlegenden Erneuerung bedurfte – die neueren Erkenntnisse der Museumswissenschaft, von denen bereits die Rede war, waren mittlerweile auch in Emden bekannt –, so wenig Möglichkeiten zur Beseitigung dieses gravierenden Mangels schien es in diesen ersten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg zu geben, in denen insbesondere die Inflation mit ihrer massiven Vernichtung von Geldvermögen die Handlungsspielräume erheblich einengte; auch die „Kunst“ selbst hatte damals einen 1908 zusammengetragenen, zur künftigen Erweiterung ihres Gebäudes bestimmten, dafür aber noch nicht ausreichenden und deshalb vorläufig nur zinstragend zurückgelegten Betrag in Höhe von 8.000 Mark verloren.<sup>21</sup> Dazu kam die Tatsache, dass die „Kunst“ nicht nur für den Betrieb und Unterhalt ihres Museums zu sorgen hatte, sondern auch für die Finanzierung ihrer landesgeschichtlichen Veröffentlichungen, also der seit 1872 erscheinenden Jahrbücher mit einem geschichtswissenschaftlich höheren Anspruch sowie den diesen seit 1911 an die Seite gestellten Upstalsboom-Blättern mit einem mehr heimat- und volkskundlich ausgerichteten Inhalt und etwas geringerem Anspruch.

Gerade diese Aufgabe schien dem jahrzehntelang dafür maßgeblich zuständigen Herausgeber und 2. Vorsitzenden der „Kunst“ Friedrich Ritter von

20 Ebenda.

21 So in einem Schreiben des „Kunst“-Vorstands an den Leiter des Landesmuseums Hannover Jacob-Friesen vom 27.08.1933, OLME-AK, A 10, Nr. 33; die letztgenannte Angabe bezieht sich auf die von Gerriet Latta im Zuge seiner Ordnungs- und Erschließungsarbeiten vorgenommene fortlaufende Zählung der in dieser Akte enthaltenen Unterlagen, die von der ursprünglichen Kappelhoffschen Zählung leicht abweicht; beide Verzeichnisse sind in der Akte enthalten. Ob die 1908 ins Auge gefassten Erweiterungs- und Erneuerungsmaßnahmen bereits als früherer Schritt zur Umgestaltung des Museums zu einer Volksbildungsstätte deklariert werden dürfen, wie es der Vorstand in diesem und einigen weiteren Schreiben aus dem Zeitraum 1933/34 getan hat, erscheint zweifelhaft. In den Protokollen der Dienstagssitzungen des Jahres 1908 (OLME-AK, Protokolle Dienstagssitzungen, Bd. 16, ist jedenfalls lediglich zweimal, und zwar am 7. und am 14. Juli, von einer notwendigen „Raumgewinnung“ die Rede. Auch wenn das zuständige Vorstandsmitglied die dabei ventilierten Pläne und Vorschläge, die in einer mehrseitigen Anlage zum Protokoll vom 14. 07.1908 aufgelistet sind, im Rahmen einer Museumsbesichtigung mit dem einige Tage vorher sich gerade in Emden aufhaltenden Provinzialkonservator Dr. Jacobus Reimers – dieser nahm das Amt in Personalunion zu seinem seit 1890 ausgeübten Hauptamt als erster Direktor des kurz vorher vom Provinzialverband übernommenen nunmehrigen Provinzialmuseums Hannover wahr (vgl. K a t e n h u s e n , S. 67-69) – näher besprochen hatte, handelte es sich dabei, soweit aus der genannten Anlage erkennbar, nur um Einzelmaßnahmen zur punktuellen Verbesserung der Raumsituation. Dazu gehörte z.B. die Unterbringung von Karten, Plänen sowie Orts- und Gebäudeansichten im Gemäldesaal, an der sich Fastenau später sehr stören sollte, NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 81-82.

besonderer Wichtigkeit,<sup>22</sup> weil für viele Auswärtige die Publikationen die entscheidende Grundlage ihrer Mitgliedschaft in der „Kunst“ seien, deren zwangsläufig ortsgebundenen weiteren Angebote (Museum und Bibliothek) kämen für diese ja von vornherein nicht in Frage. Blieben aber die Publikationen als Gegenleistung für den Jahresbeitrag aus, dann gab es nach Ritters Ansicht für viele dieser Auswärtigen, namentlich in einer so geldknappen Zeit wie damals, keinen Grund mehr, ihre Mitgliedschaft weiterhin aufrechtzuerhalten mit der Folge, dass die Einnahmen der „Kunst“ gravierend zurückgingen und damit die Erfüllung der Aufgaben, die diese sich gesetzt hatte, noch schwerer würde, als es ohnehin schon war.



Abb. 2: Außenansicht des Museumsgebäudes der „Kunst“ und des diesem rechts benachbarten ehemaligen Lehrerwohnhauses der früheren reformierten Gemeindeschule, das die „Kunst“ 1903 gekauft hat, um 1930. Ab 1933/34 wurde dessen Untergeschoss zur Unterbringung der Bibliothek genutzt, während das durch eine überdachte Brücke mit dem Hauptgebäude verbundene Obergeschoss entkernt und in seiner gesamten Fläche fortan als Vortrags- und Ausstellungssaal genutzt wurde. (Ostfriesisches Landesmuseum Emden, Fotosammlung Nr. 9239, Foto Hildegard Heise).

Der Kanon dieser Aufgaben war inzwischen so breit gefächert, dass Ritter sich bereits 1920 in seinem geschichtlichen Rückblick auf die ersten 50 Jahre der „Kunst“ veranlasst gesehen hatte, warnend von der „nicht unbedenkliche(n) (...) Vielseitigkeit ihrer Tätigkeit“ zu sprechen,<sup>23</sup> denn zweifellos wusste niemand besser als er, dass es dazu qualitativ und quantitativ eines Fundaments an Kompetenzen und Ressourcen bedurfte, über das die „Kunst“ selbst nicht verfügte und aus dem Kreis ihrer Mitglieder heraus überhaupt allenfalls ausnahmsweise und partiell einmal verfügen konnte. Er selbst, geboren 1856 in Leer,<sup>24</sup> nach dem Studium in Göttingen von 1882 bis zu seiner Pensionierung 1921 als Gymnasialprofessor am Emdener Wilhelms-Gymnasium tätig und seit 1884 Mitglied der „Kunst“, ab 1889

22 Das folgende nach dem Schreiben Ritters an Fastenau vom 05.03.1927, NLA AU Dep. 87, Nr. 587.

23 Ritter, S. XXXIII.

24 Vgl. Walter Deeters, Art. Friedrich Ritter, in: Martin Tielke (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland (im Folgenden: BLO), Bd. 1, Aurich 1993, S. 292-295. Im Lichte der Ergebnisse dieses Aufsatzes wird Deeters' Urteil über Ritter in manchen Teilen revidiert werden müssen.

auch in deren Vorstand, war dafür das beste Beispiel. Als Junggeselle von familiären Pflichten frei und im Schulalltag wohl auch nicht über Gebühr beansprucht, widmete er sein gesamtes Leben der Aufgabe, die ostfriesische, vor allem aber die Emdener Geschichte forschend zu erhellen und der „Kunst“ als dem prismenreichen spezifischen Spiegel dieser Geschichte zu dienen. Er kannte die vorhandene archivalische Überlieferung, gleich ob sie Teil des Stadtarchivs Emden oder des Staatsarchivs Aurich war, aus intensiver Benutzung sehr genau und hatte sich dabei ein Faktenwissen erworben, das bis in entlegene Einzelheiten reichte und ein noch heute staunenswertes Ausmaß hatte. Allerdings fehlte ihm, wie schon seine zeitgenössischen Kritiker bemängelten, die Fähigkeit, vielleicht auch nur der Mut, sein reiches, gelegentlich geradezu ausuferndes Detailwissen zu einer die großen Entwicklungslinien souverän zusammenfassenden Gesamtdarstellung zu bündeln. Sein geschichtswissenschaftliches Lebenswerk besteht daher lediglich aus zahlreichen thematisch begrenzten, aber qualitativ durchweg hochwertigen Einzeldarstellungen und Quelleneditionen sowie aus einer Vielzahl von Anmerkungen zu Aufsätzen anderer Autoren und zu den Erörterungen der Dienstagssitzungen, in denen er jeweils thematisch dazu passende Erkenntnisse aus seinen Quellenstudien vortrug und die Ausgangsdarlegungen damit meist enorm bereicherte.

Bestmöglich waren stets die von ihm betreuten Veröffentlichungen der „Kunst“ redigiert, und dass diese Gesellschaft selbst weit über Ostfriesland hinaus bei Vertretern aller Zweige der historisch ausgerichteten Wissenschaft in hohem Ansehen stand, beruhte nahezu allein auf Ritters unermüdlicher Arbeit und der von ihm erledigten wissenschaftlichen Korrespondenz mit einer Vielzahl von Forschern im In- und Ausland. Auf diesen Feldern, für die er als Bibliothekar der „Kunst“ jahrzehntelang das nach deren Statuten speziell zuständige Vorstandsmitglied war, lagen seine Stärken, und hier war er für die „Kunst“ tatsächlich eine Ausnahmeerscheinung, die sich adäquat kaum jemals ersetzen lassen würde. Louis Hahns kritische Einlassung, Ritter sei „geradezu der Papst der ‚Kunst‘ geworden“,<sup>25</sup> war demnach keineswegs übertrieben, sondern ein durchaus treffender Vergleich.

Dagegen war er sich seiner geringeren Kompetenzen auf anderen Arbeitsgebieten der „Kunst“, in denen er sich zunächst ebenfalls betätigt hatte, sehr wohl bewusst und überließ diese daher bereitwillig denjenigen Vorstandsmitgliedern, die dafür im Einzelfall jeweils zuständig waren. So hatte Ritter die ihm seit seinem Aufrücken in den Vorstand obliegende Zuständigkeit für das Museum und die Sammlungen bereits um 1914 abgegeben,<sup>26</sup> doch hatte das nach außen hin kaum jemand wahrgenommen, weil keines der übrigen Vorstandsmitglieder bereit und fähig war, sich mit einem ebenso großen zeitlichen Engagement und einer ähnlich hohen inhaltlichen Kompetenz wie Ritter darum zu kümmern. So blieb

25 So in seiner umfangreichen Darlegung vom Januar 1934 „Das Kulturleben der Stadt Emden“, NLA HA Hann. 152, Acc. 68/94, Nr. 14.

26 Dies ergibt sich aus der Aussage Kappelhoffs in seinem Schreiben an Schatzrat Hartmann im Landesdirektorium Hannover vom 31.05.1934, OLME-AK, A 10, Nr. 154, Ritter habe „schon vor rund 20 Jahren die Verwaltung der Sammlungen aus der Hand gegeben, weil er sich dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen fühlte und die unabwiesbare Notwendigkeit erkannte, eine vollamtliche ausgebildete Kraft damit zu betrauen.“ Auch im Schreiben des „Kunst“-Vorstands an das Landesdirektorium Hannover vom 02.01.1934, ebenda, Nr. 127, war davon die Rede, dass Ritter die Sammlungen bereits seit 20 Jahren nicht mehr unterstellt seien. – Zur Frage, ob, ab wann und in welchem Maße Ritter bereit war, Aufgaben abzugeben, siehe auch unten, S. XX.[QUERVERWEIS]

trotz eigentlich fehlender Zuständigkeit de facto weiterhin ein großer Teil der „Kunst“-Arbeit allein an ihm hängen,<sup>27</sup> und in der Öffentlichkeit in- und außerhalb Ostfrieslands wurden daher, je länger je mehr und nach den tatsächlichen Gegebenheiten auch nicht ganz zu Unrecht, die „Kunst“ und ihr Wirken mit Ritter einfach gleichgesetzt.<sup>28</sup> In dieser eigentlich unzutreffenden Ineinssetzung hat Anton Kappelhoff im Nachhinein „die Wurzel aller Missverständnisse“ gesehen, aus der sich die Auseinandersetzungen der Jahre 1933/34 erst ergeben hätten<sup>29</sup> – eine Feststellung, die zwar prinzipiell viel für sich hat, aber, wie sich in den folgenden Darlegungen zeigen wird, die Vielschichtigkeit der Sache bei weitem nicht ausreichend erfasst.

Als Ritter Anfang März 1927 eine Anfrage Jan Fastenaus<sup>30</sup> erreichte, ob am Emdener Museum vielleicht „die Stelle eines hauptamtlichen festbesoldeten Leiters, wenn auch mit bescheidenem Gehalt“ geschaffen und ihm übertragen werden könne, konnte er sich somit einerseits in seiner schon lange bestehenden Auffassung zum Museum bestätigt fühlen, andererseits aber sah er sich mit dem Blick auf die bereits erwähnten negativen Konsequenzen für die Mitgliedschaft, die er bei einer reduzierten Veröffentlichungstätigkeit befürchtete, gezwungen, zwischen diesen beiden Hauptaufgabenfeldern der „Kunst“ abzuwägen und den Veröffentlichungen dabei Priorität einzuräumen. Die daraus resultierende Absage an Fastenau<sup>31</sup> begründete er ausschließlich mit der schlechten Finanzlage der „Kunst“, denn der Vorstand wünsche ja schon seit langem, die eigentlich notwendige Anstellung eines hauptamtlichen Museumsleiters realisieren zu können, aber bereits die jährlich 4.000 RM aufzubringen, die diesem „ein einigermaßen menschenwürdiges Auskommen gewähren könnten“, sei für die „Kunst“ ein Ding der Unmöglichkeit. Von der Stadt Emden und der Ostfriesischen Landschaft als den für eine Unterstützung in erster Linie in Frage kommenden Stellen bekomme die „Kunst“ pro Jahr gerade einmal insgesamt 2.000 bis 3.000 RM, und auch das sei immer ungewiss, weil es in der Landschaft einflussreiche Mitglieder gebe, die den Zuschuss für die „Kunst“ gerne zugunsten der Heimatmuseen in Leer und Norden kürzen würden. Im übrigen sei es mit einem hauptamtlichen Museumsleiter auch noch gar nicht getan, denn die „Neuordnung und Instandsetzung“ der Sammlungen, von künftigen Zuwächsen ganz zu schweigen, verlange zusätzlich eine vollbeschäftigte Hilfskraft, weil der Leiter allein mit dieser Aufgabe überfordert wäre. Jährlich weitere 5.000 bis 10.000 RM seien darüber hinaus für neue Räume, für An- und Umbauten, für neue Schränke sowie für Restaurierungen und für die mit einer Umgestaltung verbundenen sonstigen Arbeiten zu veranschlagen. Wenn also „nicht über Nacht ein reicher Mann“ mit einem großzügigen Vermächtnis oder einer sonstigen nachhaltig wirksamen Unterstützung der „Kunst“ zu Hilfe komme, dann liege die Möglichkeit zur Anstellung eines hauptberuflichen Museumsleiters in Emden leider „noch in weitester Ferne“.

27 Kappelhoff, S. 141.

28 „Allmächtig und absoluter Herrscher in der ‚Kunst‘ ist seit Jahrzehnten Professor Dr. Ritter, sodass man geradezu sagen darf: Die ‚Kunst‘ ist Professor Ritter und Professor Ritter ist die ‚Kunst‘, so Louis Hahn im Januar 1934 in seinen Ausführungen zum Kulturleben in Emden, NLA HA Hann. 152, Acc. 68/94, Nr. 14, Hervorhebung im Original.

29 So in seinem Schreiben an Schatzrat Hartmann vom 31.05.1934, OLME-AK, A 10, Nr. 154.

30 NLA AU Dep. 87, Nr. 587, Schreiben Fastenaus an Ritter vom 01.03.1927.

31 Ebenda, Schreiben Ritters an Fastenau vom 05.03.1927.

Jan Fastenau, der in den hier darzustellenden Auseinandersetzungen eine der Hauptfiguren sein sollte, war ein überaus kenntnisreicher Kunsthistoriker mit ostfriesischen Wurzeln.<sup>32</sup> 1880 in Norden als Sohn eines aus Leer stammenden Bankiers und Senators geboren und mit zahlreichen bedeutenden ostfriesischen Familien verwandt, hatte er von 1900 bis 1906 in München, Berlin und Tübingen Kunstgeschichte studiert. Nach seiner Promotion über die romanische Steinplastik in Schwaben war er ab 1906 zunächst für ein Jahr als, wie damals üblich, unbesoldeter Volontär und anschließend als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Provinzialmuseum in Hannover tätig. Nach einer zwischenzeitlichen Beurlaubung für eine einjährige Studienreise durch Süddeutschland, Österreich, Italien, Frankreich und die Schweiz war er 1910 auf eigenen Wunsch aus dem Museumsdienst in Hannover wieder ausgeschieden und lebte fortan für mehrere Jahre als Privatgelehrter in München und Berlin. 1914 wurde er Assistent des Provinzialkonservators von Pommern und war in den folgenden Jahren u.a. an der Aufnahme von Kunstdenkmälern beteiligt, zunächst in dieser Provinz und ab 1920 in der Provinz Brandenburg. Von 1923 an unterrichtete er schließlich, knappest bezahlt, an der Staatlichen Zeichenakademie in Hanau die Fächer Kunstgeschichte und Stilkunde, gab diese Tätigkeit aber 1927 auf, weil er, von Jugend auf von eher schwächlicher Konstitution, sich den damit verbundenen Belastungen körperlich nicht mehr ausreichend gewachsen fühlte.

Aus dieser misslichen Situation heraus richtete er die bereits erwähnte Anfrage nach einer Beschäftigungsmöglichkeit an den Vorstand der „Kunst“, und obwohl er darauf zunächst von Ritter eine abschlägige Antwort bekommen hatte, kam es zum Jahresbeginn 1928 doch zu seiner Einstellung als Museumskonservator in Emden. Ganz offenbar hatten nämlich Ritters Hinweise auf die dafür nicht ausreichende Finanzbasis der „Kunst“ deren seit 1919 amtierenden 1. Vorsitzenden Dr. Arend Hoppe, einen 1875 in Norden geborenen und seit 1913 in Emden als Gynäkologe tätigen Arzt,<sup>33</sup> dazu veranlasst, sich auf ganz neuen Wegen um eine finanzielle Stärkung der „Kunst“ zu bemühen, um Fastenau, der ein enger Verwandter seiner Familie war,<sup>34</sup> die angestrebte Stellung doch noch zukommen lassen zu können. Schon den absagenden Brief Ritters hatte er um den persönlich gehaltenen Satz ergänzt, es sei wichtig zu wissen, „wieviel Du hier haben müsstest. Wir gehen ja lange mit dem Gedanken um, einen Conservator anzustellen, weil wir ihn eigentlich gar nicht mehr entbehren können, aber dafür haben sich noch keine Mittel und Wege gefunden“.<sup>35</sup> Als erfahrener Kommunalpolitiker, der

32 Das folgende nach Günther R o b r a , Artikel Jan Fastenau, in: BLO, Bd. 1, S. 139-141. Im Lichte der erst vor wenigen Jahren aufgetauchten Lebenserinnerungen Fastenaus, vgl. oben Anm. 9, und der weiteren Robra unbekannt gebliebenen Quellen, auf denen der vorliegende Aufsatz beruht, erweist sich sein Artikel allerdings zwangsläufig als lückenhaft und müsste nicht nur erweitert, sondern in seinen Urteilen über Fastenau auch in manchen Punkten umgeschrieben werden. Über Fastenaus Zeit im Provinzialmuseum Hannover gibt seine Personalakte Auskunft, NLA HA Hann. 152, Acc. 55/68, Nr. 34.

33 Vgl. Friedrich S c h u h , Art. Arend Hoppe, in BLO, Bd. 2, S. 173-175.

34 Fastenaus Mutter Marta ten Doornkaat Koolman (1856-1902) und die Mutter von Arend Hoppes erster Ehefrau Menna, geb. Klinkenborg (1889-1941), Adelheid ten Doornkaat Koolman (1863-1891), waren Schwestern und Töchter des Norder Kaufmanns und ostfriesischen Sprachforschers Jan ten Doornkaat Koolman. Fastenau und Menna Hoppe waren demnach Vetter und Cousine. Für die Klärung dieser verwandtschaftlichen Zusammenhänge habe ich Herrn Prof. Dr. med. Friedrich Schuh, Hannover, ein Enkel Arend Hoppes, herzlich zu danken.

35 NLA AU Dep. 87, Nr. 587.

seit 1924 als DVP-Mitglied dem Emdener Bürgervorsteher-Kollegium und in der Wahlperiode 1929-1933 als unbesoldeter Senator sogar dem städtischen Magistrat angehörte,<sup>36</sup> wusste Hoppe jedoch, dass es gerade in diesen Jahren aussichtsreich war, sich mit einer Bitte um Unterstützung an den Provinzialverband Hannover zu wenden.

Dieser war wie alle preußischen Provinzialverbände ein durch die Dotationsgesetze der 1870er Jahre ausgestalteter höherer Kommunalverband,<sup>37</sup> der innerhalb jeder preußischen Provinz als deren Selbstverwaltungsorgan zwischen dem Staat sowie den Landkreisen und Städten stand und mittels der ihm vom Staat zugewiesenen Dotationen einerseits sowie einer bei den Kommunalkörperschaften der jeweiligen Provinz erhobenen Umlage andererseits bestimmte vom Staat delegierte Aufgaben erfüllte. Neben der Wirtschaftsförderung, dem Gesundheitswesen und der Sozialfürsorge gehörte dazu auch die Kulturpflege, d.h. es ging um Aufgabenfelder, die in besonderer Weise regional geprägt oder gebunden waren und daher von regionaler Warte aus besser zu übersehen, zu beurteilen und zu beackern waren als von der Zentrale in Berlin. Die politische Grundlage des Provinzialverbandes war der Provinziallandtag, der seit 1919 direkt gewählt wurde. Dessen Exekutivorgan, der Provinzialausschuss, bestimmte die Richtlinien der Politik und kontrollierte die Provinzialverwaltung, an deren Spitze das aus dem Landeshauptmann sowie dem Ersten und Zweiten Schatzrat bestehende dreiköpfige Landesdirektorium stand. Ziel dieser provinzgebundenen Selbstverwaltung, deren Aufgaben im Laufe der Zeit immer umfangreicher wurden, war es, die regionalspezifische Prägung der Provinzen nicht zu nivellieren, sondern in ihrer jeweiligen Eigenart zu pflegen und zu erhalten.

Dass hierbei die Kulturförderung von besonderem Belang war,<sup>38</sup> liegt auf der Hand, zumal in einer Zeit, in der im Rahmen der allgemeinen Diskussion über die Notwendigkeit einer staatlichen Neuordnung des Reiches<sup>39</sup> ganze Regionen als historisch, wirtschaftlich und kulturell gewachsene „Räume“ (Niedersachsen, Westfalen, das Rheinland etc.) definiert wurden, deren genaue Ausdehnung auf

36 Zu Hoppes kommunalpolitischer Tätigkeit bis 1933 vgl. Dietmar von Reeken, Ostfriesland zwischen Weimar und Bonn. Eine Fallstudie zum Problem der historischen Kontinuität am Beispiel der Städte Aurich und Emden, Hildesheim 1991, S. 32 und 47, und Walter Deeters, Geschichte der Stadt Emden von 1890 bis 1945, in: Ernst Siebert, Walter Deeters, Bernard Schröer, Geschichte der Stadt Emden 1750 bis zur Gegenwart, Leer 1980, S. 197-256, hier S. 242. Seine Personalakte als Senator, die allerdings nur Formaldokumente über seine Wahl am 07.12.1929 und die darauf folgenden Rechtsakte (Bestätigung durch den Auricher Regierungspräsidenten und Amtseinführung) enthält, StAE, V. Reg., Nr. 101.

37 Vgl. hierzu E. André, Entwicklung der hannoverschen Provinzialverwaltung, in: Sechzig Jahre hannoversche Provinzialverwaltung, hrsg. vom Landesdirektorium, Hannover 1928, S. 3-56. Dieses umfangreiche Werk gibt außerdem einen vollständigen und überwiegend ausführlich gehaltenen Überblick über alle Zweige der vom Provinzialverband Hannover wahrgenommenen Aufgaben. Allgemein zur Entstehung und Organisation der Provinzialverwaltung in Preußen vgl. Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 3, Stuttgart 1984, S. 639-642.

38 Hier sei lediglich auf die Studie von Karl Ditt, Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923-1945, Münster 1988, verwiesen, in der der hohe Stellenwert von Kulturförderung als Instrument politischer Gestaltung tiefgründig untersucht und anschaulich dargestellt ist.

39 Helmut Wagner, Die territoriale Gliederung Deutschlands in Länder seit der Reichsgründung – Eine politische Studie zur Raumordnung, in: Studien zur territorialen Gliederung Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, Hannover 1971, S. 1-147; vgl. auch Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 4, S. 130-137.

bestehende Grenzen nur bedingt Rücksicht nahm, sondern sich aus meist sehr gegenwartsbezogenen Motiven ergab.<sup>40</sup> Da sich solche regional gebundenen Ziele und Zusammenhänge mit Hilfe von Museen besonders gut propagieren und begründen und damit zugleich das Gewicht des jeweiligen Provinzialverbandes steigern ließen, stand deren Förderung in der Zeit der Weimarer Republik bei der Politik durchweg hoch im Kurs.<sup>41</sup> Zusätzlich gestützt wurde dieser Trend durch das allgemeine Bestreben, die Museen zu Volksbildungsstätten umzuformen, von dem bereits die Rede war, ein Bestreben, das der Provinziallandtag in Hannover 1926 in einem Grundsatzbeschluss ausdrücklich zur Grundlage seiner Museumsförderung gemacht hatte.<sup>42</sup>

Hoppe lud daher Anfang Oktober 1927 alle acht ostfriesischen Mitglieder des Provinziallandtags Hannover – es waren dies die Herren Berghaus, Fegter, Iderhoff, v. Dieken, Ebeling, Eilts, Völker und Müntinga – zu einer ausführlichen Besichtigung des Emdener Museums ein,<sup>43</sup> um ihnen dessen problematischen Zustand eindringlich vor Augen zu führen und damit auf die Notwendigkeit einer finanziellen Förderung durch die Provinz hinzuweisen. Sein Kalkül ging auf, denn die ostfriesischen Parlamentarier konnten in den nächsten Haushaltsverhandlungen durchsetzen, dass zusätzlich zu der bereits länger gewährten „Normal“förderung in Höhe von jährlich 1.000 RM eine Sonderbeihilfe in Höhe von jährlich 3.000 RM, beginnend mit dem Haushaltsjahr 1928/29, mit der Zweckbestimmung etatisiert wurde, die Umwandlung des Emdener Museums in eine Volksbildungsstätte zu fördern. Gebunden war diese Hilfe allerdings an die Auflage, bei der Neuordnung der Sammlungen die vom Provinzialmuseum erlassenen einschlägigen Richtlinien zu beachten.

Obwohl das Haushaltsjahr der Provinz nicht dem Kalenderjahr entsprach und es deshalb stets erst mehrere Monate nach Jahresanfang Gewissheit geben konnte, ob der Haushalt in einem seinem jeweiligen Entwurf entsprechenden oder in einem veränderten Umfang in Kraft getreten war, berief Hoppe bereits am 21. Dezember 1927 im Anschluss an die reguläre Dienstagssitzung der „Kunst“ eine Vorstandssitzung ein, um schon jetzt, d.h. noch ohne mit Sicherheit zu wissen, ob der aus Hannover erwartete Zuschuss auch tatsächlich fließen würde, über die Anstellung Fastenaus als hauptamtlicher Museumskonservator einen Beschluss fassen zu lassen. Er warb dabei offenbar mit so viel Überzeugungskraft für seinen Kandidaten, dass es keiner Diskussion bedurfte, um die übrigen Vorstandsmitglieder zu überzeugen. Wenn dagegen Ritter noch Vorbehalte hatte, weil eine

40 Hermann Aubin, Theodor Frings, Josef Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte, Sprache, Volkskunde, Bonn 1926; Kurt Brüning, Niedersachsen im Rahmen der Neugliederung des Reiches, 2 Bde., Hannover 1929 und 1931; Hermann Aubin u. a. (Hrsg.), Der Raum Westfalen. Bd. I: Grundlagen und Zusammenhänge, Berlin 1931 (später erschienen noch fünf weitere Bände), war die vom Provinzialverband Westfalen in Auftrag gegebene Reaktion auf die in Brünings Denkschrift formulierten territorialen Ansprüche aus Niedersachsen.

41 Ditt, S. 144 ff. und öfter.

42 In seinem Grundsatzreferat auf der Gründungsversammlung des Museumsverbandes für die Provinz Hannover am 15.04.1930 verwies Jacob-Friesen auf diesen Beschluss und betonte, er lasse sich in dem Satz zusammenfassen, „Museen müssen Volksbildungsstätten sein“. NLA HA Hann. 151, Nr. 148, Bl. 34-37. (Protokoll zu TOP 3).

43 Dieser Besuch und dessen Einzelheiten ergeben sich aus den Darlegungen im Schreiben des „Kunst“-Vorstands an Jacob-Friesen vom 27.08.1933, OLME-AK, A 10, Nr. 33.

Einstellung Fastenaus zu diesem Zeitpunkt allein von der „Kunst“ zu finanzieren war und damit zu Lasten der für Veröffentlichungen zur Verfügung stehenden Mittel gehen musste, dann hat er sie hier jedenfalls nicht geäußert, sondern sich mit Hoppe wohl schon im Vorhinein im Zuge der vorbereitenden Gespräche entsprechend verständigt, die Fastenau mit den beiden Vorsitzenden geführt hatte. Im Protokoll ist dazu demnach nichts weiter vermerkt,<sup>44</sup> sondern lediglich festgehalten, Fastenaus „Persönlichkeit und wissenschaftliche Befähigung“ böten „gute Garantien“, und da auch dessen Gehaltsforderung mit 150 RM pro Monat netto überschaubar war, wurde, offensichtlich einstimmig, beschlossen, ihn mit einem solchen Gehalt ab Januar 1928 zunächst für ein halbes Jahr zu beschäftigen. Auf dieser Basis sollte Hoppe mit ihm in Verhandlungen eintreten.

Da es nach der Vorgeschichte dieses Beschlusses tatsächlich aber nichts mehr zu verhandeln gab, sagte Fastenau, der sich bereits im November einige Tage in Emden aufgehalten und auf dem Rückweg nach Hanau auf ausdrückliches Anraten Ritters in Hannover Station gemacht hatte,<sup>45</sup> um sich im dortigen Provinzialmuseum von dessen Direktor Karl Hermann Jacob-Friesen<sup>46</sup> gründlich über die modernen museologischen Aspekte der auf ihn zukommenden Aufgabe informieren zu lassen,<sup>47</sup> sofort zu und trat seinen Dienst als erster hauptamtlicher Museumskonservator der „Kunst“ am 5. Januar 1928 an.<sup>48</sup> Der Vorstand, damals neben Hoppe und Ritter als den beiden maßgeblichen Mitgliedern bestehend aus dem Volksschulkonrektor und ausgebildeten Kunstmaler Jaques Roskamp<sup>49</sup> (Protokollführer), dem Porzellanwarenhändler und Porzellanmaler Konrad Kruse<sup>50</sup> (Schatzmeister) sowie dem Leiter der Kaiserin-Augusta-Oberschule für Mädchen Dr. Hinrich Zahrenhusen<sup>51</sup> (niederdeutsche Sprache), dem reformierten Pastor Lic. Ernst Kochs<sup>52</sup> (Kirchengeschichte), dem Kaufmann Bernhard de Vries (Münzen), dem Telegrapheninspektor Fritz Thole<sup>53</sup> (Genealogie), dem Schiffsmodellbauer

44 OLME-AK, Protokolle Dienstagssitzungen, Bd. 29, Vorstandssitzung vom 21.12.1927.

45 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. S. 28.

46 Auf diesen, der in den Auseinandersetzungen um die Gleichschaltung der „Kunst“ 1933/34 einer der Hauptakteure auf Seiten der Provinzialverwaltung war, wird im 2. Kapitel dieses Aufsatzes näher eingegangen.

47 Das ergibt sich aus einer von Ritter wohl als Gedächtnisstütze angelegten Zeittafel, in der für die Jahre 1927 bis 1930 alle für den Gang der Auseinsetzung zwischen ihm bzw. dem „Kunst“-Vorstand und Fastenau wichtigen Gegebenheiten aufgelistet sind, NLA AU Dep. 87, Nr. 83. Für November 1927 ist darin vermerkt: „Fastenau bei Jacob-Friesen in Hannover auf meinen Vorschlag“.

48 In der Zeittafel Ritters, heißt es zum 4.1.1928 „Fastenau trifft ein (bei Hoppe)“ und zum 5.1. „mit Fastenau in der „Kunst“, NLA AU Dep. 87, Nr. 83.

49 Heiko Jörn, Art. Jaques Roskamp, in: BLO, Bd. 4, S. 365-367, und Walter Baumfalk, Bildende Kunst in Ostfriesland im 20. und 21. Jahrhundert. Ein Künstlerlexikon, Aurich 2016, S. 368-369.

50 Hans-Peter Glimme, Ostfriesisches Landesmuseum: Kunstwerk des Monats März 2003 (1). Ein Emdener Teeservice der 1920er Jahre, <http://www.landmuseum-emden.de/303-0-68> [Abruf: 18.08.2016]. Konrad Kruse betrieb das von seinem Vater Hinrich Aiko Kruse 1871 gegründete Geschäft, dessen Spezialität darin bestand, von auswärtigen Manufakturen hergestelltes weißes Porzellan selbst in chinesischem oder japanischem Stil zu bemalen, in zweiter Generation. Es hatte seinen Sitz im Haus Wilhelmstraße 35, heute Ecke Neutorstraße / Zwischen beiden Bleichen.

51 Martin Tielke, Art. Hinrich Zahrenhusen, in: BLO, Bd. 4, S. 449-451.

52 Walter Hollweg, Nachruf auf Pastor Lic. Ernst Kochs, in: EJB 42, 1962, S. 165-169.

53 Martin Tielke, Art. Fritz Thole, in: BLO, Bd. 1, S. 348-349.

Friedrich Barth<sup>54</sup> und dem Bauunternehmer Fritzen (Aufsicht über das Gebäude), die als Beisitzer jeweils eines der Arbeitsgebiete der „Kunst“ leiteten, verzichtete darauf, Fastenau einen genau umrissenen Arbeitsauftrag vorzugeben, weil seine Generalaufgabe, das Museum zu einer Volksbildungsstätte umzugestalten, ja ohnehin klar war. Er sollte sich vielmehr zunächst mit den Gegebenheiten und Problemen des Museums vertraut machen und daraus dann ein Konzept für die anstehende Neuausrichtung entwickeln.

Schon in dieser ersten Phase seiner Tätigkeit für die „Kunst“ ergab sich – von beiden Seiten zweifellos unbeabsichtigt – eine Konstellation, die das Verhältnis zwischen Fastenau und Ritter belastete und die Erfüllung der von ersterem zu erfüllenden Aufgabe von Anfang an erheblich erschwerte. Während nämlich Fastenau davon ausging, er werde von Ritter gründlich in die Sammlungsbestände eingeführt, bekomme die dazu vorhandenen Kataloge und Protokolle sowie alle einschlägige Literatur und sonstige wichtige Unterlagen zur Verfügung gestellt und werde außerdem systematisch vertraut gemacht mit den aus der Abgelegenheit des Landes erwachsenen kunst- und kulturhistorischen Besonderheiten seiner ostfriesischen Heimat, die ihm nach fast drei Jahrzehnte langer Abwesenheit ein Stück weit fremd geworden war,<sup>55</sup> hielt Ritter sich im Gegenteil ganz bewusst zurück, weil er Fastenau nicht dreinreden wollte und darauf hoffte, dass dieser von sich aus das Gespräch über seine Pläne suchen werde.<sup>56</sup> So blieb es dabei, dass Fastenau „auf Weisung“ seines Verwandten Hoppe versuchte,<sup>57</sup> „durch Dienstbeflissenheit, Höflichkeit und Zuvorkommenheit“ Ritter für sich zu gewinnen. Wenn dieser wie üblich abends gegen 6 Uhr in die „Kunst“ kam, bot er ihm daher stets sofort seine Dienste an, was jedoch durchweg „kurz angebunden“ abgelehnt wurde, und begleitete ihn anschließend „höflich“ auf dem Nachhauseweg, alles mit dem Ziel, „ihm menschlich näher zu kommen“.

Auf den damals knapp 72 Jahre alten Ritter, der ganz in seiner eigenen Welt lebte, als Junggeselle zweifellos ein Stück weit kauzig geworden, insgesamt wohl wenig flexibel und im gesellschaftlichen Umgang wahrscheinlich nicht sonderlich geschliffen war, wird dieses Bemühen dagegen vermutlich eher überzogen und aufgesetzt gewirkt haben, jedenfalls fiel seine Reaktion darauf sehr zurückhaltend aus. Möglicherweise hätte sich das Verhältnis anders entwickelt, wenn Fastenau damals deutlich den Wunsch und die Bereitschaft gezeigt hätte, von Ritter und seinem großen Wissen in allen Ostfrisia lernen zu wollen, doch da die Fragen, die Fastenau „im Interesse meiner Arbeit an ihn stellen musste“, offenbar nicht erkennbar von einem eindringlichen Verlangen nach Ritters Rat und Hilfe beseelt waren, sondern sich auf das Notwendigste beschränkten, erhielt er „immer nur knapp Antwort“ und stufte daher Ritters Grundhaltung gegen sich schon bald „als unfreundlich“ ein, ohne dass sich ihm ein konkreter Grund dafür erschließen wollte.

Ob Fastenau damals tatsächlich bereit gewesen wäre – wie er, allerdings erst im reflektierenden Rückblick mehrere Jahre später, behauptet hat –, sich „Ritter

54 Jaques R o s k a m p , Nachruf Friedrich Barth, in: EJB 29, 1949, S. 93-94.

55 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 37-38.

56 Das ergibt sich aus einem ganz offenbar im Mai 1928 angefertigten Vermerk Ritters, der als solcher nicht erhalten ist, aber in einem Schreiben Kappelhoffs an Schatzrat Hartmann vom 31.05.1934, OLME-AK, A 10, Nr. 154, auszugsweise wörtlich zitiert wird.

57 Dieses und die nächstfolgenden wörtlichen Zitate nach NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 36-37.

unterzuordnen, wenn er sich mir als menschlich achtbar und vertrauenswürdig und an Sachkenntnis überlegen gezeigt hätte“, wird sich naturgemäß nie klären lassen. Angesichts der letztgenannten Bedingung darf jedoch mit gutem Grund vermutet werden, dass sich das Verhältnis zwischen den beiden auf jeden Fall spannungs- und konfliktgeladen entwickelt hätte, denn Fastenau war unbestreitbar und auch von seinen Kritikern nie bestritten ein höchst kenntnisreicher und in und für Ostfriesland damals wohl einmaliger Kunsthistoriker, gerade deshalb aber auch ein von sich und seinen Fähigkeiten sehr überzeugter und zudem auf jede Kritik überaus empfindlich reagierender Mensch,<sup>58</sup> der in Ritter trotz der „ungeheure(n) Weite (nicht Tiefe!) seines Wissens“ auf den meisten Arbeitsgebieten, mit denen die „Kunst“ zu tun hatte, nur einen überheblichen Dilettanten ohne Ziel und Grenze sehen wollte.<sup>59</sup>

Dass er einen solchen Menschen jetzt zum Vorgesetzten hatte und auch noch „ex officio“ als Berichterstatter an den Dienstagssitzungen teilnehmen musste, die mit den „schulmeisterlich trockenen Ausführungen“ Ritters „eher einschläfernd als anregend“ auf ihn wirkten,<sup>60</sup> war daher für Fastenau nur schwer zu ertragen und beeinträchtigte die Kommunikation zwischen ihm und Ritter von Anfang an in hohem Maße. Was zur Lösung der vor ihm liegenden Aufgabe unverzichtbar war, nämlich täglicher Austausch über alle anstehenden Fragen und Probleme, fand kaum statt, und so war die aus den wechselseitig enttäuschten Kommunikationswartungen der ersten Wochen erwachsene Sprachlosigkeit symptomatisch für die gesamte Zeit von Fastenaus Tätigkeit in Emden und für das Verhältnis zwischen den beiden wichtigsten Beteiligten an der Operation „Neuordnung des Museums“ überhaupt. Diese völlig unzureichende Kommunikation war die eine der beiden Hauptwurzeln des Konflikts, die maßgeblich zum Scheitern Fastenaus beigetragen hat.

Die andere, von der erstgenannten nur bedingt zu trennen, lag darin, dass der neue Konservator sich zwar selbst als „Museumsmann“ einstufte,<sup>61</sup> es tatsächlich aber allenfalls ansatzweise war.<sup>62</sup> Zum einen lag seine ohnehin nur kurze Tätigkeit am Provinzialmuseum in Hannover bereits fast 20 Jahre zurück und hatte zu einer Zeit stattgefunden, in der von einer konzeptionellen Neuausrichtung der Museen auf das Ziel „Volksbildungsstätte“ im Museumsalltag wohl noch gar nichts zu spüren gewesen war, so dass er die im wesentlichen erst nach dem Ersten Weltkrieg entwickelten Prinzipien und Methoden der neuen Museumsdidaktik höchstens vom Hörensagen kannte.<sup>63</sup> Zum zweiten waren in einem Museum wie dem in

58 So in einem Schreiben des „Kunst“-Vorstands an das Landesdirektorium Hannover vom 21.09.1933, OLME-AK, A 10, Nr. 82. In diesem Schreiben heißt es an anderer Stelle, bei Fastenau „hochgradigen Empfindlichkeit“ habe es der Vorstand überhaupt nach Möglichkeit vermieden, „ihm allzu viel in seine Arbeit hineinzureden“.

59 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 33.

60 Ebenda, S. 35.

61 So in seiner bereits behandelten Anfrage nach einer Beschäftigungsmöglichkeit in Emden vom 01.03.1927, NLA AU Dep. 87, Nr. 587.

62 Auch Ritter äußerte bereits frühzeitig Zweifel daran, ob Fastenau sich überhaupt „im strengeren Sinne als ‚Museumsfachmann seit 20 Jahren‘ bezeichnen“ dürfe, da er doch seit seinem Ausscheiden aus dem Provinzialmuseum Hannover im Jahre 1910 mit Museumsaufgaben nichts mehr zu tun gehabt habe, so in einem undatierten, aber nach diversen inhaltlichen Elementen höchstwahrscheinlich aus dem Sommer 1928 stammenden Vermerk zur Neuordnung der Sammlungen, NLA AU Dep. 87, Nr. 333.

63 Fastenau räumte selbst ein, dass er „mit den Errungenschaften der Museumstechnik seit langem

Emden über die Kunstgeschichte hinaus vertiefte Fachkenntnisse auch in anderen Wissenschaftssparten erforderlich, namentlich der Ur- und Frühgeschichte und der Volkskunde, über die Fastenau nicht verfügte – das war vorher bekannt und wurde vom „Kunst“-Vorstand auch akzeptiert –, die er im Wege des Selbststudiums und der Fortbildung aber in ausreichendem Maße hätte erwerben können, wenn er denn dazu bereit gewesen wäre. Das war er jedoch nicht, sei es, weil ihn wie bei der Ur- und Frühgeschichte die Materie ohnehin kaum interessierte,<sup>64</sup> sei es, weil er in seinen hohen Ansprüchen an sich selbst ein auf so erworbenem Wissen basierendes Handeln nicht anders als Dilettantentum einstufen konnte, für das er sich zu schade war, und deshalb jeden Versuch, sich einem solchen Gebiet auch nur anzunähern, von vornherein ablehnte.<sup>65</sup>

Zum dritten schließlich fühlte er sich als wissenschaftlich hoch qualifizierter Kunsthistoriker nicht nur Ritter mit seinem zwar fleißig zusammengetragenen reichhaltigen, aber nach Fastenaus Urteil inhaltlich nicht souverän durchdrungenen Wissen weit überlegen,<sup>66</sup> sondern im Museumsalltag mit seinen oft sturen Katalogisierungs-, Inventarisierungs-, Beschreibungs-, Beschriftungs- und sonstigen Ordnungsarbeiten auch meist völlig unter Wert eingesetzt. Diesen Aufgaben, die doch die Grundlage für die angestrebte Umwandlung des Museums in eine Volksbildungsstätte bildeten, ging Fastenau daher so weit wie möglich aus dem Wege; im Zweifel musste dabei fehlende fachwissenschaftliche Vorbildung als Begründung dafür herhalten, dass er bestimmte Dinge eben „nicht zu leisten vermochte“.<sup>67</sup> Wenn der Vorstand, d.h. Ritter, dem in knapp 40 Jahren Schultätigkeit zweifellos eine Art pädagogische Hartnäckigkeit zugewachsen war, dennoch immer wieder auf der regelmäßigen und sorgfältigen Erfüllung dieser dienstlichen Pflichten bestand, dann führte das jedes Mal zu heftigen Auseinandersetzungen, für die Fastenau stets Ritter allein verantwortlich machte, während er sich selbst immer nur in der Opferrolle als „das Ziel seiner gehässigen Angriffe“ sah. Von Ritter seien ihm auch „Dinge zugebracht“ worden, „die museumstechnisch undurchführbar und wissenschaftlich für mich nicht zu vertreten waren“. In solchen Fällen bei Ritter nachzufragen oder sich mit diesem, wie es doch eigentlich geboten gewesen wäre, in der Sache gründlich auszutauschen, war in Fastenaus Augen aber erst recht keine Option, denn dann „wäre ich ganz in seine Abhängigkeit geraten und sicher noch mehr schikaniert worden, als es gemeinhin schon der Fall war“. Eine so von Grund auf verfahrenre Konstellation, auf deren „Sumpfboden“ Fastenau nur „Lüge, Betrug, Haß und Mißtrauen“ als die von Ritter gehegten

---

nicht mehr vertraut war“, NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 39.

64 Dass ihm die Einarbeitung in die Urgeschichte schwer gefallen sei, begründete er neben seinen sehr geringen Vorkenntnissen damit, dass „mich auch meine Neigung nicht dorthin zog“, ebenda, S. 87.

65 In einem Brief Hoppes an Jacob-Friesen vom 24.10.1933, OLME-AK, A 10, Nr. 111, spricht dieser davon, dass sich der Konservator eines so vielfältige Sparten abdeckenden Museums wie des in Emden „notgedrungen“ auch in ihm bislang fremde Gebiete einarbeiten müsse, und verweist dabei auf das Beispiel des Groninger Prähistorikers van Giffen, der zugleich das Museum in Assen leitete und sich deshalb auch „um alte Kleider, Münzen und was nicht alles“ zu kümmern hatte. Dieser habe es „trotz geringen Interesses für diese Dinge“ geschafft, ausreichende Kompetenzen dafür zu erwerben. Fastenau dagegen habe das „nicht fertig gebracht, ja direkt abgelehnt, und das ist es auch gewesen, was ihn mit der Leitung der „Kunst“ schließlich auseinander gebracht hat“.

66 Siehe oben, S. XXX [Text zu Anm. 59]. [QUERVERWEIS]

67 Dieses und die nächstfolgenden Zitate nach NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 105-106.

Pflanzen wachsen sah,<sup>68</sup> musste daher über kurz oder lang zum Scheitern des Projektes führen, die Frage war nur, wann und unter welchen Begleitumständen dies den Beteiligten deutlich werden würde.

Ein wenig Kommunikation zwischen den beiden hat es in der Anfangszeit aber doch gegeben, denn nachdem Fastenau lange ganz unschlüssig gewesen war, in welchen Teilen der Sammlungen er mit der Neuordnung beginnen solle, hatte er schließlich auf Ritters Rat<sup>69</sup> mit dem Treppenhaus im Museumsanbau von 1887 und mit den Räumen in dessen Untergeschoss den Anfang gemacht, in denen die sog. „Altertümer“ untergebracht waren. Wie es dort vorher aussah, hat Fastenau in diversen Zeitungsartikeln über die damalige Neuordnung selbst anschaulich beschrieben.<sup>70</sup> Demnach waren die Räume „mit den verschiedenartigsten Gegenständen überfüllt und machten so mehr den Eindruck von Magazin- als von Schauräumen. Im Treppenhaus befanden sich Gegenstände der kirchlichen Kunst, Fliesen und Wetterfahnen, im folgenden Raum abermals kirchliche Gegenstände, ferner Schlitten, ein Webstuhl, ein Standbild Kaiser Josephs II. von Oesterreich, vorgeschichtliche Einbäume, Zunfttafeln, ein Kamin aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, Ofenplatten, Bauteile der Gotik, Renaissance und späteren Zeit in Originalen und Gipsabdrücken und Fliesen.“ Der anschließende zweite, wesentlich größere Raum enthielt in diversen Schränken und einer Vitrine vor- und frühgeschichtliche Altertümer, in weiteren Schränken waren „Keramik und Kleingerät verschiedenster Art, so Zunftsachen, Rauchutensilien, Schlösser und Schlüssel, Waagen und Gewichte“ sowie „außerostfriesische Altertümer und ethnographische Gegenstände, teils Trachten“ ausgestellt. Außerdem „sah man Wandvertäfelungen, Zunft- und Schützentafeln und Truhen“, und von der Decke „hingen Fahnen, Ladenbretter mit Tüten und Waagschalen und aufgespannte Schirme herab.“ Im dritten und letzten Raum gab es einen „Schreibtisch, ein(en) Webstuhl und kleineres Gerät“, weiter „eine große Kutsche (Schleife) und ein(en) Schlitten“, dann einen „Tisch mit Schiffsmodellen“, unter dem man „Tierknochen, Geweihe und Schädel“ erblickte. Auf einem anderen Tisch waren „Kuchenformen ausgelegt“, und schließlich gab es neben einem „großen Glaschrank mit Kuchenformen, Kämmen, Gläsern, Beleuchtungsgerät und anderem“ noch eine „Vitrine mit Trachten, besonders Schuhen und Hauben“ – kurz, das Emdener Museum war in allen Belangen noch klar ersichtlich auf dem Stand eines mit vielfältigem Allerlei unterschiedlichster Qualität, das nur eine Voraussetzung erfüllen musste, nämlich alt zu sein, völlig überfüllten Raritätenkabinetts,<sup>71</sup> wie es

68 Ebenda, S. 67-68.

69 Das ergibt sich aus einer undatierten, aber mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem Herbst 1928 stammenden kritischen Selbstreflexion Ritters über seine Haltung zu Fastenau, NLA AU Dep. 87, Nr. 333, in der er u.a. die ersten Wochen von dessen Emdener Tätigkeit rekapituliert.

70 Das folgende nach dem ausführlichen Bericht Fastenaus „Die Neuordnung der Sammlungen der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer in Emden“, der in der Oldenburgischen Landeszeitung vom 04.05.1928 und, zweifellos wortgleich, in den Tagen des Monatswechsels April/Mai 1928 auch in diversen ostfriesischen Tageszeitungen erschienen ist. Der erstgenannte Abdruck findet sich als Zeitungsausschnitt in NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 43-45.

71 „Neben Wertvollstem steht minder Wertvolles, ja Wertloses. Der Besucher empfängt den erschütternden Eindruck eines wirren Durcheinanders, ja einer Rumpelkammer. Es wird durch die Ausstellung keine einheitliche Wirkung erzielt“, so Louis Hahn in seiner im Januar 1934 auf Bitten Alexander Dorners verfassten mehrseitigen Darlegung „Das Kulturleben der Stadt Emden“, NLA HA Hann. 152, Acc. 68/94, Nr. 14.

für so viele Museen im Deutschland des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts so typisch war.<sup>72</sup>

Welchen inhaltlichen Kriterien das Neuordnungskonzept, das Fastenau dem Vorstand am 21. Februar 1928 zur Billigung vorlegte,<sup>73</sup> im einzelnen folgte, ist nicht mehr genau nachzuvollziehen – Fastenau selbst jedenfalls geht darauf nicht ein, und eine größere Diskussion dazu scheint es in der Vorstandssitzung, in der Ritter sich nicht äußerte,<sup>74</sup> auch nicht gegeben zu haben –, hier aber auch nicht weiter von Belang. Unzweifelhaft aber ist, dass die wenige Tage später begonnenen Umgestaltungsarbeiten einen wichtigen Teil der Grundanforderungen erfüllten,<sup>75</sup> die an ein als Volksbildungsstätte ausgestaltetes Museum zu stellen waren.

In den demnach vom Magazin fortan getrennten Schauräumen wurde die Menge der ausgestellten Stücke deutlich reduziert und nach Sachgruppen geordnet aufgestellt,<sup>76</sup> um bei den Besuchern von vornherein möglichst jegliche Verwirrung zu vermeiden, während alles Unwichtige und thematisch Unpassende ins Magazin kam. Allerdings stieß diese Trennung wegen der großen Raumnot – nur auf dem Dachboden und im Gebäude der ehemaligen reformierten Gemeindegemeinschaft gab es überhaupt so etwas wie Magazinräume – immer wieder an Grenzen und musste daher unvollkommen bleiben, während andere der avisierten Umgestaltung des Museums an sich förderliche Maßnahmen, etwa ein Neuanstrich der Wände oder die Anschaffung besserer Schauschränke und Ausstellungsvitrinen, aus finanziellen Gründen unterblieben. Bei schweren Objekten wie den mittelalterlichen Steinsärgen schließlich galt es auch statische Zwänge zu beachten, was die Gestaltungsfreiheit weiter einschränkte. So mussten wegen des Steinfußbodens im Treppenhaus die kirchlichen Objekte in dessen unterem Teil verbleiben und konnten lediglich etwas anders als vorher arrangiert und mit einigen Gemälden biblischen Inhalts ergänzt werden.

Im ersten der unteren Schauräume, in dem, ebenfalls aus statischen Gründen, der steinerne Kamin und die auf einem gemauerten Sockel stehende überlebensgroße Kaiserstatue ihren Platz behielten, fanden einige Glasschränke mit rheinischem Steinzeug und sonstiger Keramik, mit Gebrauchsgegenständen aller Art sowie mit Maßen, Waagen, Gewichten, Rauchutensilien etc. Aufstellung; in die Wände waren außerdem Fliesen, dekorativer profaner Bauschmuck und andere Steinskulpturen eingemauert. Der anschließende große zweite Raum wurde in der Mitte durch eine leichte Holzwand zweigeteilt und zeigte im vorderen Teil Objekte aus dem Bereich Zünfte und Gewerbe, während der hintere Teil dem Komplex Handel und Verkehr gewidmet war und zusätzlich einige Trachten enthielt. Der letzte der nunmehr vier Räume im Untergeschoss nahm sämtliche Glasschränke mit den umfangreichen ur- und frühgeschichtlichen Sammlungen

72 Zu den entsprechenden Gegebenheiten im Provinzial-, späteren Landesmuseum Hannover vgl. K a t e n h u s e n , S. 24-25, 30 und 32.

73 So festgehalten in der von Ritter angelegten Zeittafel NLA AU Dep. 87, Nr. 83. Fastenau selbst spricht nur von „Mitte Februar“, NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 39.

74 Während Fastenau dies, jedenfalls im Nachhinein, als Nichtzustimmung deutete – „alle Vorstandsmitglieder stimmten meinem Plan zu, mit Ausnahme Ritters, der sich, ohne irgendwelche Einwendungen zu machen, in Stillschweigen hüllte“, ebenda, S. 40 –, folgte Ritter nur seinem sich selbst auferlegten Gebot, Fastenau nicht dreinzureden, s.o. S. XX [MANUSKRIP T S. 18. [QUERVERWEIS]]

75 Zeittafel Ritter: „23.2. Beginn der Umgestaltung“, NLA AU Dep. 87, Nr. 83.

76 Das folgende nach Fastenaus Zeitungsbericht über die Umgestaltung, wie Anm. 70.

auf, die, wie Fastenau betonte, allerdings noch einer gründlichen wissenschaftlichen Bearbeitung bedürften und daher in ihrer Präsentation voraussichtlich noch eine Änderung erfahren würden. Auch wies er abschließend darauf hin, dass für alle Abteilungen noch „eine durchgehende Neuetikettierung“, also eine erklärende und einordnende Beschriftung, beabsichtigt sei.

Trotz dieser und weiterer von Fastenau selbst eingeräumter unerledigter Arbeiten lautete die maßgebliche Botschaft seines Berichts, dass die Neuordnung der unteren Museumsräume schon im Frühjahr 1928 „zum Abschluß gelangt“ sei. Aus dieser nicht nur in den lokalen und regionalen Zeitungen, sondern auch – gegen Ritters ausdrücklichen Rat –<sup>77</sup> in einem deutschlandweit verbreiteten kunstwissenschaftlichen Fachorgan<sup>78</sup> öffentlich verkündeten Aussage erwuchs sofort eine grundsätzliche Auseinandersetzung zwischen ihm und Ritter über den Umfang der in Emden zu erfüllenden Aufgabe und über die Frage, was denn alles getan werden müsse, damit aus einem Museum wie dem der „Kunst“ tatsächlich eine Volksbildungsstätte werden könne. Als Ritter nach dem Erscheinen der Zeitungsartikel sein bisheriges bewusstes Schweigen aufgab und Fastenau fragte, wie er denn von einem „Abschluss der Neuaufrichtung“ sprechen könne, da doch nicht mehr als die ersten Schritte getan seien und diverse dazu erforderliche weitere Komponenten, wie z. B. die Etikettierung, noch fehlten, fühlte sich dieser völlig zu Unrecht kritisiert, versuchte sophistisch zwischen den physisch-praktischen eigentlichen Umräumarbeiten, die doch tatsächlich zum Abschluss gekommen seien, einerseits und den teilweise noch fehlenden ergänzenden Maßnahmen andererseits zu unterscheiden. Im übrigen verwies er auf die auch in vielen anderen „sonst wohlgeleiteten Museen nur mangelhaft durchgeführte“ Beschriftung und darauf, dass „diese zeitraubende Arbeit nur nach und nach geleistet“ werden könne,<sup>79</sup> eine nicht gerade überzeugende und in sich auch keineswegs widerspruchsfreie Rechtfertigung.

Ritter sah sich daher veranlasst, seine zunächst nur gesprächsweise geäußerten Einwände in einem Schreiben an Fastenau noch einmal ausführlich darzulegen und zu fragen,<sup>80</sup> ob mit der Neuordnung der ersten Monate das Ziel, das Museum zu einer Volksbildungsanstalt umzugestalten, „wohl wirklich schon irgendwie erreicht“ worden sei, denn „schon wegen des Fehlens jeder Erläuterung“ schien ihm die dazu erforderliche Arbeit „noch in den ersten Anfängen zu stehen“. Mit dem Blick sowohl darauf als auch auf die „augenblicklich chaotische vorgeschichtliche Sammlung“ hielt er jedenfalls „die etwas anspruchsvolle

77 So Ritter in einer undatierten, wahrscheinlich aus dem Herbst 1928 stammenden kritischen Selbstreflexion seines Verhaltens gegenüber Fastenau, NLA AU Dep. 87, Nr. 333.

78 Jan Fastenau, EMDEN. Neuordnung der Sammlungen der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer, in: Kunstchronik und Kunstliteratur. Beilage zur Zeitschrift für bildende Kunst, 62. Jg., Leipzig 1928/29, hier Heft 3, Juni 1928, S. 28. Die Beilage war zugleich das Verbandsblatt des Verbandes der deutschen Kunstgewerbevereine. Fastenaus Text ist überwiegend gleichlautend mit seinem in den regionalen Zeitungen erschienenen Artikel über die Museums-umgestaltung, nur der erste, den vorherigen Zustand beschreibende Teil ist gestrichen, wodurch die Verständlichkeit des zweiten Teils für Leser ohne Vorkenntnisse zu den Emdener Gegebenheiten ein wenig leidet.

79 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 46.

80 Dieses Schreiben Ritters an Fastenau vom 16.05.1928 ist nicht erhalten, doch ergibt sich dessen ursprüngliche Existenz sowohl aus Ritters Zeittafel, NLA AU Dep. 87, Nr. 83, als auch aus Fastenaus Antwort darauf (vgl. Anm. 83).

öffentliche Bekanntgabe eines Abschlusses [der Neuordnung, B.K.] im Vergleich mit dem elenden früheren Zustande“ für „eine nicht ungefährliche Verkennung des tatsächlich Erreichten“.<sup>81</sup>

Diese im Wissen um das Volumen der Gesamtaufgabe ergangenen Mahnungen Ritters zur Zurückhaltung einerseits und Fastenaus früh-, ja vorzeitiges Drängen an die Öffentlichkeit andererseits spiegeln über die bereits vorgenommene Analyse hinaus auf ganz typische Weise die Grundkonstellation des Konflikts wider, der seine Wurzeln nicht zuletzt auch in den völlig unterschiedlichen Charakteren beider Kontrahenten hatte: hier der nüchtern-trockene ehemalige Schulmeister, dem Genauigkeit bis ins Detail und Pflichterfüllung auch bei im Einzelfall fehlender Neigung eine Selbstverständlichkeit waren,<sup>82</sup> dort der in eher höheren Sphären schwebende Kunsthistoriker, der von seinen wissenschaftlichen Qualitäten und seinen hervorragenden, zumindest im ostfriesischen Rahmen unübertroffenen Fachkenntnissen zutiefst überzeugt war, sich deswegen anderen überlegen fühlte und großen Wert auf öffentliche Anerkennung legte, die Niederungen des Museumsalltags aber gerne mied und sich stattdessen lieber mit Dingen befasste, die er für höherwertig hielt.

Von dieser Haltung ist auch Fastenaus Stellungnahme zu Ritters Kritik durchgehend bestimmt.<sup>83</sup> Nach etwas herablassend klingenden Ausführungen über den Gang der museologischen Entwicklung in Deutschland seit der Jahrhundertwende, deren Zweck es wohl war, den Eindruck zu erwecken, als habe Ritter davon noch nichts gehört, nahm er zum Ausgangspunkt seiner eigentlichen Entgegnung zum einen die Feststellung, dass Ritter zwar große Verdienste habe, aber inzwischen alt und eben kein Kunsthistoriker sei, sowie zum anderen die Forderung, dass ihm in seinem Amt als Emdener Museumskonservator ein großes Maß an Handlungsfreiheit zustehe. Dies müsse vom Vorstand, der seinen Neuordnungsplan doch gebilligt habe, als Grundlage seines Dienstverhältnisses auch akzeptiert werden. Wenn Ritter, der diverse von Fastenaus Einzelmaßnahmen kritisch hinterfragt und z.B. mehrfach auf eine unzureichende Berücksichtigung und Einbeziehung ortsgeschichtlicher Zusammenhänge in die neue Präsentation hingewiesen hatte, meine, er sei bei der unumgänglichen Entlastung der Schauräume zu radikal vorgegangen, dann fehle ihm eben das richtige Verständnis, denn von Fachleuten würden seine Schritte eher als nicht weit genug gehend eingestuft.

Zwar räumte er ein, dass die Unterbringung der ausgeschiedenen Objekte im Magazin unzureichend sei, aber dieser Mangel resultiere aus dem generell viel zu knappen Raum und dürfe deshalb ihm nicht angelastet werden. Auch die noch ausstehende Neuordnung in den durchweg viel zu vollen Ausstellungsschränken leugnete er nicht, aber dies sei ebenfalls begründet in fehlenden Magazinkapazitäten; er könne schließlich erst und nur dann für eine gute Etikettierung und

81 So in dem auszugsweise in einem Schreiben Kappelhoffs an Schatzrat Hartmann vom 31.05.1934, OLME-AK, A 10, Nr. 154, zitierten, aber selbst nicht erhaltenen Vermerk Ritters, der im Frühsommer 1928 angefertigt worden sein muss.

82 So vermerkte er auf dem an den „Kunst“-Vorstand gerichteten Schreiben Fastenaus vom 27.07.1932, mit dem dieser die künftige Berichterstattung über die Diensttagssitzungen ablehnte, weil ihm diese Aufgabe offenbar nicht liege: „Es gibt vieles im Leben, was einem ‚nicht liegt‘ und was man aus Pflichtgefühl doch tun muss.“, ebenda, Nr. 5.

83 Die Stellungnahme Fastenaus vom 21.05.1928, ebenda, Nr. 1, ist sehr umfangreich und umfasst neun Seiten.

Beschriftung der Ausstellungsstücke sorgen, wenn diese vorher massiv reduziert worden seien. Ein Teufelskreis also – ohne ausreichenden Platz keine vollständige Neuordnung und keine sachgruppenweise Lagerung im Magazin, und ohne diese wiederum weder eine Möglichkeit zur angemessenen Etikettierung und Beschriftung der ausgestellten Objekte noch zu der von Ritter ebenfalls dringend angeordneten Inventarisierung der Neuzugänge und aller Sammlungsgegenstände überhaupt –, den Fastenau elegant zu seiner Entlastung benutzte und damit nahezu alle kritischen Einwände ins Leere laufen ließ. Die Inventarisierung als trockene Materie habe er auf Ratschlag aus dem Provinzialmuseum Hannover aber auch deswegen vorläufig zurückgestellt, um zunächst mit der Neuordnung der Schauräume ein publikumswirksames Ergebnis zu erzielen, denn der Stand der hinter den Kulissen stattfindenden Ordnungs- und Erschließungsarbeiten – er sagte es nicht, legte es aber indirekt stillschweigend nahe – interessiere die Museumsbesucher doch ohnehin nicht, womit er abermals deutlich machte, dass er die museale Alltagsarbeit als höchstens zweitrangig einstufte. Um diese erledigen zu können, fehlten ihm als bislang Nichtbeteiligtem im übrigen alle Vorkenntnisse zu Provenienz und Erwerb der Objekte sowie die dazu vorhandenen Unterlagen, und auch die Ordnung der Bibliothek sei so, dass sich nur Ritter selbst darin auskenne. Weiter mangle es an den Voraussetzungen für die zu einer erfolgreichen Umgestaltung des Museums eigentlich notwendigen bestandserhaltenden Maßnahmen (Werkstatt, technisch entsprechend vorgebildeter Mitarbeiter u.ä.), und schließlich brauche auch der Museumsleiter selbst für erfolgreiche Arbeit einen angemessen ausgestatteten und beheizbaren Arbeitsraum.

Mit diesen überwiegend am Idealfall eines Museums ausgerichteten Argumenten stellte sich Fastenau also auf den Standpunkt, von ihm werde etwas verlangt, was nach den in Emden vorhandenen Rahmenbedingungen gar nicht zu leisten sei, so dass auch die von Ritter angeführten berechtigten Monita nicht ihm angelastet werden dürften. Er benutzte damit ein Argumentationsmuster, nach dem die raue Wirklichkeit dem Wünschbaren eben auf vielfältige Weise entgegen stehe, und entzog auf diese Weise auch berechtigter Kritik von vornherein die Grundlage. Dabei waren Ritters damalige Bemerkungen zu Fastenaus Neuordnung keineswegs überzogen kritisch oder gar böswillig, sondern durchweg konstruktive Vorschläge und rein an der Sache bzw. an praktischen Aspekten orientierte Fragen.<sup>84</sup> So hielt er zu den einzelnen Ausstellungsabteilungen u.a. fest: „Wäre ein Umgang um die Glocken (wegen der Inschrift) möglich?“, „Den Dollart-Taufstein aus seinem Versteck hervorholen.“ oder „Das Aquarell des Emders Zollhauses v. 1583 (unter die große Ansicht von Emden statt des jetzt darunter hängenden verschmutzten niederl. Bildes.“ (Treppenhaus); „Die Zinnkrüge auf den Truhen stehen zu niedrig und sind Diebstählen ausgesetzt.“ und „Die Fahnen, weil sie jetzt gehängt sind, verdunkeln die Ostwand mit den Giebelsteinen.“ (Raum III) oder „Umgang um die Moorleiche möglich?“ (Raum V). Allenfalls in seinem Hinweis zu Raum IV „Wenn das ‚Störtebeker-Hemd‘ die Bezeichnung ‚Sogenanntes Störtebeker-Hemd‘ erhielte, so würde der wissenschaftliche Ruf des Herrn Dr. Fastenau nicht leiden“ lässt sich eine leichte ironische Spitze gegen diesen feststellen.

84 Das folgende nach Ritters anhand seiner Beobachtungen und Eindrücke in den neugestalteten Museumsräumen angelegten „Fortsetzung der früheren Notizen“ von Juni 1928, NLA AU Dep. 87, Nr. 333.

Der Versuch Fastenaus, der Kritik mit dem Verweis auf die viel zu geringe Raumkapazität generell die Grundlage zu entziehen, war in Ritters Augen aber auch deshalb höchst ärgerlich, weil das Raumproblem ja von Anfang an bekannt war.<sup>85</sup> Fastenau, dessen längerfristige Anstellung doch nur dadurch möglich sei, dass die „Kunst“ die eigentlich dringend notwendige Herausgabe ihrer Publikationen für längere Zeit aussetze, hätte daher in der Zeit, in der er nur provisorisch angestellt war, seine „kostspieligen radikalen Umwälzungen“ allenfalls dann beginnen dürfen, wenn er sich vorher sehr viel intensiver als geschehen über die konkret geplanten Maßnahmen mit dem Vorstand verständigt hätte. Wenn Fastenau sich nun auf den Standpunkt stelle, bei den gegebenen Rahmenbedingungen „doch nichts Rechtes machen zu können“, dann müsse das konsequenterweise zu der Erwägung führen, ob es rückblickend nicht besser gewesen wäre, ebenso wie die Naturforschende Gesellschaft<sup>86</sup> das 1926 offerierte Angebot des Hannoveraner Museumsdirektors Jacob-Friesens anzunehmen, „unter seiner Leitung durch einen seiner Museumsbeamten zunächst erst einen Teil der Sammlungen zu reorganisieren, statt eine Umgestaltung schon zu versuchen, für die vorläufig (...) die Hauptgrundlage, der ausreichende Raum, noch durchaus fehlt“.

Jetzt hatte man also nur einen Torso, dem entscheidende Elemente dessen, was ein als Volksbildungsanstalt ausgestaltetes Museum ausmache, noch fehlten. Wie weit sich Fastenau über diese Lücken und die zu deren Schließung erforderlichen Maßnahmen und Arbeitsschritte im einzelnen klar war, lässt sich nicht mehr feststellen, Ritter aber war, anders als seine Gegner ihm damals und später vorgeworfen haben, über das Konzept „Museum als Volksbildungsstätte“ und die zu dessen Realisierung erforderlichen methodischen Schritte und Hilfsmittel sehr genau – und vielleicht besser als Fastenau – informiert. Schlagend deutlich wurde das bald nach Ostern 1928 in einem Gespräch,<sup>87</sup> in dem Ritter Fastenau darum bat, „für die Orientierung des Publikums den Gegenständen doch auch Zettel mit kurzen schriftlichen Erklärungen beizulegen“, während dieser sich auf den Standpunkt stellte, „in einem Museum müssten die Gegenstände für sich selber sprechen“. Eine solche Anschauung, so bemerkte Ritter, die vielleicht, wenn auch nur mit Einschränkungen, bei Gemälden und plastischen Bildwerken passe, bei anderen Objekten wie etwa vorgeschichtlichen Funden aber nur dann überhaupt in Erwägung gezogen werden könne, wenn den Besuchern gedruckte Führer oder Kataloge zur Verfügung stünden, widerspreche „der Auffassung des Museums als Volksbildungsanstalt schnurstracks“. In einem solchen sei vielmehr anzustreben, dass „jeder Gegenstand auch den besonderen Ort seiner Herkunft erkennen ließe“. Das sei, wie jeder wisse, „der große oder kleine auswärtige Museen sah“, mit einer erläuternden Beschriftung allein nicht zu erreichen, sondern bedürfe

85 Das folgende nach einem undatierten, aber erkennbar aus dem Sommer 1928 stammenden Vermerk Ritters, ebenda.

86 In deren Museum war auf der Basis von Jacob-Friesens Angebot in einem ersten Schritt im Herbst 1927 die ethnographische Abteilung durch einen vom Provinzialmuseum entsandten Studenten neu gestaltet worden, weitere folgten in den nächsten Jahren, vgl. Caroline Schott, Eine neue Ära in unserer Geschichte – Das Museum der „Naturforschenden Gesellschaft zu Emden von 1814“, in: Aiko Schmidt (Hrsg.), 200 Jahre 1814-2014 Naturforschende Gesellschaft zu Emden von 1814, Emden 2014, S. 56-79, hier S. 66.

87 Der Bericht über das Gespräch und die daraus abgeleiteten Schlussfolgerungen finden sich in der bereits erwähnten kritischen Selbstreflexion Ritters über sein Verhältnis zu Fastenau aus dem Herbst 1928, NLA AU Dep. 87, Nr. 333.

mittels der dem Erläuterungstext hinzugefügten Inventarnummer der engen Verzahnung eines jeden Stücks mit dem Inventar. Darüber hinaus seien Gesamtüberschriften zu Räumen und ganzen Objektgruppen notwendig, weil selbst der interessierte Laie ohne solche Überschriften „über den größeren Zusammenhang und die Bedeutung der Einzelsachen in diesem ratlos bleibt“. All das aber fehle in Emden auch mehrere Monate nach der vollmundigen Meldung Fastenaus über einen Abschluss der Neugestaltung noch immer.

Trotz dieser Mängel wurde im Juli 1928, als die für die Umgestaltung des Museums bewilligten Fördermittel des Provinzialverbandes endgültig gesichert waren, Fastenaus bis dahin befristetes Anstellungsverhältnis in ein unbefristetes umgewandelt und sein Monatsgehalt auf 250 RM erhöht.<sup>88</sup> Zugleich aber nahm der Vorstand die bisherige Entwicklung zum Anlass, den Gang der Dinge künftig weit stärker als vorher zu steuern und Fastenaus Tätigkeit dementsprechend an konkrete Arbeits- und Zielvorgaben zu binden. In einer von Ritter damals aufgestellten Arbeitsagenda sind die für die Neuordnung der Sammlungen erforderlichen Schritte in vier Abschnitte gegliedert:<sup>89</sup> 1. müssten die ausgestellten Objekte mit Etiketten und kurzen Erläuterungen versehen werden, aus denen „die meist ganz uneingeweihten Besucher“ die „Herkunft und Bedeutung“ jedes einzelnen Stücks entnehmen könnten; dies sei „unentbehrlich, besitzt jedes moderner eingerichtete Museum“. 2. sei ein genaues Inventar aufzustellen, im Wesentlichen auf Basis der Protokolle der Dienstagssitzungen sowie der vorliegenden „Kunst“-Veröffentlichungen, soweit das aber nicht ausreiche, auf Basis mündlicher Rückfragen bei entsprechend kompetenten Personen. 3. müsse Fastenaus sich schnellstens „nach Kräften“ in die vorgeschichtlichen Sammlungen einarbeiten, weil er dann aus dem bereits verabredeten Besuch eines international anerkannten Fachmanns [von diesem wird gleich die Rede sein] desto größeren Nutzen ziehen könne – hier sprach der alte Pädagoge, der genau wusste, dass selbst erarbeitete Vorkenntnisse die beste Grundlage für künftige Lernerfolge sind.<sup>90</sup> Schließlich müsse 4. nunmehr ausnahmslos jeder Neuzugang zu den Sammlungen stets gleich nach seinem Eintreffen etikettiert und katalogisiert werden, weil andernfalls Feststellungen über seine Herkunft und Vorgeschichte später nicht mehr möglich seien. Am Ende mündete Ritters Agenda ein in eine Generalvorgabe, die als Resümee der bisherigen musealen Neuordnungsbemühungen die Arbeit Fastenaus zugleich in einem bezeichnenden Licht erscheinen lässt: „Zu erwägen wäre die vorherige Aufstellung eines Planes für die Weiterarbeit“. Dieser Satz bedarf wohl keines weiteren Kommentars!

Im Hinblick auf die Neuordnung der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung waren diese Schritte jedoch nicht ausreichend, weil Fastenaus als Kunsthistoriker über die dazu erforderlichen Fachkenntnisse bislang weder verfügte noch

88 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 47.

89 NLA AU Dep. 87, Nr. 333. Die Agenda stammt vom 11.09.1928.

90 Im Zusammenhang mit seinen kritischen Beobachtungen zu den einzelnen Ausstellungsräumen aus dem Frühsommer 1928 (s.o. S. XX [Text zu Anm. 84] [QUERVERWEIS]), ist Ritter auf diesen Aspekt noch etwas näher eingegangen. Der beste Weg, auf dem Fastenaus die vorgeschichtliche Sammlung kennenlernen könne, so heißt es da, sei ein eigener Versuch, in diese eine gewisse Ordnung hineinzubringen. Dabei müsse durchaus „nicht gleich alles vollkommen“ geraten, vielmehr sei „selbst eine nochmalige Arbeit [dann im Beisein des Fachmannes, B. K.] nicht zu scheuen, und der Vorteil einer vorhergehenden Orientierung überwiegt“, ebenda.

verfügen konnte und daher auf zusätzliche Unterstützung angewiesen war. Der Vorstand bat deshalb den als Direktor des Biologisch-Archäologischen Instituts der Universität Groningen sowie als Abteilungsleiter an den Museen von Groningen und Assen tätigen Dr. Albert Egges van Giffen (1884-1973), einer der renommiertesten Prähistoriker der damaligen Zeit,<sup>91</sup> um Hilfe. Diese sollte bestehen in einer Ersteinweisung Fastenaus in den wissenschaftlichen Umgang mit ur- und frühgeschichtlichen Beständen überhaupt, darüber hinaus und vor allem aber in einer möglichst weitgehenden persönlich-praktischen Beteiligung an der Neuordnung der Emdener prähistorischen Sammlungen. Da van Giffen zu der erbetenen Hilfe, die die „Kunst“ dank einer aus den Niederlanden stammenden Erbschaft auch angemessen honorieren konnte, bereit war, fuhr Fastenau noch im Juli 1928 nach Groningen und verabredete dort alle notwendigen Schritte.<sup>92</sup>

Anfang November dieses Jahres war van Giffen dann mit zwei Gehilfen für eine Woche in Emden, um mit den zugesagten Ordnungs- und Katalogisierungsarbeiten zu beginnen und zugleich Fastenau anzulernen. Dieser, der dabei wegen fehlender Vorkenntnisse nach seinen eigenen Worten „nur als bescheidener Handlanger wirken konnte“, war äußerst beeindruckt von dem auf die regulären Dienstzeiten keinerlei Rücksicht nehmenden Arbeitstempo van Giffens, dessen Leistungsfähigkeit „auch an mich hohe Anforderungen“ stellte.<sup>93</sup> Da sich schnell herausstellte, dass Fastenau mit der selbständigen Fortsetzung dieser Arbeiten große Probleme hatte, und sich der Vorstand sowohl gegenüber den geldgebenden Stellen als auch gegenüber den Mitgliedern der „Kunst“ in der Pflicht sah, möglichst bald für wenigstens eine Abteilung die erfolgreich vollzogene Umgestaltung des Museums zu einer Volksbildungsstätte öffentlich sichtbar unter Beweis zu stellen, bat er van Giffen schon wenige Wochen später,<sup>94</sup> zu einem weiteren Arbeitsbesuch nach Emden zu kommen. Dieser fand im April 1929 statt und führte wie erwünscht dazu, dass die Neuordnung der prähistorischen Abteilung tatsächlich zum Abschluss kam.

Bei der Ende dieses Monats in Emden stattfindenden Jahrestagung der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen konnte somit ein kleiner Teil des Museums bereits in vorbildlicher Ordnung und Aufmachung präsentiert werden. Mit den von van Giffen bei seinen beiden Besuchen in Emden hinterlassenen genauen Mustern und Vorgaben für die noch ausstehenden Katalogisierungs- und Inventarisierungsarbeiten war außerdem grundsätzlich die Voraussetzung geschaffen, dass Fastenau diese Aufgabe fortan selbständig erfüllen konnte. Tatsächlich allerdings wurde die darauf gerichtete Hoffnung des Vorstands enttäuscht,

91 Nähere Informationen zu ihm im Wikipedia-Artikel [http://nl.wikipedia.org/wiki/Albert\\_van\\_Giffen](http://nl.wikipedia.org/wiki/Albert_van_Giffen) [Abruf: 18.08.2016]

92 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 48.

93 Ebenda, S. 49-50. Fastenau datiert dort diesen Besuch allerdings auf Ende November und erwähnt auch van Giffens Begleiter nicht, nach Ritters Zeittafel, NLA AU Dep. 87, Nr. 83, aber war van Giffen bereits vom 6. bis 10. November in Emden.

94 Schreiben Ritters an van Giffen vom 29.1.1929, OLME-AK, A 10, Nr. 34. Zur Begründung seiner neuerlichen Bitte um van Giffens Hilfe verwies er darauf, dass Fastenau mit seinen Inventarisierungs- und Katalogisierungsarbeiten, zu deren Gunsten alle seine sonstigen Arbeiten im Museum ruhten, nur unendlich langsam voran komme und ein Ende daher nicht im geringsten absehbar sei. Bei diesem langsamen Tempo blieben aber „alle übrigen Teile unserer Sammlungen [noch] (...) lange in ihrem seit vielen Jahren Anstoß erregenden bisherigen Zustande“, und das sei nicht länger zu verantworten.

und die Klage, dass er mit diesen Arbeiten überhaupt nicht voran komme, sollte als Konstante die Vorstandssitzungen der nächsten Jahre durchziehen.

In ähnlicher Weise hätten sich auch die Dinge in den weiteren Abteilungen des Museums entwickeln können und sollen, namentlich in der kunst- und kulturgeschichtlichen Abteilung. Für deren Neuordnung und Neupräsentation entwickelte Alexander Dorner, Leiter der entsprechenden Abteilung des Provinzialmuseums Hannover und einer der besten Experten, die es in der damaligen deutschen Museumswelt für dieses Thema überhaupt gab,<sup>95</sup> bereits Ende November 1928 einen Plan, als er im Auftrag des Landesdirektoriums nach Emden gekommen war, um die in dessen Augen nur schleppend sich vollziehende museale Neukonzeption endlich spür- und sichtbar voranzubringen. Dazu gehörte es zum einen, die Gegebenheiten im Museum der „Kunst“ und die bisherigen Maßnahmen zu dessen Neuordnung kritisch zu begutachten, zum anderen aber, die Stadt dazu zu bewegen, sich fortan angemessen an der Finanzierung des Museums zu beteiligen und diese Last nicht wie bisher allein der Provinz und der „Kunst“ selbst zu überlassen.<sup>96</sup> Im Rahmen dieses Besuches nahm er am 27. November als Gast an der wöchentlichen Dienstagssitzung der „Kunst“ teil<sup>97</sup> und hielt am nächsten Tag im großen Rathaussaal vor einem breitgefächerten Publikum aus Kommunalpolitikern und interessierten Bürgern einen Vortrag, in dem er zunächst Sinn und Zweck eines öffentlichen Kunst- und Kulturmuseums überhaupt erläuterte und anschließend die Skizze eines Konzeptes für die Umwandlung des Emdener Museums in eine Volksbildungsstätte vorstellte.

Dorners Vortrag fand in den Emdener Zeitungen, die unter der Überschrift „Das Museum der „Kunst“ als Volksinstitut. Emdens Aufgabe als Kunststadt“<sup>98</sup> bzw. „Emdens kulturelle Pflicht“<sup>99</sup> lang und ausführlich darüber berichteten, ein großes Echo und höchstes Lob.<sup>100</sup> Louis Hahn, der für die Ostfriesische Zeitung schrieb und die bisherigen Gegebenheiten im Museum der „Kunst“ durchaus geistreich zu charakterisieren wusste, indem er dieses mit der Beschreibung der Erde zu Beginn der biblischen Schöpfungsgeschichte verglich – das Museum gleiche der damaligen Welt, weil in ihm ebenfalls alles „wüst“ sei, aber es unterscheide sich auch von dieser, weil es keinesfalls „leer“ sei, sondern voll, geradezu „propfenvoll“ –, hielt Dorners Vortrag gar für die „geistig wohl (...) wertvollste“ Stunde im Rathaussaal, „die in den letzten 10 Jahren dort überhaupt Ereignis geworden ist“. Insbesondere aber hoffte er, dass dessen Konzept zur Neugestaltung des Museums auch tatsächlich umgesetzt werde und die Zeiten, in denen es diesbezüglich zugegangen sei wie nach dem von Fritz Reuter in einem seiner Bücher erwähnten § 1 der mecklenburgischen Verfassung: „Dat blifft alles bi 'n ollen.“, endlich vorbei seien.

95 Auf Alexander Dorner und sein bedeutendes museologisches Wirken in Hannover und Emden wird im 3. Abschnitt dieses Aufsatzes näher eingegangen.

96 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 51-52.

97 OLME-AK, Protokolle Dienstagssitzungen, Bd. 31, 27.11.1928.

98 So die Emdener Zeitung vom 29.11.1928.

99 So die Ostfriesische Zeitung vom 29.11.1928.

100 Nur die Rhein-Ems-Zeitung hielt sich von solcher Euphorik fern und begnügte sich in ihrer Ausgabe vom 30.11.1928 unter der neutralen Überschrift „Unsere historischen Kunstschatze in der ‚Kunst‘“ mit einem nüchtern gehaltenen kurzen Bericht.

Dorners damals lediglich in den Grundzügen vorgetragenes Konzept, auf das näher erst im dritten Abschnitt dieses Aufsatzes einzugehen ist, beruhte darauf, die Sammlungen der „Kunst“, die nach seinem Urteil zu den bedeutendsten der Provinz Hannover gehörten, in ihrem kunst- und kulturgeschichtlichen Entwicklungszusammenhang und konzentriert auf ihre wichtigsten Stücke so zu präsentieren, dass die Museumsbesucher anhand der beigegebenen Erläuterungen im wesentlichen selbst erkennen könnten, wie die Kunstwerke der jüngeren Epochen jeweils folgerichtig aus den materiellen und geistigen Gegebenheiten der vorhergehenden älteren Epochen erwachsen seien. Dazu bedurfte es einer Raumfolge, in der die Gemälde und sonstigen Kunstwerke der Emdener Sammlungen, beginnend mit dem Mittelalter und endend bei den ostfriesischen Malern der Gegenwart, jeweils nach Epochen zusammengefasst waren.

Dieses Konzept, das Dorner in den folgenden Wochen noch weiter ausgearbeitet und um Vorschläge für die übrigen Museumsabteilungen ergänzt hatte, lag Mitte Januar 1929 dem Landesdirektorium vor,<sup>101</sup> wurde aber aufgrund eines Büroversehens erst Mitte August an den „Kunst“-Vorstand weitergeleitet,<sup>102</sup> nachdem bei den inzwischen eingeleiteten Planungen für eine neue Raumverteilung sein Fehlen in Emden festgestellt worden war.<sup>103</sup> Dabei steht zu vermuten, dass die förmliche Mitteilung dieses Konzepts zumindest indirekt mit dem Hinweis verbunden war, von seiner Annahme sei die weitere Gewährung von Fördermitteln der Provinz für die „Kunst“ abhängig.<sup>104</sup>

Während Dorner somit den ersten Teil seines Auftrags erfolgreich hatte erledigen können, scheiterte er mit dessen zweitem Teil, denn Oberbürgermeister Mützelburg äußerte im Anschluss an seinen Vortrag zwar grundsätzlich den guten Willen der Stadt Emden, zur Finanzierung der „Kunst“ und ihres Museums beizutragen, machte aber auch deutlich, dass dies angesichts der schlechten Lage der städtischen Finanzen vorläufig nicht möglich sein werde.<sup>105</sup> An dieser Haltung sollte sich auch in den 1930er Jahren trotz der mittlerweile etwas besser gefüllten Kassen nichts ändern, weil es in den städtischen Gremien damals generell an Interesse für derartige kulturelle Belange fehlte.<sup>106</sup> Als einzige Unterstützungsmaßnahme

101 Bericht Dorners an das Landesdirektorium vom 16.01.1929, OLME-AK, A 10, Nr. 4.

102 Nach der Zeittafel Ritters, NLA AU Dep. 87, Nr. 83, ist das Konzept am 12.08.1929 bei der „Kunst“ eingegangen.

103 Fastenau und Schatzmeister Kruse, sein maßgeblicher Protektor im Vorstand, vermuteten in ihrer ausgeprägten Gegnerschaft zu Ritter sofort, dieser habe das Konzept einfach unterschlagen. Erst als Fastenau auf Kruses Rat am 09.08.1929 zur Klärung der Dinge heimlich nach Hannover fuhr, ergab sich das erwähnte Büroversehen als Ursache, NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 79-80.

104 Das Begleitschreiben ist weder in Emden noch in Hannover erhalten, aber die Gesamtumstände sprechen dafür, dass darin ein zwingender Zusammenhang zwischen der Annahme des Konzepts durch die „Kunst“ und der weiteren Förderung ihres Museums durch die Provinz hergestellt war. Fastenau erwähnt in seiner Darstellung ein Schreiben des Landesdirektoriums an die „Kunst“ vom 09.05.1930, in dem dieses „die Mitwirkung Dorners“ an der Neupräsentation der Gemäldesammlung „nochmals energisch unterstrichen“ habe, ebenda, S. 100.

105 Zur damaligen Finanzlage der Stadt vgl. D e e t e r s , Stadt Emden, S. 241.

106 „Die Stadt hat weder damals noch später entgegen den Erwartungen der Provinzialverwaltung die ‚Kunst‘ finanziell gefördert und überhaupt in keiner Weise das Interesse für die ‚Kunst‘ und ihre kulturellen Bestrebungen gezeigt, das in erster Linie sie hätte zeigen müssen“, so das Urteil Fastenaus, NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 52. Als das Landesdirektorium der Provinz Hannover ab 1935 immer stärker, aber letztlich weiterhin vergebens darauf drängte, dass sich auch ostfriesische Stellen und insbesondere die Stadt Emden an der finanziellen Unterstützung des Emdener Museums beteiligen müssten, weil andernfalls eine weitere Förderung durch die

der Stadt konnte Hoppe in seiner Eigenschaft als Senator im Frühjahr 1930 lediglich erreichen, dass der „Kunst“ einige Räume im Gasthaus, dem direkt hinter dem Rathaus gelegenen ehemaligen Franziskanerkloster, für Magazin Zwecke zur Verfügung gestellt wurden.<sup>107</sup>

Erst als mit der dadurch zur Verfügung stehenden zusätzlichen Raumressource die Grundvoraussetzung für eine tatsächliche Neuordnung der Gemäldesammlung nach Dorners Vorgaben geschaffen war, konnte Fastenau mit der Umsetzung dieses Konzepts beginnen. Aus den Gemälden, mit denen bis dahin im Obergeschoss des Museumsanbaus von 1887 die Wände des großen Saals sowie eines kleineren Nebenraumes und des Treppenhauses geradezu tapeziert waren,<sup>108</sup> wählte er die besten Stücke für die künftige Präsentation aus, während der Rest seinen Platz in den neugewonnenen Räumen im Gasthaus fand, wo sich ein Teil der Bilder sogar zu einer kleinen Nebenausstellung formieren ließ. Anders als bei den urgeschichtlichen Sammlungen konnte Fastenau als Kunsthistoriker diese Arbeiten aus eigener Kompetenz heraus erledigen, doch kam im Juni 1930 auf Verlangen des Landesdirektoriums Dörner noch einmal nach Emden,<sup>109</sup> um die von Fastenau getroffene Auswahl und Gruppierung zu begutachten. Auf dieser Basis wurde dann bis zum Spätsommer 1930 die Neuhängung der Gemälde in einer Raumfolge, die u.a. durch eine Teilung des großen Saals mit Leichtbauwänden vergrößert worden war, zum Abschluss gebracht. Da die Bilder, auf denen sich im Laufe der Jahre eine kräftige Staub- und Schmutzschicht abgelagert hatte, dabei zugleich gründlich gereinigt wurden, erschienen sie seitdem in neuem Glanz, so dass sich vielfach erst jetzt in aller Deutlichkeit zeigte, wie überaus wertvoll die Gemäldesammlung der „Kunst“ tatsächlich war. Fastenau sah „ungeahnte Schönheiten zutage“ treten, und manche Stücke „wurden so geradezu neu entdeckt“.<sup>110</sup> Kein Wunder, dass es in einem Pressebericht nach der Wiedereröffnung des Museums Ende September 1930 voller Stolz hieß: „Kaum eine andere deutsche Stadt von der Größe Emdens dürfte eine Galerie von gleicher Bedeutung besitzen, und selbst große Provinzialmuseen können uns um die Perlen unserer Sammlung beneiden“.<sup>111</sup>

---

Provinz nicht mehr zu rechtfertigen sei, führte der damalige „Kunst“-Vorsitzende Kappelhoff, der ebenso wie das Landesdirektorium der Meinung war, die Stadt könne durchaus mehr leisten, wenn sie es nur wolle, deren Weigerung darauf zurück, dass es bei ihr grundsätzlich an Interesse für das Museum bzw. für Kultur überhaupt fehle. Schreiben Kappelhoffs an Regierungspräsident Aurich vom 27.03.1937, NLA AU Rep. 16/1, Nr. 4534.

107 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 105. Allerdings wurde dafür ab 1934 eine Miete in Höhe von jährlich 150 RM erhoben, wodurch sich die in diesem Jahr erstmals wieder gewährte städtische Förderung für die „Kunst“ in Höhe von 500 RM entsprechend verringerte und im Endeffekt nur noch 300 RM betrug, weil jetzt auch die in der Vergangenheit stets erlassenen Kanalisations- und Müllabfuhrgebühren für das „Kunst“-Gebäude in der Großen Straße tatsächlich fällig wurden. Schreiben Kappelhoffs an Dörner vom 29.12.1934, NLA HA Hann. 152, Acc. 68/94, Nr. 14.

108 Fastenau schreibt dazu, NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 81: „Von oben bis unten waren die Wände mit Bildern verschiedenen Formats, verschiedener Schulen und Meister, alles bunt durcheinander, gepflastert, dabei die einzelnen Stücke in einem mehr oder minder verwahrlosten Zustande.“

109 Anordnung von Schatzrat Hartmann aus dem Frühjahr 1930, ebenda, S. 99.

110 Ebenda, S. 102-103.

111 „Heim und Herd“, Beilage zum Ostfriesischen Kurier, Jg. 1930, Nr. 19.

Mit den Neuordnungsmaßnahmen in der urgeschichtlichen Sammlung und in der Gemäldegalerie der „Kunst“ war im Herbst 1930 zweifellos ein erheblicher Fortschritt erreicht, aber in beiden Fällen waren die entscheidenden konzeptionellen Vorgaben von außen gekommen, und auch die zu ihrer Umsetzung notwendigen Arbeiten waren teilweise von Außenstehenden geleistet worden. Trotzdem stand das Museum auf seinem Weg zu einer Volksbildungsstätte noch immer in den Anfängen, denn viele der dazu erforderlichen weiteren Maßnahmen, insbesondere die Erläuterungen für das Publikum sowie die Basisarbeit der Inventarisierung und Katalogisierung, waren noch unerledigt. Diese oblagen im wesentlichen dem eigens dafür eingestellten Museumsleiter, und so kam es für den Vorstand darauf an, diesen nunmehr auf den richtigen Weg zu bringen und dafür zu sorgen, dass er diesem Weg auch folgte. Was Ritter dazu bereits im Sommer 1928 in ersten Umrissen skizziert hatte,<sup>112</sup> sollte daher in einer förmlichen Dienstanweisung für Fastenau festgehalten werden, um dessen Tätigkeiten besser steuern, aber auch dessen Leistungen leichter überprüfen zu können. Auch Fastenau selbst legte wegen der von Ritter an seinen ersten Neuordnungsmaßnahmen geäußerten Kritik,<sup>113</sup> die er überwiegend als eigentlich unzulässige Einmischung in seine Aufgaben als Museumsleiter eingestuft hatte, inzwischen Wert darauf, dass seine bis dahin nahezu ungeregelt gebliebene Stellung in ihren Rechten und Pflichten näher fixiert würde, um dadurch zugleich einen gegenüber dem Vorstand geschützten Freiraum für sich zu gewinnen.

Nachdem die jährliche Generalversammlung der „Kunst“ im April 1929 die Erstellung einer Dienstanweisung grundsätzlich beschlossen hatte, sah sich der Vorstand nach entsprechenden Mustertexten anderer Museen um, musste sich aber am Ende mit einem von van Giffen, Groningen, formulierten Textvorschlag begnügen, der auf dessen eigener Dienstanweisung als Museumsleiter in Assen beruhte, während aus den Museen in Oldenburg, Bremen und Hannover nichts bzw. nichts geeignetes gekommen war.<sup>114</sup> Dieser zunächst von Hoppe<sup>115</sup> und anschließend von Ritter mit Blick auf die Emdener Gegebenheiten überarbeitete Entwurf ging Anfang August 1929 zusammen mit van Giffens Ausgangstext den übrigen Vorstandsmitgliedern im Umlaufverfahren mit der ausdrücklichen Bitte

112 Siehe oben, S. xxx [Manuskript S. 30/31] [QUERVERWEIS].

113 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 61-62.

114 Ebenda, S. 62. – Der Oldenburger Museumsdirektor Müller-Wulckow, den Ritter bereits im Juli 1928 nach der im dortigen Landesmuseum geltenden Dienstanweisung gefragt hatte, hatte geantwortet, dort gebe es gar keine Dienstanweisung, und nach seinem Dafürhalten sei für eine Konstellation, wie sie jetzt in Emden mit einem ehrenamtlichen Vorstand und einem hauptamtlichen Museumsleiter bestehe, eine solche ohnehin kein geeignetes Steuerungsinstrument: „Nutzbar dürften dessen [des Museumsleiters] Leistungen vor allem werden, wenn ihm eine möglichst unbeschränkte Wirksamkeit und Verantwortung eingeräumt wird.“, Schreiben an Ritter vom 27.07.1928, NLA AU Dep. 87, Nr. 253. Der Direktor des Provinzialmuseums Hannover Jacob-Friesen, an den Ritter damals ebenfalls eine solche Frage gerichtet hatte, hatte inhaltlich gar nicht geantwortet, sondern sich darauf beschränkt, die in seinem Haus geltende Dienstanweisung für die Kustoden und Direktorialassistenten vom 30.04.1923 kommentarlos zur Kenntnis zu übersenden, Schreiben des Provinzialmuseums an Ritter vom 16.07.1928 und Abschrift der Hannoverschen Dienstanweisung von Ritters Hand, ebenda.

115 Schreiben Hoppes an Ritter vom 22.07.1929 mit der Bitte, den Entwurf bei den Vorstandsmitgliedern zirkulieren zu lassen, ebenda. Hoppes Entwurf selbst ist nicht erhalten.

zur Kenntnis zu, etwaige Änderungswünsche zu vermerken;<sup>116</sup> eine endgültige Beschlussfassung sollte dann demnächst in einer Vorstandssitzung erfolgen.

Der van Giffensche Textvorschlag hatte allerdings das Problem, dass Fastenau, der im Juni 1929 zu einem längeren privaten Besuch bei van Giffen gewesen war, an dessen Formulierung selbst intensiv mitgewirkt und folglich dafür gesorgt hatte,<sup>117</sup> dass der Entwurf „unter voller Wahrung der Interessen der Gesellschaft für mich tragbar war“.<sup>118</sup> Hier lag daher der Ausgangspunkt zu einem neuen Konfliktfeld, denn Fastenau ging in aller Selbstverständlichkeit davon aus, dass eine Dienstanweisung für ihn nur dann Gültigkeit haben könne, wenn er selbst an deren Zustandekommen mitgewirkt und deren Inhalt auch zugestimmt habe – eine schon im Lichte damaliger, erst recht aber heutiger arbeitsrechtlicher Gegebenheiten geradezu abenteuerliche Vorstellung, die jedoch offenbar charakteristisch für Fastenau war und u. a. erklärt, dass und warum er als in einen Berufsalltag eingebundener Museumsleiter schließlich unweigerlich scheitern musste. Wie sich van Giffens Entwurf, dessen Text nicht mehr erhalten ist, von der von Hoppe und Ritter formulierten Alternativfassung unterschied, muss offen bleiben. In deren Entwurf waren in den Artikeln I und II zunächst die Stellung und sodann das Hauptaufgabenfeld des Museumsleiters geregelt.<sup>119</sup> Demnach war er in seiner Diensteseigenschaft dem Vorstand in der Person des Vorsitzenden verantwortlich, aber auch selbst Mitglied des Vorstands; die letztgenannte Bestimmung war indes klar erkennbar aus einer nichtjuristischen Feder geflossen, denn gemeint war damit offenbar nur, dass er an den Vorstandssitzungen teilnehmen sollte und durfte, während eine echte Mitgliedschaft im Vorstand zwingend in der Satzung hätte geregelt sein müssen. Sein Aufgabenfeld umfasste die Verwaltung der Altertümer und der Gemäldesammlung sowie die Vertretung der Interessen der „Kunst“ nach außen, während die Münzsammlung und die Bibliothek sowie die Aufsicht über das Museumsgebäude vorläufig weiterhin in der je besonderen Zuständigkeit eines einzelnen Vorstandsmitglieds verblieben.

Artikel III enthielt die Generalvorgabe, dass die Sammlungen „nach den Grundsätzen heutiger Museumswissenschaft und ihrer fortschreitenden Entwicklung aufzustellen, instandzuhalten und im Rahmen der vorhandenen Mittel auszubauen“ seien. Außerdem waren darin die Dienstzeiten (mit Ausnahme des Montags täglich vormittags von 9 bis 13 Uhr und nachmittags von 15 bis 17 Uhr) und sein Urlaubsanspruch (vier Wochen) geregelt sowie die Erwartung ausgesprochen, dass der Museumsleiter etwaige Lücken in seinen Fachkenntnissen eigenständig dadurch schließe, dass er sich „auch das für seine Stellung noch fehlende Wissen aneignet“. Weiter gehörten die „sachgemäße Inventarisierung“ der Sammlungen, die laufende Führung des Zuwachskatalogs samt Etikettierung der jeweils neu hinzugekommenen Objekte und als längerfristig zu erreichendes Ziel

---

116 Zirkularschreiben Ritters an die übrigen Vorstandsmitglieder vom 06.08.1929, das am 20.08. von Barth als letztem Empfänger abgezeichnet und anschließend wieder an Ritter bzw. Hoppe zurückgegangen ist, ebenda.

117 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 62.

118 Ebenda, S. 63.

119 NLA AU Dep. 87, Nr. 253; zu dem maschinenschriftlichen Text, die mit der Endfassung der Dienstanweisung, von der sich allerdings bislang kein Exemplar hat finden lassen, offenbar weitestgehend übereinstimmt, gibt es in dieser Akte auch zwei handschriftliche Vorentwürfe Ritters.

die Erstellung eines wissenschaftlichen Museumskatalogs sowie eines Museumsführers für das Publikum zu seinen Aufgaben. Zusammengefasst war dies alles in dem Satz: „Dem Konservator liegt die Pflicht ob, unter Rücksichtnahme auf die ihm bekannten besonderen Verhältnisse der Gesellschaft, ihre Beschränktheit im Raum und in Geldmitteln, die Sammlungen als Volksbildungs- und Erziehungsmittel in jeder Hinsicht möglichst nutzbar zu machen.“

In Artikel IV wurden die Einzelanforderungen näher dargelegt, nach denen die Inventarisierung, ggf. unter Einschluss einer Fundtopografie, die Beschriftung der ausgestellten Objekte und der jeweils zugehörigen Schauräume bzw. Objektgruppen sowie eine zusätzliche Erläuterung in Form von Karten, Plänen, Grafiken u.ä. erfolgen sollte; außerdem waren diverse weitere Pflichten (u.a. Führung der Korrespondenz) und einige Arbeitsmodalitäten geregelt. So durfte der Museumsleiter auf dem Gebiet der von ihm verwalteten Sammlungen nicht „Selbstsammler“ sein, und für Veröffentlichungen, die die „Kunst“ betrafen – also nicht für eigene wissenschaftliche Arbeiten –, musste er die Einwilligung des Vorstands einholen. In Artikel V schließlich war ihm die Pflicht auferlegt, dem Vorstand vierteljährlich über die Fortschritte seiner Arbeit und seine weiteren Pläne zu berichten.

Als am 30. August in einer Vorstandssitzung diese, nach Ritters eigener Einschätzung gegenüber van Giffens Ursprungsentwurf „im allgemeinen (...) wesentlich gemilderte“<sup>120</sup> Fassung der Dienstanweisung auf der Tagesordnung stand, ergab sich eine von Schatzmeister Kruse und Protokollführer Roskamp ausgehende heftige Auseinandersetzung,<sup>121</sup> von der jedoch außer der Tatsache, dass sie stattgefunden hat, inhaltlich nichts bekannt ist. Da beide Vorstandsmitglieder allgemein als Freunde Fastenaus bekannt waren und insbesondere von ihm selbst als seine einzigen Protektoren im Vorstand angesehen wurden,<sup>122</sup> wird dafür vermutlich bereits sein – allerdings auch von Fastenau selbst nicht näher konkretisierter – allgemeiner Vorwurf genügt haben, dass nach seinem Urteil die von Hoppe und Ritter vorgelegte Fassung gegenüber dem van Giffenschen Entwurf für ihn eine „Verschlechterung, geboren aus Engherzigkeit und Misstrauen“,<sup>123</sup> gewesen sei. Obwohl sich eine solche Charakterisierung aus dem überlieferten Text mit seinen keinesfalls einengenden, sondern für den Arbeitsalltag in einem Museum ganz selbstverständlichen Bestimmungen nicht ableiten lässt – sie erklärt sich vielmehr allein aus dem grundsätzlichen Negativverhältnis, das Fastenau zwischen sich und Ritter herrschen sah –, wurde wegen der damals offenbar höchst aufgewühlten Atmosphäre eine Beschlussfassung über die Dienstanweisung vertagt und diese erst bei der nächsten Vorstandssitzung am 20. September 1929 angenommen.

120 Schreiben Ritters an Schatzmeister Kruse vom 22.08.1932, NLA AU Dep. 87, Nr. 300. Das Schreiben ist eigentlich undatiert, weil es sukzessive in immer neuen Entwürfen – auch diese finden sich in der Akte – entstanden ist, aber da Ritter es nach seinem eigenhändigen Vermerk am Ende der Endfassung des Textes an diesem Tag persönlich beim Empfänger abgegeben hat, darf es so datiert werden.

121 Die Zeittafel Ritters, NLA AU Dep. 87, Nr. 83, vermerkt zum 30.08.1929: „Vorstandssitzung (Kruse u. Roskamp opponieren!)“. Fastenau selbst schreibt nur von „einem großen Krach in der Vorstandssitzung“, NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 63.

122 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 67; auch die Mehrheit der übrigen Vorstandsmitglieder glaubte Fastenau auf seiner Seite, doch habe diesen der Mut gefehlt, offen gegen Ritter aufzutreten, weil sie davon Nachteile bei der Benutzung der Bibliothek und des Archivs der „Kunst“ befürchtet hätten, ebenda, S. 66.

123 Ebenda, S. 64.

„Über meinen Kopf hinweg“ sei das geschehen, vermerkt Fastenau empört dazu, und deswegen habe er die Dienstanweisung „damals in der Sitzung und später für mich nicht anerkannt und mich nicht an sie gebunden gefühlt“, <sup>124</sup> eine arbeitsrechtlich unhaltbare und aus einer völligen Verkennung seiner dienstlichen Stellung erwachsene Auffassung, die eigentlich schon in den nächstfolgenden Monaten zu einer Trennung der „Kunst“ von ihm hätte führen müssen.

Weil aber Hoppe als Fastenaus naher Verwandter noch lange Zeit schützend seine Hand über ihn hielt und trotz immer wieder gegenteilig ausgefallener Feststellungen stets hoffte, diesen in Güte und Liebe doch noch zu einer wenigstens halbwegs befriedigenden Leistung bringen zu können, blieb Fastenau noch mehrere Jahre im Amt, Jahre, in denen Ritter die undankbare Rolle desjenigen zufiel, der als einziges Vorstandsmitglied „Klartext“ redete und immer wieder darauf hinwies, dass abgesehen von den beiden auf van Giffen und Dorner zurückgehenden Neuordnungsmaßnahmen in der prähistorischen Abteilung und in der Gemäldegalerie nahezu nichts von dem erledigt oder auch nur in Angriff genommen war, was zur Umwandlung des Museums in eine Volksbildungsanstalt noch notwendig gewesen wäre.

So sah sich Ritter im Mai 1930 in einer Vorstandssitzung zu der Feststellung veranlasst, dass der vorgeschichtliche Ortskatalog die an eine „eigentliche Fundtopographie“ zu stellenden Anforderungen nicht erfülle, dass das von van Giffen Anfang 1929 begonnene Inventar für die prähistorischen Sammlungen nicht weitergeführt worden sei, dass der laufend zu führende Zuwachskatalog zahlreiche Lücken aufweise und auch die angeblich bereits im Herbst 1929 erledigte Beschriftung der in der Altertümersammlung ausgestellten Objekte wegen ihrer vielen inhaltlichen Fehler und Lücken noch immer höchst unzureichend sei, was ihn zu dem Gesamturteil kommen ließ, Fastenau habe bereits seit zwei Jahren praktisch keine Leistung mehr für die „Kunst“ erbracht. <sup>125</sup> Und als dieser im November 1932, also knapp drei Jahre später, auf die Aufforderung, über seine in letzter Zeit durchgeführten Ordnungs- und Erschließungsarbeiten an den Beständen zu berichten, zum wiederholten Male nur ausweichend antwortete und sich darauf berief, er sei damit nicht vorwärts gekommen, weil er das ganze letzte Jahr mit der Aufstellung eines Inventars für die Feuerversicherung zu tun gehabt habe und bis zu dessen Abschluss wohl „noch viele Jahre“ brauchen werde, sah Ritter sich in seinem früheren Urteil nur rundum bestätigt: Nach diesen Erklärungen müsse befürchtet werden, dass seit mittlerweile mehreren Jahren „ein völliger Stillstand in der Tätigkeit Fastenaus für die Neuordnung eingetreten sei“. <sup>126</sup>

124 Ebenda. Trotz der mit deutlicher Mehrheit verabschiedeten Dienstanweisung gab es wegen des „blinden Widerstandes“ Kruses dagegen, „dem Hoppe schwach genug war sich zu fügen“, so Ritter in seinem Schreiben an Kruse vom 22.08.1932, NLA AU Dep. 87, Nr. 300, in den folgenden Jahren immer wieder Debatten über deren Verbindlichkeit, so z.B. in der Vorstandssitzung am 08.11.1932, als Kruse und Fastenau deren Geltung zum wiederholten Male vehement bestritten. All diese Zweifel aber hinderten Fastenau nicht daran, sich die für ihn darin enthaltenen angenehmen Regelungen wie den freien Montag und die gegenüber van Giffens Vorschlag um eine Stunde niedriger angesetzte tägliche Arbeitszeit zu eigen zu machen, OLME-AK, A 10, Nr. 7.

125 Protokoll der Vorstandssitzung vom 14.05.1930, ebenda, Nr. 3.

126 Protokoll der Vorstandssitzung vom 08.11.1932, TOP 2, ebenda, Nr. 7. In dem bereits erwähnten Schreiben Ritters an Kruse vom 22.08.1932, NLA AU Dep. 87, Nr. 300, ist dieses Urteil ausführlich und sehr viel konkreter begründet: Nach zwei respektive fünf Jahren Fastenauscher Tätigkeit für

Nicht alle Vorstandsmitglieder wollten Fastenaus Wirken so kritisch sehen, und so erhoben seine Freunde Kruse und Roskamp bereits Ende des Jahres 1928 gegen Ritter den Vorwurf, zumindest teilweise sei Ritter selbst die Ursache des von ihm beklagten Zustandes, denn er sei „lieblos und schulmeisterlich“ gegen Fastenau aufgetreten, habe diesem dauernd in seine Arbeit hineingeredet und ihm auch sonst allerlei Hindernisse in den Weg gelegt, „weil der wahre Grund zu alledem (...) meine Furcht“ sei, „aus meiner Stellung in der „Kunst“ durch ihn herausgedrängt zu werden“.<sup>127</sup> Um diesen Vorwürfen angemessen begegnen zu können, bemühte sich Ritter um eine möglichst unvoreingenommene selbstkritische Prüfung seiner Einstellung und seines bisherigen Verhaltens zu Fastenau und kam zum Ergebnis, dass der erste Schein tatsächlich gegen ihn sprechen könne. Er habe aber über seine kritische Einschätzung von Fastenaus Arbeit nie mit jemand anderem gesprochen als allein mit Hoppe, während er sich in Gesprächen mit Fastenau stets größte Zurückhaltung auferlegt habe und sich nicht wie dieser selbst „zu leidenschaftlichen oder gar herrischen Worten hinreißen“ lassen. Wenn er diesem gegenüber einmal konkrete Kritik geäußert habe, dann immer nur „nach gewissenhafter Selbstprüfung“ allein auf die Sache bezogen und auch nie im Beisein Dritter. Zur Analyse der Frage, ob tatsächlich die von Kruse und Roskamp „genannte Furcht bei mir (...) anzunehmen“ sei, rekapitulierte er schließlich unter ausdrücklicher Berücksichtigung von Fastenaus „traurige(r) Lage als stellungsloser älterer Mann“ dessen bisherige Emder Tätigkeit, konnte jedoch, wohl wissend, „welche schwere Beschuldigung ich damit ausspreche“, nur abermals feststellen, dass darin seit längerem völliger Stillstand eingetreten sei und seine Kritik an Fastenau sich daher nicht auf die ihm unterstellte Sorge um seine Stellung in der „Kunst“ gründe, sondern allein auf unabweisbare Tatsachen.

Obwohl es Ritter in diesen Jahren zweifellos nicht leicht fiel, sich – zunächst gedanklich – von seinen jahrzehntelang wahrgenommenen Ämtern in der „Kunst“ zu lösen, war die von seinen Gegnern damals lautstark erhobene und bis heute in der Literatur ungeprüft wiederholte Behauptung,<sup>128</sup> er klebe starr an seinen Ämtern, unzutreffend. So hatte Hoppe wohl bereits seit 1927 mit Ritters Einverständnis das Projekt erwogen, dem damals auf Spiekeroog tätigen Pastor Heinrich

---

die „Kunst“ liege vieles noch „ganz ungeordnet (von einer allgemeinen Inventarisierung ist noch viel weniger die Rede) auf den Böden und im Gasthause. Wertvolles wie die (...) friesischen Knochenschlittschuhe liegt ohne Hervorhebung unter Unbedeutendem. Eine Bezeichnung der Einzelsachen fehlt manchmal immer noch, die der Schränke und Räume ist so gut wie gar nicht vorhanden; bei den Gemälden fehlt sie entgegen der ausdrücklichen Anweisung Dorners. Von den Inventaren ist nur das prähistorische begonnen, aber nicht von Fastenau, sondern von v. Giffen, und trotz dessen Anweisungen u. trotz des Ihnen [Kruse] bekannten Protokolls v. 14. Mai 1930 (!) in wesentlichen Stücken noch immer unvollendet. Die Besucherzahl hat unter Fastenau eher ab- als zugenommen. In den schönen, für ein Museum wie geschaffenen Räumen des Gasthauses, die bei einigem guten Willen für Besucher dieselbe Anziehungskraft haben könnten wie die alten in der „Kunst“, wo bei genügender Vorbereitung im Sommer 1930 alles gleich anfangs ganz gut hätte geordnet sein können, hängt es heute nach 2 Jahren noch gerade so wüst durcheinander wie in den ersten Tagen. Was hat F. den ganzen Winter 1931/32 (und in den früheren Wintern) für die „Kunst“ gearbeitet? Gegen die „Tatenlosigkeit“ seines Veters, dessen Berufung er i. J. 1927 menschenfreundlich herbeiführte, seinen Mangel an jeglicher Initiative und seine Unzugänglichkeit für Bitten und Mahnungen bekennt selbst Hoppe sich als machtlos.“

127 Dieses und das folgende nach einer undatierten, aber offenkundig aus dem Spätherbst 1928 stammenden kritischen Selbstreflexion Ritters zu diesen Vorwürfen, NLA AU Dep. 87, Nr. 333.

128 Das ist der Tenor von D e e t e r s ' Artikel über Ritter im BLO.

Reimers, neben Ritter der damals beste Kenner der ostfriesischen Geschichte, für ein Jahresgehalt von ca. 8.000 RM die Leitung des Stadtarchivs Emden übertragen und ihn zugleich Ritters Aufgaben in der „Kunst“ übernehmen zu lassen,<sup>129</sup> und noch einige Jahre später, als das Verhältnis zu Fastenau längst völlig zerrüttet war, hat Ritter im Rückblick selbst in einem offiziellen Schreiben davon gesprochen, dass dieser „doch mein gegebener Nachfolger“ war.<sup>130</sup> Im Lichte dieser beiden Belege<sup>131</sup> und angesichts der Tatsache, dass es kein gegenteiliges Quellenzeugnis gibt, darf daher davon ausgegangen werden, dass das Ritter damals von Kruse und Roskamp und später auch von diversen weiteren Personen unterstellte Motiv, seine Kritik an Fastenau gründe sich in Wahrheit auf die Furcht, seine Stellung in der „Kunst“ zu verlieren, nicht existent oder zumindest nicht von ausschlaggebender Bedeutung war.

Die wegen des Konflikts Ritter/Fastenau im Vorstand entstandenen, vielleicht aber im Verborgenen auch längst schon vorhandenen und durch diesen jetzt nur verstärkt deutlich gewordenen internen Spannungen insbesondere zwischen Ritter und Schatzmeister Kruse hielten in den folgenden Jahren an, verlagerten sich aber auf andere Kriegsschauplätze. So hatte Ritter 1929 nach längerer Unterbrechung mit Adolf Rauchhelds umfangreicher Darstellung zur Glockenkunde Ostfrieslands wieder ein Heft der „Upstalsboom-Blätter“ herausgebracht,<sup>132</sup> bei der Erteilung des Druckauftrags aber wohl nicht in aller Förmlichkeit den Schatzmeister eingebunden. Allerdings war dieser lange vorher über das Projekt informiert gewesen und hatte bereits im Sommer 1928 mit der Mitteilung, es sei genügend Geld für die Veröffentlichung vorhanden, zumindest indirekt sein Einverständnis signalisiert und auch die ersten Abschlagszahlungen an die Druckerei noch ohne Diskussion geleistet.<sup>133</sup> Dann jedoch nahm Kruse den Fall zum Anlass, Ritter mit großer Heftigkeit, auch vor dem größeren Publikum der Generalversammlung im Frühjahr 1929, Eigenmächtigkeit vorzuwerfen, die noch ausstehenden Zahlungen an die Druckerei hinauszuzögern und Ritter dadurch nach außen als unzuverlässigen Geschäftspartner erscheinen zu lassen.<sup>134</sup>

Andererseits setzte Kruse im folgenden Jahr mit dem Argument, wegen des bereits vorhanden Satzes fielen für den Druck nur die reinen Papierkosten an,<sup>135</sup>

129 Das geht hervor aus einem Schreiben Ritters an Hoppe vom 03.07.1928, NLA AU Dep. 87, Nr. 83; Ritter hatte allerdings Zweifel, ob aus diesem Projekt etwas werden könne, weil die Stadt Emden wahrscheinlich nicht bereit sein werde, Haushaltsmittel in dieser Höhe für ihr Archiv aufzubringen, und weil auch Pastor Reimers selbst wohl zögern werde, für dieses keineswegs hohe Gehalt ein nicht als Lebensstellung ausgewiesenes Amt zu übernehmen.

130 Schreiben Ritters an Jacob-Friesen vom 27.09.1933, OLME-AK, A 10, Nr. 88.

131 Vgl. dazu auch die schon früher, S. o. S. xxx [QUERVERWEIS], erwähnte Tatsache, dass Ritter seine Zuständigkeit für das Museum der „Kunst“ bereits etwa 1914/15 freiwillig abgegeben hat.

132 Glockenkunde Ostfrieslands, bearbeitet von Adolf R a u c h h e l d unter Mitarbeit von Friedrich R i t t e r, Upstalsboom-Blätter für ostfriesische Geschichte, Heimatschutz und Heimatkunde 14, 1928/29, Emden 1929, 206 Seiten mit 78 Abbildungen.

133 Schreiben Hoppes an Ritter vom 14.11.1928: „Im übrigen können Sie getrost darauf los drucken. Kruse versicherte mir, dass Sie im Sommer von ihm unterrichtet seien, daß 6000,- RM (Sechstausend) auf der Bank lägen“, NLA AU Dep. 87, Nr. 300.

134 Schreiben Ritters an Hoppe vom 23.05.1929, ebenda.

135 Tatsächlich „verschlang“ die beiden Heftchen in Ritters Augen einen unangemessen großen Geldbetrag und fielen mit 500-600 RM auch wohl deutlich teurer aus als ursprünglich von Kruse erwartet, so Ritter in seinem bereits mehrfach herangezogenen Schreiben an Kruse vom 22.08.1932, ebenda.

durch, dass Fastenaus damals jeweils zunächst in einer Reihe von Zeitungsaufsätzen erschienenen Darstellungen zur ostfriesischen Kunstgeschichte und zur Gemäldesammlung der „Kunst“ als eigenständige Sonderveröffentlichungen gedruckt wurden,<sup>136</sup> obwohl Ritter erhebliche inhaltlich begründete Bedenken dagegen hatte und insbesondere das letztgenannte Werk wegen seiner „vielen Flüchtigkeiten und Lücken“ für „praktisch unbrauchbar“ hielt.<sup>137</sup> Als 1932 nach fünfjähriger Unterbrechung wieder einmal ein Emdener Jahrbuch erscheinen sollte, machte Kruse abermals erhebliche Schwierigkeiten, indem er Ritter beschuldigte, schon durch die Vergabe des Druckauftrags an eine Oldenburger Druckerei höhere Kosten verursacht zu haben, als bei einer Emdener Druckerei angefallen wären, während dieser seinerseits Kruse vorwarf, das Erscheinen des Jahrbuchs um etliche Monate verzögert zu haben.<sup>138</sup> Ob diese Vorwürfe berechtigt waren oder nicht, lässt sich verlässlich nicht mehr klären, wenn es anhand der von Ritter zusammengestellten Vergleichszahlen auch den Anschein hat,<sup>139</sup> dass Kruses Behauptungen über die in Oldenburg höheren Kosten unzutreffend waren.

Die damaligen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Vorstandsmitgliedern, zusätzlich verschärft durch die in der Tat nicht nachvollziehbare Weigerung Kruses, eine für den Versand des Jahrbuchs benötigte Mitgliederliste herzugeben, weil er über eine solche angeblich selbst nicht verfüge – schwer vorstellbar, da doch der Schatzmeister den Jahresbeitrag jedes einzelnen Mitglieds zu verbuchen hatte –, gipfelte schließlich im Spätsommer 1932 in einem Briefwechsel, in dem Ritter äußerte, das Einzige, was in seinen Augen das – in zahlreichen Einzelheiten dargelegte – völlig widersprüchliche Verhalten Kruses „erklären oder in einem milderem Licht erscheinen lassen könnte“, sei die „Annahme einer krankhaft-nervösen Gereiztheit, die auch sonst manchmal zu Tage getreten ist und die Sie gegen die Wirklichkeit und die Interessen der „Kunst“ blind gemacht hat“.<sup>140</sup> Die Antwort, die Kruse, kaum dass er diesen Brief erhalten hatte, noch am selben Tag Ritter zukommen ließ,<sup>141</sup> war wesentlich schärfer formuliert: Von Ritters

136 Jan Fastenaus, Ostfriesische Kunstgeschichte in Umrissen, 35 Seiten, Emden 1930; Ders., Führer durch die Gemäldesammlung der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer in Emden, 24 Seiten, Emden 1930.

137 So in seinem Schreiben an Kruse vom 22.08.1932, NLA AU Dep. 87, Nr. 300. Die Monita Ritters ergeben sich aus seinen Randbemerkungen und Korrekturen in einer von ihm angelegten Sammlung sämtlicher Artikel der jeweiligen Veröffentlichungsserien, NLA AU Dep. 87, Nr. 238. Ob Ritters Monita berechtigt, vor allem aber zur Begründung für seine ablehnende Haltung schwerwiegend genug waren, lässt sich ohne nähere Prüfung nicht beurteilen. Fastenaus jedenfalls war davon überzeugt, dass Ritter ihm den „kleinen Prestigegewinn“, den diesen beiden Veröffentlichungen damals für ihn bedeuteten, „nie verziehen hat“ und deswegen beide Hefte „möglichst totgeschwiegen und unterdrückt“ habe, NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 218. Seine Ostfriesische Kunstgeschichte in Umrissen hielt er allerdings selbst schon bald „durch meine spätere Forschungstätigkeit [für] überholt“, ebenda, S. 219.

138 Das ergibt sich aus Kruses Schreiben an Hoppe vom 18.11.1932, OLME-AK, A 10, Nr. 9.

139 NLA AU Dep. 87, Nr. 300.

140 Schreiben Ritters an Kruse vom 22.08.1932, ebenda. Wegen dieser Einschätzung und des mit zahlreichen weiteren Kritikpunkten an Kruses Verhalten begründeten Schlussurteils, „der Hass hat Sie blind gemacht gegen den Schaden, den Sie selbst, ohne es zu ahnen, andauernd der ‚Kunst‘ zufügen“, hat Ritter lange und besonders sorgfältig an den Formulierungen dieses Briefes gefeilt, wie sich aus den in dieser Akte enthaltenen mindestens fünf verschiedenen unterschiedlich langen und teilweise nur zu Formulierungssammlungen gediehenen Entwürfen ergibt.

141 Schreiben Kruses an Ritter vom 22.08.1932, ebenda.

ganzem „Geschreibsel“ habe er nur den Absatz gelesen, „in dem Sie bei mir eine ‚krankhaft-nervöse Gereiztheit‘ annehmen“. Dass gerade er zu einer solchen Annahme komme, sei doch höchst eigenartig, da „mir schon vor einigen Jahren ein hiesiger Facharzt sagte, dass Sie geistig nicht normal seien, während ein an sehr hoher Stelle stehender auswärtiger Herr, der Sie und Ihre Schliche sehr gut kennt, von Ihnen als von einem ‚halb kindischen Greise‘“ gesprochen habe. „Bei beiden Defekten soll derartiges [Gereiztheit, B.K.] aber öfter vorkommen“. Da es angesichts dessen für ihn sinnlos sei, „meine Zeit mit dem Lesen derartigen Gefasels zu verschwenden“, werde er künftig kein Schreiben Ritters mehr annehmen, sondern stets umgehend ungeöffnet wieder zurücksenden.

Als Hoppe von dieser Antwort – allerdings erst ein Vierteljahr später – Kenntnis erhielt, forderte er Kruse auf, sein Amt umgehend in aller Diskretion und ohne, dass der dafür maßgebliche wahre Grund sichtbar werde, niederzulegen, weil er nach einer solchen Beleidigung nicht länger Vorstandsmitglied der „Kunst“ sein könne.<sup>142</sup> Das wies Kruse zwar zunächst mit Vehemenz zurück – Hoppe habe keine Befugnis, ihn als ordnungsgemäß gewähltes Vorstandsmitglied quasi abzusetzen, und „gegen den Fußtritt, den Sie mir zugedacht haben“, werde er sich „energisch zur Wehr setzen“ –, wenige Wochen später aber gab er sein Amt als Schatzmeister dann doch auf, und zwar unter Verzicht auf jegliche öffentlichkeitswirksame Aktion. Sein Nachfolger wurde im Januar 1933 auf Bitten Hoppes der damals gerade 26 Jahre alte Anton Kappelhoff,<sup>143</sup> der für die nächsten Jahre innerhalb der „Kunst“ die wichtigste Rolle spielen sollte.<sup>144</sup>

Ende 1932 hatte sich somit in der „Kunst“ eine Konstellation ergeben, die in ihrer spannungsgeladenen Verworrenheit nur noch als nahezu ausweglos eingestuft werden kann. Das Verhältnis zwischen Ritter und Fastenau war mittlerweile so zerrüttet, dass es sich auch bei bestem Willen wohl nicht mehr zu einem für beide akzeptablen *modus vivendi* hätte korrigieren lassen. Wie tief der Graben war, hatte sich bereits im April 1931 gezeigt, als der mit Ostfriesland eng verbundene Inhaber der Lehrstuhls für niederdeutsche Philologie an der Universität Hamburg Conrad Borchling<sup>145</sup> anlässlich eines Besuches in Emden den, offenbar von Hoppe erbetenen, Versuch unternahm, zwischen den beiden Kontrahenten doch noch eine Brücke zu bauen, ein Vorhaben, das wegen Fastenaus strikten Widerstandes jedoch von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Für diesen gab es, wie er Borchling damals erklärte, „nur eines: entweder Ritter oder ich, da eine Zusammenarbeit unmöglich sei“, und dementsprechend war auch die Schlussfolgerung, die er daraus zog, von völliger Unversöhnlichkeit bestimmt: Es habe damals „nur noch den Kampf bis zum äußersten“ gegeben, in dem es „für

142 Schreiben Hoppes an Kruse vom 16.11.1932, OLME-AK, A 10, Nr. 8.

143 Schreiben Hoppes an Ritter vom 12.01.1933, in dem von der „baldige(n) Übergabe der Kassengeschäfte an Kappelhoff, der bereits mit Kruse Rücksprache genommen hat“, die Rede ist, NLA AU Dep. 87, Nr. 300. Zunächst kann Kappelhoff das Amt aber nur kommissarisch wahrgenommen haben, denn in einem Schreiben Ritters an einen unbekanntenen Empfänger vom 29.09.1933 ist von einer Aktivität „unseres erst seit Mai im Amt befindlichen jungen Schatzmeisters, Weinhändler A. Kappelhoff“, die Rede, NLA AU Dep. 87, Nr. 342, d.h. erst mit seiner regulären Wahl durch die Generalversammlung im Frühjahr 1933 war er rechtswirksam im Amt. Anton Kappelhoff selbst sprach 37 Jahre später, allerdings nur aus der Erinnerung, davon, er habe das Amt auf Bitten Hoppes Ende 1932 übernommen, NLA AU Dep. 48, Nr. 225.

144 Näher zu ihm im 2. Abschnitt dieses Aufsatzes.

145 Ingrid Schöder, Art. Conrad Borchling, in: BLO, Bd. 4, S. 50-55.

mich (...) um meine materielle Existenz“ ging, für Ritter dagegen „nur um seine Machtstellung in der „Kunst“.<sup>146</sup>

Infolgedessen ist es nicht weiter erstaunlich festzustellen, dass Fastenau im Frühjahr 1932 sogar versuchte, mit fragwürdigen Mitteln die in der Generalversammlung dieses Jahres anstehende Wiederwahl Ritters für eine weitere Amtsperiode als 2. Vorsitzender der „Kunst“ zu hintertreiben.<sup>147</sup> Dazu hatte er den Plan entwickelt, dass sein Onkel Fiepko ten Doornkaat Koolman, der seit langem kritisch gegen Ritter eingestellt war und als Vorsitzender des Heimatvereins Norden innerhalb der ostfriesischen Heimatvereine großen Einfluss hatte, diejenigen von deren Mitgliedern, die zugleich auswärtige Mitglieder der „Kunst“ waren, in möglichst großer Zahl zur Teilnahme an dieser Generalversammlung bewegen und zur Stimmabgabe für den Alternativkandidaten Louis Hahn veranlassen sollte. Dessen von Schatzmeister Kruse vorgeschlagene Kandidatur war von Fastenau initiiert und mit beiden Beteiligten im voraus abgesprochen worden. Am Ende scheiterte dieser Plan – die Wahl ging mit 17 zu 13 Stimmen zugunsten Ritters aus – allerdings daran, dass sich ten Doornkaat Koolman damals gerade zu einer ärztlichen Behandlung in Göttingen aufhielt und somit nicht wie von seinem Neffen gewünscht aktiv werden konnte.

Mit diesem als „niederschmetternd“ empfundenen Ergebnis sah Fastenau seine „letzte Hoffnung“ verloren, in der „Kunst“ noch etwas ändern zu können, und so musste denn seiner Meinung nach das Unheil „unabwendbar seinen Lauf“ nehmen.<sup>148</sup> Immer stärker wurden zuletzt die Verhältnisse in der „Kunst“ geprägt durch das Gegeneinander von Ritters stets an konkreten Punkten festgemachter Kritik an den in der Tat unübersehbaren gravierenden Mängeln in Fastenaus Arbeitsleistung einerseits und Fastenaus Reaktion darauf andererseits, der diese Kritik, und zwar je länger je mehr, ausschließlich als Ausdruck von Ritters immerfort wachsendem Hass auf sich einstufen konnte. Möglicherweise hat sich durch diese von Tatsachen allerdings nicht gedeckte subjektive Wahrnehmung bei Fastenau allmählich eine psychische Blockade gebildet,<sup>149</sup> die ihn schließlich wirklich daran hinderte, seinen eigentlichen Auftrag zu erfüllen und das Emdener Museum zu einer Volksbildungsstätte umzugestalten. Vielleicht aber war auch einfach nur seine fehlende Lust, sich für eine über die eigentliche Kunstgeschichte hinaus reichende und daher ungeliebte Aufgabe anzustrengen, dafür ausschlaggebend, dass er sich spätestens ab 1931 in eine Art passiven Widerstand flüchtete und seine Dienstzeit überwiegend damit zubrachte, in unendlicher Langsamkeit ein Inventar für die Feuerversicherung anzufertigen, für dessen Fertigstellung er

146 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 114.

147 Das folgende ebenda, S. 121-122.

148 Ebenda, S. 122.

149 Fastenau selbst sprach für diese Zeit davon, dass ihn stets „kalte Grabesluft umfing“, wenn er nach längerer Abwesenheit wieder die Räume der „Kunst“ betreten habe, und jedes Mal sei die Folge davon gewesen, dass ihn „eine tiefe, hoffnungslose Niedergeschlagenheit, die meine Kräfte lähmte“, befallen habe, ebenda, S. 260. Auch Alexander Dorner, der im Januar 1934 im Auftrag des Landesdirektoriums vor Ort in Emden auszuloten hatte, ob und wie der Konflikt in der „Kunst“ beigelegt werden könne, hatte den Eindruck, dass Fastenau „möglicherweise durch das Verhalten des Vorstandes in eine Art Psychose versetzt ist, die seine Arbeitskraft und seine Arbeitslust lähmte.“ Bericht Dorners an das Landesdirektorium vom 31.01.1934, NLA HA Hann. 152, Acc. 68/94, Nr. 14.

einen Zeitraum von mindestens 10 Jahren veranschlagte.<sup>150</sup>

Tatsächlich aber nutzte er schon seit längerem einen offenbar erheblichen Teil seiner Arbeits- und sonstigen Zeit für Forschungen zur ostfriesischen Kunstgeschichte und zur Erarbeitung eines Inventars ostfriesischer Kunstdenkmäler, beides wissenschaftlich wichtige, hochwertige und auch von seinen Kritikern anerkannte Projekte,<sup>151</sup> die lediglich den einen Mangel hatten, dass sie nicht zu den Aufgaben gehörten, für die Fastenau von der „Kunst“ bezahlt wurde.<sup>152</sup> Diese dagegen vernachlässigte er mehr und mehr,<sup>153</sup> bis er sich schließlich sogar offen weigerte, einige davon überhaupt noch zu erfüllen. So teilte er, nachdem die „Kunst“-Mitglieder Berend de Vries und Johannes Loesing im Sommer 1932 Kritik an der zu seinen Dienstpflichten gehörenden Zeitungsberichterstattung über die Dienstagssitzungen geäußert hatten – auch hier sah er in Wahrheit allein Ritter am Werk, der die beiden Herren lediglich „als Sprachrohr“ gebraucht habe –,<sup>154</sup> dem Vorstand lapidar mit, er lege diese Aufgabe, die „mir (...) also offenbar nicht liegt“, mit sofortiger Wirkung nieder.<sup>155</sup> Und als er wenige Monate später in einer Vorstandssitzung wieder einmal zu der ihm nach der Dienstanweisung obliegenden vierteljährlichen Berichterstattung über seine laufende Tätigkeit aufgefordert wurde, verweigerte er dies mit der Begründung, dass er „vor einem Laienvorstand nicht berichten könne“.<sup>156</sup> Diese Weigerung bekräftigte er bei anderer Gelegenheit noch mit der Festlegung,<sup>157</sup> solange Ritter zum Vorstand gehöre, werde er keinerlei Berichte mehr vorlegen, weil der diese doch nur dazu benutze, „seinen Hass an mir auszulassen und mir den Fuß auf den Nacken zu setzen“. Sich „vor einem Manne mit den moralischen Eigenschaften R'S. (...) zu verantworten“, der

150 Als im Sommer 1933 wegen einer andernfalls drohenden Ausschlussfrist einige Vorstandsmitglieder diese Arbeit übernahmen, war die Aufstellung innerhalb weniger Tage zum Abschluss gebracht, Vermerk Ritters vom 11.8.1933 zu einer Forderung des Landesdirektoriums, die Kündigung Fastenaus zurückzunehmen, OLME-AK, A 10, Nr. 13.

151 Es ist eine der vielen Ironien der Geschichte, dass gerade die Ergebnisse dieser beiden Projekte, die damals erst in den Anfangsstadien waren, zu Fastenaus bis heute bedeutsamem Lebenswerk werden sollten, vgl. R o b r a . Symptomatisch für sein insgesamt tragisch verlaufenes Leben ist auch die Tatsache, dass dieses seit Jahrzehnten in der Bibliothek der Ostfriesischen Landschaft eher schlummernd als beachtet überlieferte umfangreiche Lebenswerk noch immer ungedruckt ist. Es erscheint daher empfehlenswert, dieses Werk von einer kunsthistorisch qualifizierten Fachkraft einmal gründlich prüfen und für den Druck bearbeiten zu lassen.

152 Dass er einen erheblichen Teil seiner Dienstzeit für diese außerdienstlichen Projekte benutzt haben muss, ergibt sich schon daraus, dass sein Inventar ostfriesischer Kunstdenkmäler Anfang 1934 bereits auf sechs handschriftliche Bände gewachsen war, NLA-AK, Rep. 220/74, Nr. 2, S. 317. In einer im Januar 1934 für Alexander Dorner zusammengestellten Auflistung von Fastenaus wissenschaftlichen Arbeiten, die offenbar von ihm selbst stammt, ist sogar von sieben Bänden sowie vier Kästen mit Zeichnungen die Rede, NLA HA Hann. 152, Acc. 68/94, Nr. 14.

153 Seine Dienstzeiten gestaltete er offenbar schon seit Dienstantritt so, wie es ihm gefiel. Morgens um 9 Uhr, der Zeit seines regulären Dienstbeginns, sei er jedenfalls noch nie im Museum gesehen worden, und auch mit den Nachmittagszeiten sei er sehr großzügig, so Ritter in seinem Brief an Kruse vom 22.08.1932, NLA AU Dep. 87, Nr. 300.

154 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 125.

155 Schreiben Fastenaus an den Vorstand vom 27.07.1932, OLME-AK, A 10, Nr. 5.

156 Protokoll der Vorstandssitzung vom 08.11.1932, TOP 2, ebenda, Nr. 7.

157 Privates Schreiben Fastenaus an Hoppe vom 06.03.1933, ebenda, Nr. 10. Der Empfänger dieses Briefes ist zwar lediglich als „L. A.“ angedeutet, aber es gibt keinen Zweifel, dass diese Abkürzung als „Lieber Arend“ aufzulösen ist. Bestätigt wird das durch Fastenaus eigene Darstellung, nach welcher Ritters Frage nach dem vierteljährlichen Bericht Fastenaus in der Vorstandssitzung am 21.02.1933 den Anlass zu seiner neuerlichen Weigerung und zu dem erwähnten Brief an Hoppe gegeben habe, NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 266.

ihm fünf Jahre lang die Arbeit „systematisch erschwert und vereckelt“ habe, müsse er daher grundsätzlich ablehnen.

Obwohl Fastenau in all diesen Fällen eindeutig gegen seine Dienstpflichten verstoßen und sich damit arbeitsrechtlich jeweils klar ins Unrecht gesetzt hatte, konnte er im Amt bleiben, weil Hoppe trotz der gravierenden Mängel in Fastenaus Leistung und Dienstverhalten, die auch für ihn längst unübersehbar geworden waren, seinem Verwandten weiterhin mit einer Beißhemmung begegnete, die er gegenüber jedem anderen Museumsleiter nie gehabt hätte. So waren es die knappen Finanzen, die schließlich den Ausschlag gaben. Schon im Herbst 1931 hatte die Tatsache, dass die Fördermittel der Provinz Hannover für die „Kunst“ infolge der damaligen Wirtschafts- und Finanzkrise halbiert worden waren, den Vorstand dazu veranlasst, Fastenaus Monatsgehalt ab Oktober jenes Jahres auf 125 RM herabzusetzen und ihm zum 1. Januar 1932 prophylaktisch zu kündigen;<sup>158</sup> mit Blick auf dessen „mißliche persönliche Lage“<sup>159</sup> war diese Kündigung aber schließlich doch nicht wirksam geworden. Erst als im Sommer 1933 auch für die reduzierten Fördermittel die vorher in Aussicht gestellte verbindliche Zusage der Provinz Hannover unabsehbar lange auf sich warten ließ<sup>160</sup> und der Vorstand mit den Eigenmitteln der „Kunst“ für Fastenaus Gehalt nicht weiter in Vorleistung treten konnte,<sup>161</sup> war dessen Kündigung, die an sich schon lange überfällig gewesen, aber aus sozialer Rücksicht sowie wegen des starken, dem „Kunst“-Vorstand „rätselhafte(n) Eintreten(s) von Hannover für ihn“ immer wieder hinausgeschoben worden war,<sup>162</sup> auch für seinen Protektor Hoppe nicht mehr zu umgehen. Als Fastenau Ende Juli dieses Jahres von einer kurzen Reise nach Emden zurückkehrte, fand er seine Kündigung zum 31. August 1933 vor,<sup>163</sup> die allerdings, wie schon die nicht vollzogene Kündigung von 1931, allein mit dem Hinweis auf fehlende Mittel begründet war. Dagegen hatte es der Vorstand mit Absicht vermieden,<sup>164</sup> auf die eigentlich viel bedeutenderen arbeitsrechtlich relevanten Aspekte einzugehen, von denen hier die Rede war, denn er wollte Fastenau die Suche nach einer neuen Arbeitsstelle nicht noch schwerer machen, als es in dieser Zeit für ihn ohnehin schon sein würde.

Der erste Versuch zur Umgestaltung des Emdener Museums in eine Volksbildungsanstalt, für den die „Kunst“ zusätzlich zu den 10.500 RM Fördermitteln der Provinz eigene Mittel in Höhe von insgesamt 13.000 RM aufgewendet und dafür auf die Herausgabe von Veröffentlichungen sowie auf wünschenswerte Bauunterhaltungsmaßnahmen weitgehend verzichtet hatte,<sup>165</sup> war damit endgültig

158 Ebenda, S. 118-119.

159 Schreiben Ritters an Jacob-Friesen vom 27.09.1933, OLME-AK, A 10, Nr. 88.

160 Schreiben des „Kunst“-Vorstands an Jacob-Friesen vom 27.08.1933, ebenda, Nr. 33.

161 Schreiben des „Kunst“-Vorstands an Schatzrat Hartmann, Landesdirektorium Hannover, vom 06.12.1933, ebenda, Nr. 121, aus dem sich außerdem ergibt, dass die Kündigung Fastenaus bereits im Frühjahr 1933 erfolgt wäre, wenn die Provinz damals nicht die Gewährung weiterer Fördermittel in Aussicht gestellt hätte.

162 Ebenda, Nr. 33. Auf die Gründe dieses „rätselhaften Eintretens“ der Provinzialverwaltung für Fastenau wird im 2. Kapitel dieses Aufsatzes näher einzugehen sein.

163 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 272. Die vom 27.07.1933 datierte Kündigung war zunächst lediglich vorsorglich ausgesprochen worden, wurde mit Schreiben von Schatzmeister Kappelhoff an Fastenau vom 28.08.1933 aber als „endgültig aufrecht zu erhalten“ bestätigt, OLME-AK, A 10, Nr. 42.

164 Schreiben des „Kunst“-Vorstands an Jacob-Friesen vom 27.08.1933, ebenda, Nr. 33.

165 Schreiben Kappelhoffs an den Führer der Ortsgruppe Emden des Kampfbundes für deutsche

gescheitert. Zugleich aber war mittlerweile auch das eingetreten, was Rudolf Hartmann (1880-1956), seit 1925 Erster Schatzrat im Landesdirektorium der Provinz Hannover und damit deren für Kultur zuständiger Dezernent,<sup>166</sup> und der Direktor des Landesmuseums Hannover Karl Hermann Jacob-Friesen als dessen primärer Fachratgeber in allen Museumsangelegenheiten bereits im November 1932 in einem Gespräch mit Fastenau ausdrücklich als Grundvoraussetzung jeglicher tiefer gehenden Veränderung der inneren Verhältnisse in der „Kunst“ benannt hatten:<sup>167</sup> der politische Umschwung in Deutschland zugunsten der NSDAP.

---

Kultur, Studienrat Wilhelm Göing, vom 18.08.1933, ebenda, Nr. 18.

166 Kurzbiographie Hartmanns bei Eva K r a u s , Das Deutsche Jugendherbergswerk 1909-1933. Programm – Personen – Gleichschaltung, Berlin 2013, S. 361.

167 NLA AU Rep. 220/74, Nr. 2, S. 127.



# Die Appellative „Deich“, „Diek“ und „Dyk“ in der ostfriesischen Flurnamensammlung

*Von Cornelia Ibbeken und Johann Dirksen*

Das Projekt Flurnamendeutung, dessen Träger die Ostfriesische Landschaft, das Landesamt für Geoinformation und Landesvermessung – Regionaldirektion Aurich – (LGLN) und das Niedersächsische Landesarchiv – Standort Aurich – sind, gibt es seit September 2009. Ziel des Projekts ist die Deutung der ca. 72.000 Flurnamen Ostfrieslands, die von einer Arbeitsgruppe der Ostfriesischen Landschaft um Heinrich Schumacher zusammengetragen und 2002 im Verlag der Ostfriesischen Landschaft in einem sechsbändigen Werk veröffentlicht wurden.<sup>1</sup>

Flurnamen sind Namen von Feldlagen, einzelnen Flurstücken, Straßen, Wegen und Gewässern, aber auch von Ortsteilen, Siedlungsflächen, Plätzen, Gebäuden und Hofstellen. Flurnamen wurden zur Bezeichnung der verschiedenen Landstücke von Beginn einer Besiedlung an vergeben und ermöglichten die eindeutige Bestimmung einzelner Flächen. Sie beziehen sich meistens auf charakteristische Merkmale der jeweiligen Gebiete und sind eng mit der Siedlungsgeschichte einer Ortschaft verbunden. In oft weit zurückliegenden Zeiten vergeben, erscheinen sie heute oft unverständlich. Die Sprache hat sich inzwischen verändert und die Umgebung hat sich gewandelt. Die Bedingungen, die Anlass zu einer bestimmten Namensgebung waren, existieren oft nicht mehr. Dies erklärt auch, weshalb einige Flurstücke mehrere unterschiedliche Bezeichnungen führen können. Aufgrund der Ortsentwicklung und der Besiedlung wurden viele Flächen überbaut, Gewässer, Straßen und Wege begradigt, Sümpfe trocken gelegt und die einmal vergebenen Flurnamen wurden bedeutungslos. Vor allem aber haben die Flurbereinigungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und die veränderte landwirtschaftliche Nutzung zu einem stark veränderten Bild unserer Landschaft geführt, in dem Flurnamen überflüssig wurden.

Die Flurnamen Ostfrieslands werden seit 2005 auf Initiative der LGLN im Internet präsentiert und mit digitalen Karten der Vermessungs- und Katasterverwaltung hinterlegt. Seit 2009 ist diese Präsentation mit einem Programm verknüpft, das es erlaubt, dazu berechtigten Bearbeitern nach einem vorgegebenen Schema die Deutung der Flurnamen digital einzugeben.<sup>2</sup> Die ostfriesischen Flurnamen sind georeferenziert über den Button „Flurnamen anzeigen“ abrufbar. Flurnamen, die bereits eine Erklärung haben, sind in blauer, nicht gedeutete in roter Schrift eingetragen.

Bei der Deutung der Flurnamen sollen folgende Aspekte berücksichtigt werden: Geschichte, Topografie und Wortbedeutung. Nachdem die Deutungen überprüft worden sind, werden sie zur Veröffentlichung im Internet freigegeben. Die Veröffentlichung kann auch geschehen, wenn noch nicht alle Aspekte der Deutung vollständig erarbeitet werden konnten. Die Form der Präsentation ermöglicht jederzeit Ergänzungen und Korrekturen durch den Deuter. Korrektur- und

---

1 Heinrich Schumacher, Die Flurnamen Ostfrieslands, Bd. 1-6, Aurich 2002.

2 <http://www.flurnamen-ostfriesland.de/>.

Ergänzungsvorschläge zu Deutungen oder dem Glossar können an die Redaktion der Flurnamensammlung gerichtet werden. Quellenmaterial wird von der Landchaftsbibliothek Aurich, dem LGLN, RD Aurich, und dem NLA-Standort Aurich zur Verfügung gestellt. An dem relativ jungen Projekt der Flurnamendeutung sind im Rahmen der Arbeitsgruppe ostfriesische Historiker und Laienforscher beteiligt, die sich mit der Lokal- und Regionalgeschichte und den Eigenheiten der Regionalsprache auskennen und denen das notwendige sprachwissenschaftliche Handwerkszeug zur Verfügung gestellt wurde.

Aus der systematischen Beschäftigung mit den ostfriesischen Flurnamen ist auch die Idee zu einem Projekt „Ostfriesischer Flurnamen-Atlas“ erwachsen,<sup>3</sup> in dem systematisch die Verbreitung der wichtigen und charakteristischen Flurnamen Ostfrieslands auf Karten dargestellt und in Kommentaren erläutert werden könnte. Zu bearbeitende Themengruppen bieten sich an: „Benennungen des Ackerlandes“, „Benennungen des Grünlandes“, „Flurnamen, die aus Flächenmaßbezeichnungen abgeleitet sind“, „Flurnamen in der Tradition der Gemeinheitsweiden“, „Landwirtschaftliches Brachland“, „Der Bauerplatz und hofnahes Gelände“, „Anbaufrüchte“, „Fließende Gewässer“, „Moor, Sumpf und nasses Grünland“, „Wald und Bäume“, „Landesausbau und Kolonisierung“, „Straßen und Wege“, „Wallhecken und Grenzen“. Ein Flurnamenatlas stellt also eine wichtige systematische Ergänzung der Flurnamendeutung dar und führt zu einem tieferen Verständnis ihrer Geschichte und Bedeutung. Als erste Vorarbeit für einen ostfriesischen Flurnamenatlas wurden die Appellative „Deich“, „Diek“ und „Dyk“ näher untersucht.

#### *Sprachliche Erläuterungen zum Flurnamenlexem „Deich“*

Für eine umfassende Flurnamendeutung ist es unerlässlich, parallel zu der Deutung der Eigennamen auch die Appellative, aus denen die Flurnamen bestehen, einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Appellative sind Gattungswörter und stehen damit im Gegensatz zu Eigennamen. Sie werden erst dann zu Flurnamen, wenn sie zu einer bestimmten Örtlichkeit in Beziehung gesetzt werden.

Im Untersuchungsgebiet Ostfriesland gibt es 693 Flurnamen mit dem Appellativ „Deich“, 330 mit „Diek“ und 27 mit „Dyk“. Das erste Anliegen dieses Aufsatzes ist die kartografische Darstellung der Verbreitung und Häufigkeit der Appellative „Deich“, „Diek“ und „Dyk“ in den ostfriesischen Flurnamen. Darüber hinaus soll versucht werden, den unterschiedlichen Sprachgebrauch zu erklären, wobei in Hinblick auf die Quellen die Möglichkeit besteht, dass die Schreibweisen vom jeweiligen Erfasser abhängig sind.

In den nordseegermanischen Sprachen gibt es eine Sprachwurzel \*dīka- mit der Bedeutung „der beim Graben eines Wasserlaufs an der Seite aufgeworfene Wall (als Erhöhung oder Verstärkung des Randes)“, ebenfalls eine Verbalwurzel (indogermanisch, nur nordeuropäisch) \*dheig- mit der Bedeutung „in die Erde stechen/stecken“.

3 Als ein Vorbild dafür kann der Westfälische Flurnamenatlas gelten. Vgl. Gunter Müller, Westfälischer Flurnamenatlas, Bd. 1-5, Bielefeld 2000-2012.

Die Bedeutung von \*dīka- beinhaltet „Wall“ als „etwas Ausgegrabenes“, ist aber gleichzeitig bezogen auf den „Graben“ als „das Gegrabene“. Diese Feststellung kann als Ausgangspunkt für die Entwicklung der Doppelbedeutung von „Deich“ einerseits als „Damm, Wall“ und andererseits als „Teich“ aufgefasst werden.

Das neuhochdeutsche Wort „Deich“ ist aus dem Niederdeutschen entlehnt, wobei niederdeutsche Lautformen den hochdeutschen angepasst wurden. Seit dem 15. Jahrhundert zählt „Deich“ als „fachsprachlicher“ Begriff zu dem „erweiterten Standardwortschatz“. Das spätmittelhochdeutsche „dīch“, „tīch“ ist entlehnt aus mittelniederländisch „dijc“, das wiederum von dem Altsächsischen (oder Altniederdeutschen) „dīc“ abgeleitet wird.<sup>4</sup> Im Mittelniederdeutschen hat „dīk“ neben „Damm, Deich“ auch die Bedeutung „Teich“, das altsächsische Wort „dīk“ bezeichnet dagegen konkret einen „Stein- oder Erdwall zum Schutz gegen Überschwemmung“. Diese unterschiedlichen Bedeutungen sind bereits zeitlich vorher ins Späthochdeutsche entlehnt worden.

Albert L. Lloyd, Rosemarie Lühr und Otto Springer führen ein mittelhochdeutsches Wort „dih“ mit der Bedeutung „Deich, Damm, Strömung“ auf. Zusätzlich gibt es das Mittelhochdeutsche „dīch“ „oft in der Bedeutung ‚Schutzdamm‘“. Das Frühneuhochdeutsche übernimmt diese Bedeutung in seinem Lexem „teich“; aus diesem hat sich das neuhochdeutsche „Deich“ gebildet.<sup>5</sup>

Sprachhistorisch lässt sich die Entwicklung vom Altsächsischen (oder Altniederdeutschen) Lexem „dīc“ zum Neuhochdeutschen Lexem „Deich“ zum einen mit der Betrachtung bestimmter Lautwandelphänomene erklären. Der Wandel des Langvokals /ī/ im Inneren des Wortes zum Diphthong /ei/ im Neuhochdeutschen bezeichnet die Linguistik als Diphthongierung, ein Lautwandel, der sich seit dem 11. bis 12. Jahrhundert durchsetzt. Zum anderen ist der Wechsel vom auslautenden Konsonanten, dem stimmlosen velaren Verschlusslaut /c/, der wie der Konsonant /k/ gesprochen wird, zum stimmlosen palatalen Verschlusslaut /ch/ mit der zweiten Lautverschiebung zu erklären.

Lloyd, Lühr und Springer zufolge ist die „Grundbedeutung ‚Ausgestochenes‘, ‚Ausstich‘, ‚Graben‘“ für die Entwicklung der gegensätzlichen Bedeutungen von „Deich“ ausschlaggebend. „Wird ein Graben gezogen, so entsteht daneben ein Damm.“ „Damm“ und „Graben“ können als „zwei verschiedene Aspekte eines einzigen Arbeitsvorgangs“ gesehen werden. Bei beiden handelt es sich jedoch um „etwas Ausgestochenes“.<sup>6</sup>

Marlies Philippa sieht die Entwicklung ähnlich. Sie erwähnt für niederländisch „dijk“ zwei „mittelniederländische Grundbedeutungen: ‚Aufhäufen‘ und ‚Ausgraben‘“, von denen jedoch nur die Bedeutung des „Aufhäufens“ im gegenwärtigen Sprachgebrauch erhalten ist.<sup>7</sup> Dazu ist Ulrich Scheuermann zu vergleichen, der „Diek“ im Sinne von „Teich“ oft als „letzten Hinweis auf verlandeten Teich“ interpretiert.<sup>8</sup>

4 Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin 1999, S. 167.

5 Albert L. Lloyd, Rosemarie Lühr, Otto Springer, *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen*, Göttingen 1998, Bd. 2, S. 630.

6 Lloyd, Lühr, Springer, Bd. 2, S. 631-634.

7 Marlies Philippa, *Etymologisch woordenboek van het Nederlands*, Amsterdam 2004, Bd. 1, S. 574.

8 Ulrich Scheuermann, *Flurnamenforschung. Bausteine zur Heimat- und Regionalgeschichte*, Melle 1995, S. 114.

Nach Dietrich Hofmann und Anne Tjerk Popkema kann das altfriesische Verb „dīta“ oder „dīka“ mit „deichen, abdämmen, abdichten“ oder aber mit „abgraben“ übersetzt werden.<sup>9</sup> Auch hier kommen die beiden gegensätzlichen Aspekte im Sinne von „aufwerfen“ und „abgraben“ zum Ausdruck.

Das mittelniederdeutsche Verb „dīcken“ in der Bedeutung von „1. deichen, mit Deichen sichern, eindeichen, einen Deich anlegen, aufwerfen, ausbessern 2. dämmen, abdämmen, das Wasser dämmen, stauen“ bezieht sich nur noch auf den Aspekt des Aufwerfens. Zusätzlich aufgeführt wird jedoch „in den Teich legen (Flachs zur Wasseröste, Tuch beim Walken)“. Für das Substantiv „dīk“, m., führen Agathe Lasch und Conrad Borchling neben „Deich“ und „Teich“, auch „Übertragen: Grenze“ an.<sup>10</sup>

Altfrisisch „dīk“ m. und altenglisch „dīc“ m. bedeuten beide „Erdwall“, altenglisch „dīc“ f. jedoch „Graben“, während altnordisch „diki“ n. die Bedeutung „Pfütze, Morast“ hat.<sup>11</sup> Im Vergleich dazu führen Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke mittelhochdeutsch „Tīch“, m., als „Teich, Sumpf“ an.<sup>12</sup> Und Jakob Verdam verzeichnet für mittelniederländisch „dijc“, m., „Deich, Damm“ ebenfalls „Sumpf, Morast; Teich“.<sup>13</sup>

Dieter Stellmacher gibt für niederdeutsch „dīk“, m. 1. „Deich, Schutzwall gegen Überflutung an der Küste und an großen Flüssen. Verbreitet im Küstengebiet, sonst verstreut“ und 2. „Teich“ an. Das Verb „dīken“ übersetzt er mit 1. „deichen, einen Deich bauen“, 2. „einen beschädigten Deich ausbessern, eine Lücke in einem Deich schließen“, 3. „mit Erde vollschütten“. 4. „einteichen [von Flachs oder Hanf]“ „Flachs zum Rösten in das Wasser legen“.<sup>14</sup> Die Verbreitung des Lexems „Deich“ im Küstengebiet lässt auf intensiven Deichbau und die Wichtigkeit der Nordseedeiche schließen. Auffallend ist, dass Stellmacher ebenso wie Lasch und Borchling „dīken“ mit dem „Einteichen“ von Flachs deutet.

Die Schreibweise „Dyk“ ist wahrscheinlich von nordwestfriesisch „dyk“, „Damm, Fahrdamm, Wehr, Stauanlage“ herzuleiten.<sup>15</sup> Ostfriesisch-niederdeutsch „Diek“ oder „dīk“ wird von Cirk Heinrich Stürenburg mit „Deich“, „Teich, Fischteich“ übersetzt.<sup>16</sup> Jan ten Doornkaat Koolman führt ebenfalls „a) Deich, Wall, Damm, Schutzdamm“ auf und „b) Teich, Graben, Grube“.<sup>17</sup> Auffallend ist hier, dass „Diek“ hier nicht nur mit „Teich“ und „Grube“, sondern auch mit „Graben“ übersetzt wird. Scheuermann hingegen betont darüber hinaus die Bedeutung von

9 Dietrich Hofmann, Anne Tjerk Popkema, (Unter Mitw. von Gisela Hofmann), *Altfrisisches Handwörterbuch*, Heidelberg 2008, S. 101-102.

10 Agathe Lasch, Conrad Borchling, *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, fortgeführt von Gerhard Cordes und Dieter Möhn, Neumünster 1928, Bd. 1, S. 424.

11 Kluge, S. 167.

12 Wilhelm Müller, Friedrich Zarncke (Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke), *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Nachdr. der Ausg. Leipzig 1854-1866, Stuttgart 1990, Bd. 3, S. 33.

13 Jakob Verdam (Hrsg.), *Middelnerlandsch handwoordenboek*. Nijhoff 1983, S. 136.

14 Dieter Stellmacher (Hrsg.), *Niedersächsisches Wörterbuch*, Neumünster 1965, Bd. III, S. 231-232.

15 Lloyd, Lühr, Springer, Bd. 2, S. 632.

16 Cirk Heinrich Stürenburg, *Ostfriesisches Wörterbuch*. Nachdruck der Ausgabe Aurich 1857, Leer 1996, S. 33.

17 Jan ten Doornkaat Koolman, *Wörterbuch der ostfriesischen Sprache*, Norden 1879 bis 1884, Bd. 1, S. 296.

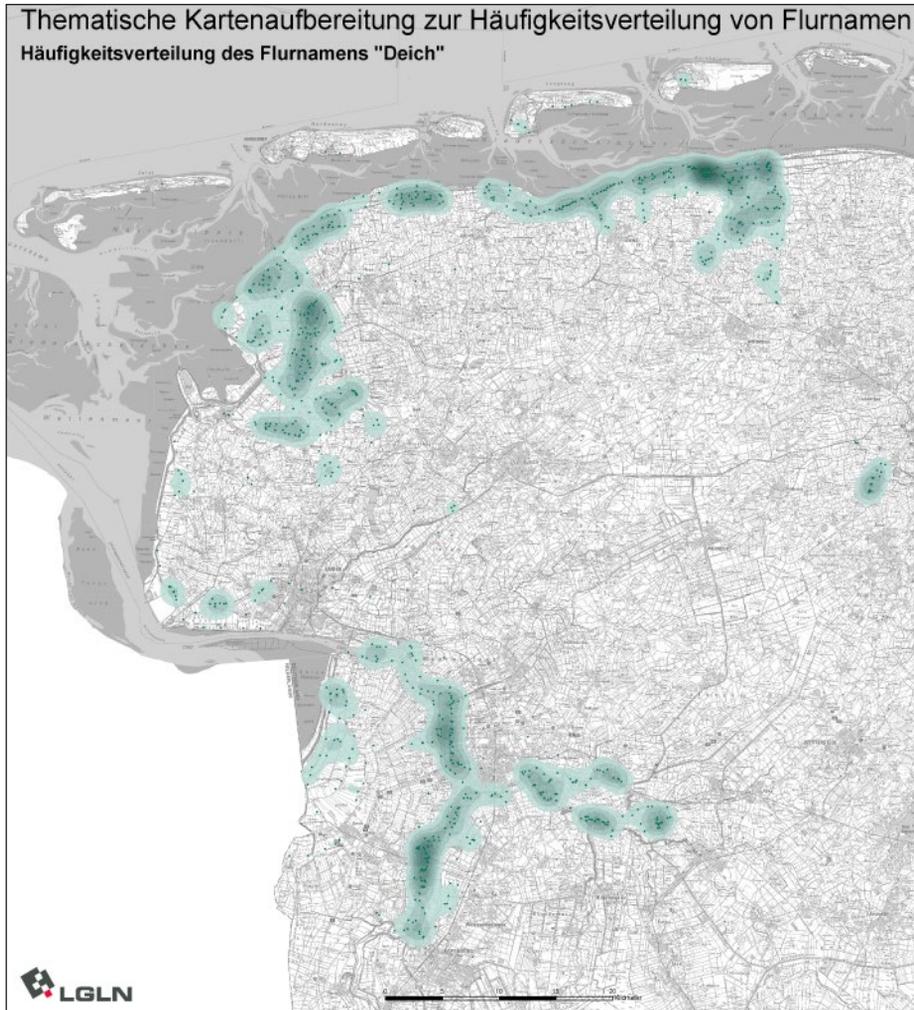


Abb. 1: Karte zur Häufigkeitsverteilung von „Deich“, erstellt von Johann Damm und Johann Dirksen (LGLN, Regionaldirektion Aurich)

„Diek“ als „Damm“ „in Namen für erhöhte, feste Wege in feuchtem Gelände“.<sup>18</sup>

„Deich“, „Diek“ und „Dyk“ kommen in Flurnamen der ostfriesischen Flurnamensammlung als Simplicia sowie als Grund- und Bestimmungswort in Komposita vor. Weiterhin wird unterschieden zwischen Primärbildungen und Sekundärbildungen. Primärbildungen benennen die jeweiligen Flurstücke direkt, während Sekundärbildungen sich nur indirekt auf sie beziehen, d. h. in den Sekundärbildungen wird ihr Bezug zu einem anderen Flurstück zum Ausdruck gebracht: Der Flurname „Diekfenne“ bezeichnet eine am Deich gelegene Fenne. Ergänzt werden „Deich“, „Diek“ und „Dyk“ durch Artikel („Der Deich“), Substantive

<sup>18</sup> Scheuermann, S. 114.

(„Schweine Deich“), Adjektive („Alter Deich“) und Adverbien („Utter Diek“), adverbialen Bestimmungen („Der Deich zum Tjücher Grashaus“), Ortsangaben („Siegelsumer Deich“), Personennamen („Udo Focken Deich“), Präpositionen („Am Deich“) und Flächenmaßen („Sechs Diemat am Deich“).<sup>19</sup>

Das Appellativ „Deich“ tritt im Untersuchungsgebiet als Wortbestandteil von Flurnamen am häufigsten auf. In der Westermarsch und in der Gemarkung Carolinensiel ist „Deich“ am stärksten verbreitet.

Carolinensiel wurde 1730 gegründet und ist somit eine relativ junge Ortschaft. „Deich“ kommt hier vorrangig in Primärbildungen vor und benennt die Deiche, die im Rahmen der verschiedenen Landgewinnungsmaßnahmen angelegt wurden. In der Westermarsch gab es vom 14. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts Eindeichungen. Häufige Wiedereindeichungen, verbunden mit dem Bau neuer Deiche, waren während dieses gesamten Zeitraums infolge schwerer Sturmfluten notwendig. Insgesamt ist festzustellen, dass „Deich“ im Gegensatz zu „Diek“ vorrangig neue Deiche benennt.<sup>20</sup>

Eine starke Verbreitung des Appellativs „Deich“ ist in den Gemarkungen Neuwesteel, Berdum, Buttforde, Funnix, Grotegaste, Mitling-Mark zu finden. Neuwesteel ist ebenfalls eine junge Ansiedlung. Der Polder, in dem die Ortschaft gegründet wurde, wurde in den Jahren 1928 und 1929 eingedeicht.<sup>21</sup>

Berdum, Buttforde und Funnix sind in der Nähe der ehemaligen Harlebucht gelegene Ortschaften. Deichbau wurde dort seit dem 13. Jahrhundert betrieben. „Deich“ ist in diesem Gebiet zum Bestandteil von Siedlungsnamen wie „Berdumer alte Mitteldeich“, „Deichhammer“ oder „Funnixer alte Mitteldeich“ geworden. Insgesamt ist in Flurnamen, die eine Ortsbezeichnung enthalten, überwiegend das Appellativ „Deich“ zu finden.<sup>22</sup>

Grotegaste und Mitling-Mark sind in der Nähe der Ems gelegene Ortschaften. Auffallend ist, dass „Deich“ hier, wie auch in den übrigen an der Ems gelegenen Gemarkungen, überwiegend in Sekundärbildungen vorkommt.

Das Appellativ „Diek“ ist im Vergleich zu „Deich“ wesentlich geringer verbreitet. „Diek“ ist in der Westermarsch und in der Lintelermarsch am stärksten vertreten. In diesen Gemarkungen beziehen sich Flurnamen mit „Diek“ überwiegend auf alte, nicht mehr genutzte und zum Teil auch nicht mehr vorhandene Deiche. Als Beispiele dafür wären „Oll Diek“, „Kummerdiek“ und „Slaperdieksland“ zu nennen.

19 Sämtliche Flurnamen wurden entnommen aus: Sch u m a c h e r, 2002.

20 Gretje Schreiber, Westermarsch I. Westermarsch II. Online-Artikel in der Historischen Ortsdatenbank Ostfriesland; [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO\\_Westermarsch\\_I.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO_Westermarsch_I.pdf); [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO\\_Westermarsch\\_II.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO_Westermarsch_II.pdf); Carolinensiel. Online-Artikel in der Historischen Ortsdatenbank Ostfriesland; [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO\\_Carolinensiel.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO_Carolinensiel.pdf) [Abruf: 01.08.2015].

21 Neuwesteel. Online-Artikel in der Historischen Ortsdatenbank Ostfriesland. [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO\\_Neuwesteel.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO_Neuwesteel.pdf) [Abruf: 01.08.2015].

22 Manfred Wittor, Paul Weßels, Buttforde. Online-Artikel in der Historischen Ortsdatenbank Ostfriesland. [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO\\_Buttforde.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO_Buttforde.pdf); Berdum. Online-Artikel in der Historischen Ortsdatenbank Ostfriesland. [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO\\_Berdum.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO_Berdum.pdf); Funnix. Online-Artikel in der Historischen Ortsdatenbank Ostfriesland. [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO\\_Funnix.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO_Funnix.pdf) [Abruf: 01.08.2015].

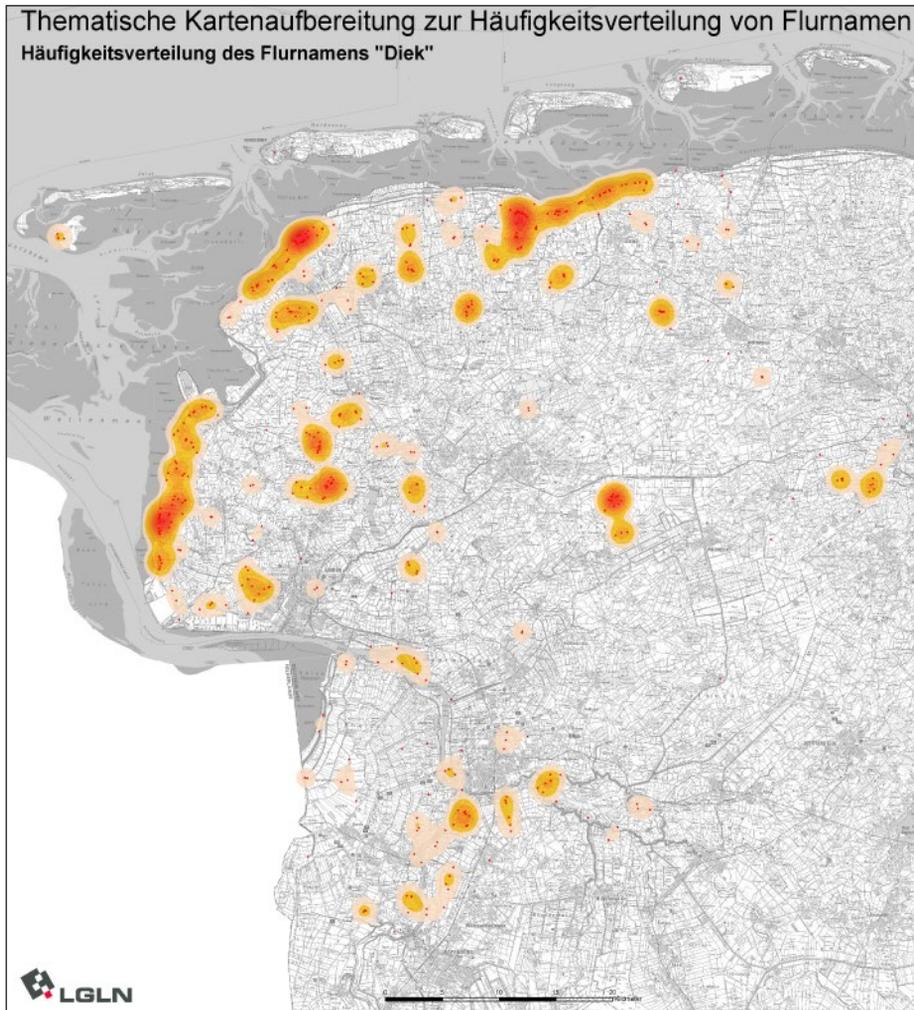


Abb. 2: Karte zur Häufigkeitsverteilung von „Diek“, erstellt von Johann Damm und Johann Dirksen (LGLN, Regionaldirektion Aurich)

Auffallend häufig kommt „Diek“ in dem Küstenabschnitt vor, der sich von der Gemarkung Westerbur über Damsum, Bengersiel bis nach Ostbense hinzieht, wobei die Verbreitung von „Diek“ in Westerbur und Bengersiel größer ist als in Damsum und Ostbense. In Westerbur ist „Diek“ zu finden in „Oll Diek“, der Bezeichnung für den alten, ausgedienten Deich, der heute die südliche Grenze des Westerburer Neulandes bildet. In Bengersiel ist „Diek“ ausschließlich in Sekundärbildungen vorhanden, während der neue Deich „Seedeich“ genannt wird.

In der Krümhorn ist eine Anhäufung von „Diek“ in dem Küstenabschnitt zu verzeichnen, der von Rysum über Campen, Upleward, Hamswehrum, Manslagt und Pilsum nach Greetsiel verläuft. „Diek“ ist in den genannten Gemarkungen

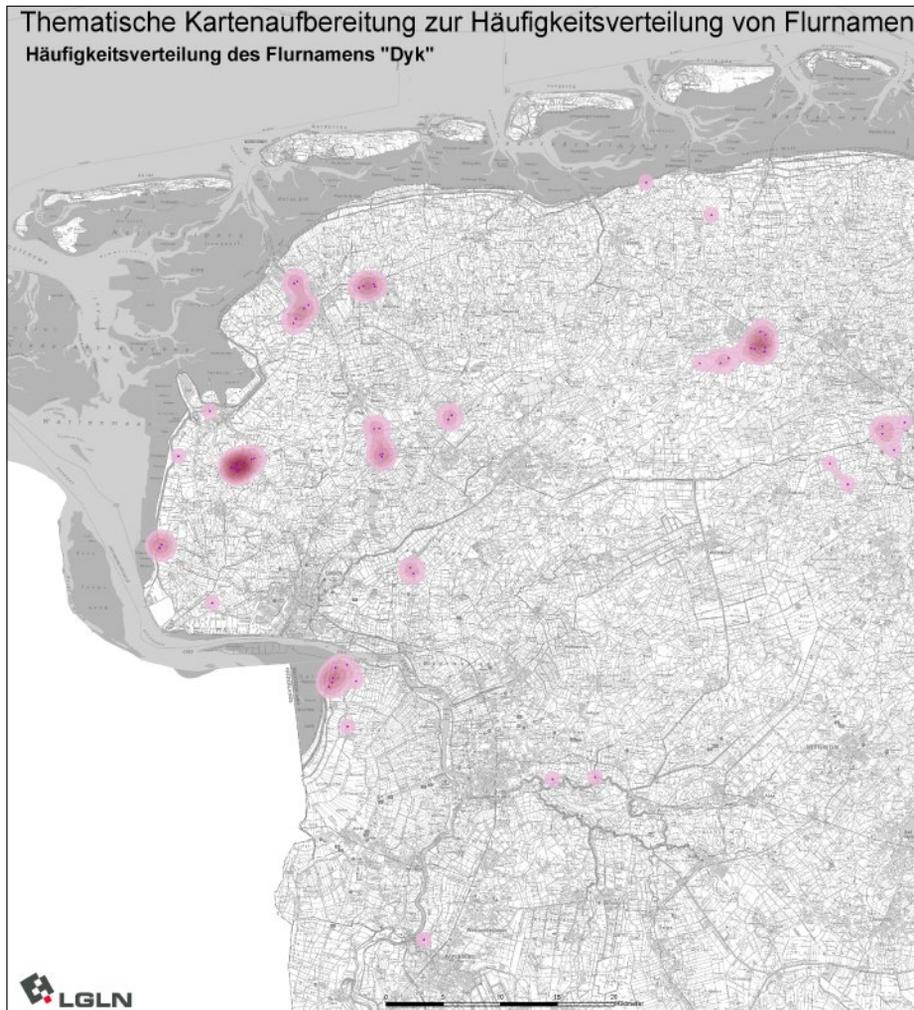


Abb. 3: Karte zur Häufigkeitsverteilung von „Dyk“, erstellt von Johann Damm und Johann Dirksen (LGLN, Regionaldirektion Aurich)

jeweils sechs- bis neunmal vertreten und benennt auch hier vorrangig den alten Deich, den „Oll Diek“ oder tritt in Sekundärbildungen auf.

Auffallend ist das häufige Vorkommen der Bezeichnungen „Saardeich“ oder „Saardiek“ in der Nähe der neuen Deiche des Harlingerlandes und der Krummhörn. In „Saardiek“ hat „Diek“ die Bedeutung von „Teich“. „Saardiek“ bezeichnet „Land, was zum Zweck der Verstärkung und Ausbesserung eines Deiches ausgegraben ist und zu einem Kolk gemacht wurde“.<sup>23</sup>

<sup>23</sup> ten Doornkaat Koolman, Bd. 3, 85.

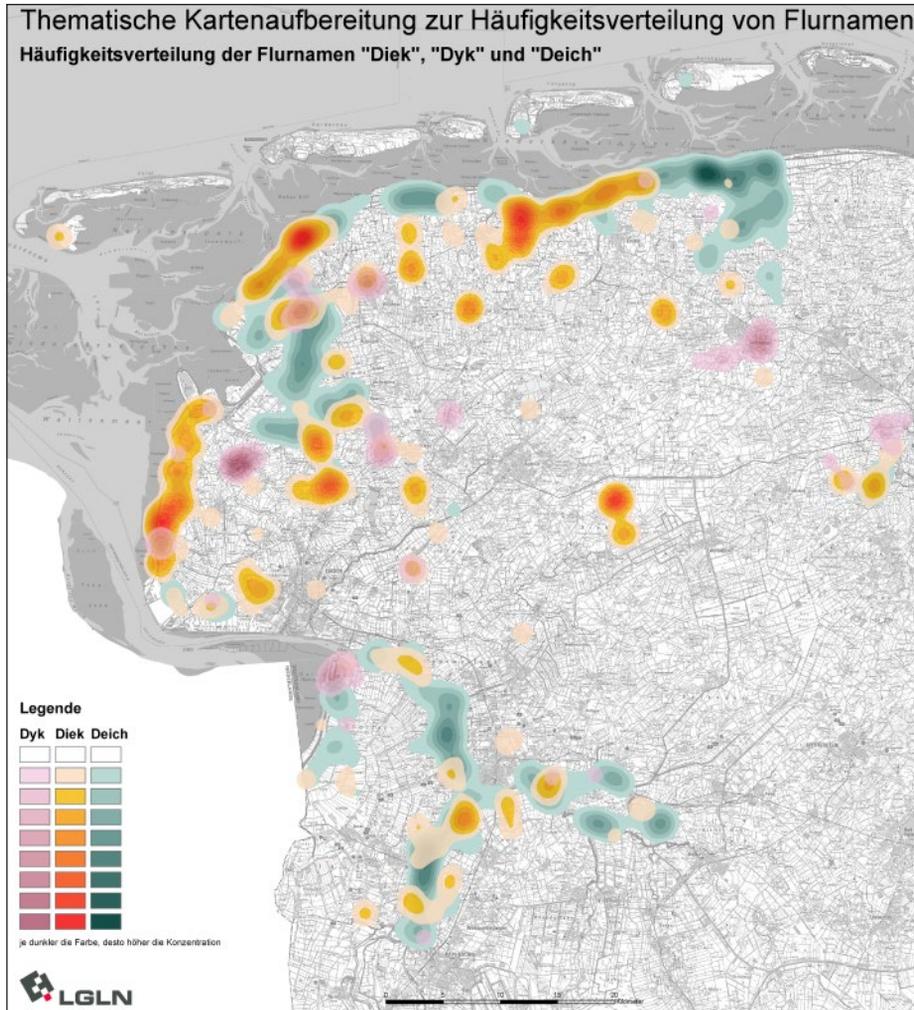


Abb. 4: Karte zur Häufigkeitsverteilung von „Deich“, „Diek“ und „Dyk“, erstellt von Johann Damm und Johann Dirksen (LGLN, Regionaldirektion Aurich)

In der Gemarkung Felde wiederum hat „Diek“ die Bedeutung von „Damm“ und kommt hier „in Namen für erhöhte, feste Wege in feuchtem Gelände“ vor.<sup>24</sup> „Hogedieks“ ist hier insgesamt zehnmals in Komposita mit –weg, –moor, –tog und –stücken vorhanden. Der „Hogediexweg“ verlief am Rande des Mooregebietes wie auf der Karte der Preußischen Landesaufnahme von 1899 noch deutlich zu erkennen ist.<sup>25</sup>

<sup>24</sup> Scheuermann, S. 114.

<sup>25</sup> Preußische Landesaufnahme aus dem Jahr 1899, Ausschnitt aus dem Kartenblatt Nr. 2511 (LGLN Aurich).

Das Appellativ „Dyk“ ist im Untersuchungsgebiet auffallend gering verbreitet. Da Flurnamen traditionell mündlich weitergegeben wurden, kann in diesen Fällen davon ausgegangen werden, dass es hier keinen Bedeutungsunterschied zu „Diek“ gibt.

In der Krummhörn ist „Dyk“ Bestandteil von Flurnamen, die den Namen einer Ansiedlung enthalten. In Visquard beziehen sich sieben Flurnamen auf den Ortsteil „Dykhusen“, der 1376 erstmals als „Dichusen“ urkundlich erwähnt wird und in Pogum vier Flurnamen auf „Dyksterhusen“, das 1735 als „Dicksterhausen“ erfasst wurde. In Loquard beziehen sich drei Flurnamen auf „Dyksterhus“, 1805 als „Dixterhus“ aufgeführt. Weitere Flurnamen mit dem Appellativ „Dyk“ gibt es in diesen Gemarkungen nicht.<sup>26</sup> In Norden, Hage und Lütetsburg kommt „Dyk“ in Primärbildungen vor, die alte, nicht mehr genutzte Deiche bezeichnen.<sup>27</sup>

---

26 Loquard. Online-Artikel in der Historischen Ortsdatenbank Ostfriesland. <http://www.ostfriesischelandschaft.de/624.html?type=0&uid=1441&cHash=5fd4e15df339ef53be1ddc4bffe9da5a>; Pogum. Online-Artikel in der Historischen Ortsdatenbank Ostfriesland. [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO\\_Pogum.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO_Pogum.pdf); Visquard. Online-Artikel in der Historischen Ortsdatenbank Ostfriesland. [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO\\_Visquard.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/HOO/HOO_Visquard.pdf) [Abruf: 01.08.2015].

27 Sämtliche hier angeführten ostfriesischen Flurnamen wurden entnommen aus: S c h u m a c h e r .

# Neue Literatur

## 1. Zur Geschichte Ostfrieslands

**Karl-Ernst Behre, Ostfriesland. Die Geschichte seiner Landschaft und ihrer Besiedlung. Wilhelmshaven 2014, 332 S., zahlr. Ill., graph. Darst., Kt. + 3 Faltkt., 27,80 Euro, ISBN 978-3-941929-09-8.**

Karl-Ernst Behre, der ehemalige Leiter des Niedersächsischen Instituts für historische Küstenforschung, und emeritierter Teilzeitprofessor für Vegetationsgeschichte des Quartärs an der Freien Universität Amsterdam, hat im Jahr 2014 nach Veröffentlichungen wie beispielsweise „Meeresspiegelanstieg – Marschentwicklung- Küstenlinien: die letzten 10.000 Jahre an der deutschen Nordseeküste“ (2004), „Landschaftsgeschichte Norddeutschlands: Umwelt und Siedlung von der Steinzeit bis zur Gegenwart“ (2008) und „Die Geschichte der Landschaft um den Jadebusen“ (2012), nun mit der hier vorliegenden Veröffentlichung speziell zur Ostfriesischen Halbinsel die Serie fortgesetzt.

Wie die übrigen Werke richtet sich auch dieses an den interessierten Laien, der seine Kenntnisse über die ostfriesische Landschaft vertiefen möchte. Dabei ist es weniger ein klassisches „Lesebuch“, als vielmehr ein interessantes Nachschlagewerk, in dem man einzelne Themen gezielt in reichlich illustrierten Kapiteln nachlesen kann. Ergänzt wird es durch drei Karten, die die Geschichte des Deichbaus illustrieren.

Behre hat das Werk in 13 Kapitel eingeteilt, die von Aufbau und Formung der ostfriesischen Naturlandschaft, über Siedlungs- und Umweltgeschichte auf der Geest und in der Marsch und der Entwicklung des Deichbaus bis zur Entwicklung von Landwirtschaft, Verkehr, Industrie und Gewerbe reichen. Zum besseren Verständnis ergänzt er die Darstellung mit einer kurz gehaltenen Schilderung der politischen und kirchlichen Entwicklung bzw. des Kirchenbaus. Im Folgenden soll jedoch nur auf die wichtigsten und ausführlichsten Abschnitte eingegangen werden.

Besonders detailreich sind die Kapitel über die Entwicklung der Naturlandschaft, die Siedlungs- und Umweltgeschichte sowie über den Deichbau. Der geneigte Leser erfährt Wissenswertes nicht nur über die „oberirdische“ Entwicklung, sondern auch über die in der Tiefe. So berichtet Behre im Abschnitt über die Entwicklung der Naturlandschaft über vor 250 Millionen Jahren in Nordwestdeutschland entstandene Salzstöcke, in die man in heutiger Zeit Hohlräume, sogenannte Kavernen, bohrt, um dort Rohöl und Erdgas zu lagern, oder auch über Pingo-Seen, die aus einem stetig wachsenden Eiskern im Dauerfrostboden des Eiszeitalters, gewachsen sind. In den Kavernen bei Etzel befinden sich heute nicht nur die Vorräte der Ölkonzerne für 90 Tage sondern auch die Bundesreserve von 10 Millionen Tonnen Rohöl, und die Pingos kann man heute noch z.B. bei Timmel (Frauenmeer) sehen. Auch die während der verschiedenen Phasen der Erdgeschichte entstandene, zum Teil wieder verschwundene Flora, die Entstehung der Moore und die Veränderungen der Küstenlinie werden ausführlich dargestellt. Dabei gelingt es ihm, den teilweise etwas trockenen Stoff anschaulich zu schildern und deren Bedeutung für die Gegenwart zu verdeutlichen.

In den Abschnitten über die Siedlungs- und Umweltgeschichte auf Marsch und Geest zeigt Behre wie sich Landschaft und Menschen gegenseitig beeinflussten. Beispielsweise war Ostfriesland im Mittelalter besonders auf der Geest eine durchaus walddreiche Gegend, doch umfangreiche Rodungen, eine vielfältige

Holznutzung und nicht zuletzt die Ausbreitung der Heide durch eine intensiv genutzte Plaggenwirtschaft führten im Verlauf des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit zu einer erheblichen Holzknappheit. Es gab zahlreiche Gegenmaßnahmen, darunter große Aufforstungen, aber auch der Einzelne musste seinen Teil dazu beitragen. So waren junge Paare verpflichtet, anlässlich ihrer Eheschließung sogenannte Braut-Eichen zu pflanzen. Und der mittelalterliche Siedlungsausbau nach der Bedeichung auf der Marsch brachte nicht nur neue, größere Siedlungen und dauerhaft fruchtbare Landflächen hervor, sondern auch Besonderheiten wie die Norder Theelacht, die nach aktuellem Kenntnisstand älteste, auch heute noch in abgewandelter Form bestehende, Genossenschaft der Welt. Es handelt sich hierbei um den Verband von einigen Familien, die ihre zwischen der Ostermarsch und Nesse gelegenen Ländereien gemeinschaftlich besitzen und verwalten.

In den Kapiteln über die Geschichte des Deichbaus beschreibt Behre gut verständlich die immerwährende Auseinandersetzung des Menschen mit dem Meer, die für diese Region so prägend ist. Er berichtet über Fortschritte im Küstenschutz und verheerende Rückschläge durch große Sturmfluten, wie z.B. die „Grote Mandränke“ von 1362 oder die „Weihnachtsflut“ von 1717, die einen hohen Tribut an Mensch, Tier und Landschaft forderten. Gerade diese forderten die Bewohner Ostfrieslands aber auch immer wieder heraus, ihre Deichbautechniken zu verbessern und den daraus entstehenden Herausforderungen mit neuen Lösungen zu begegnen. Doch die umfangreichen Deichbauarbeiten an der Küste benötigten gerade wegen der nur begrenzt zur Verfügung stehenden Zeit viele Arbeitskräfte, die in Ostfriesland in der Menge gar nicht zur Verfügung standen. Also war man auf externe Lohnarbeiter bzw. Tagelöhner angewiesen, die unter extrem schlechten Arbeitsbedingungen zu geringen Löhnen 12 bis 14 Stunden arbeiten mussten. Dass es unter diesen Arbeitsbedingungen zu Streiks kam, hier in Ostfriesland als Lavays bezeichnet, verwundert nicht. Die ersten sind für die Zeit um 1500 überliefert und sind damit gleichzeitig die früheste Streikbewegung in Europa.

Aber auch von Kuriositäten weiß Behre zu erzählen, wie z.B. von der im 18. Jahrhundert in die Nordsee eingeschleppten Bohrmuschel, die erheblichen Einfluss auf den Deichbau hatte. Sie bohrte sich in die zu dieser Zeit in Ostfriesland weit verbreiteten hölzernen Stackdeiche und destabilisierte diese nachhaltig. Am Ende war man gezwungen, zu älteren, aber – wie sich zeigte – auch effektiveren Deichbautechniken zurückzukehren. Die landwirtschaftlich fruchtbarste Gegend Ostfrieslands, das Rheiderland, illustriert Behre mit einem Zitat von Heinrich Heine „Wenn ich ein Rindvieh wär, würd ich bei Jemgum grasen“. Durch Anlage zahlreicher Polder und einer gezielten Entwässerung, gelang es den Menschen im Dollart-Gebiet, der See große Flächen abzutrotzen und aufzuwerten.

Diese Aufzählung von kleinen Besonderheiten und Kuriositäten ließe sich noch weiter fortsetzen. Ihr Informationsgehalt ist vielleicht nicht immer von wesentlicher Bedeutung, doch nicht zuletzt auch sie machen diese Veröffentlichung neben der fundierten und manchmal etwas zu ausführlich geratenen Schilderung der reinen Fakten zu einer interessanten Lektüre.

Mir als „Neu-Ostfriesin“ hat dieses Werk viele vertiefende Einblicke in die Ostfriesische Landschaftsgeschichte gebracht und viele kleine Überraschungsmomente beschert.

**Ude Hangen, Handgemachtes Land. Das Deich- und Sielwesen im Harlingerland, hrsg. von der Deichacht Esens-Harlingerland und den Sielachten Dornum und Esens, Eigenverlag, Esens 2015, 687 S. und 96 S. Anhang, Ill., Kt., Kartenbeilage, 69,00 Euro, ISBN 978-3-87-54208-76.**

Für die meisten Besucher der Ostfriesischen Halbinsel werden wohl die Deiche und das verzweigte Gewässernetz der Kanäle, Tiefs usw. zu den Attraktionen der Küstenregion gehören, an denen man sich im Urlaub erfreut, und die man zu Fuß, mit dem Rad oder – wo möglich – mit dem Boot erkundet. Und auch für die Einwohner Ostfrieslands sind die vielfältigen Küstenschutzwerke in der Regel eher eine Selbstverständlichkeit.

Allzu schnell vergisst man, welcher Aufwand an Zeit, Personal und Material notwendig war und ist, um Deiche, Siele, Schöpf- und Pumpwerke zu bauen und zu erhalten. Und allzu gerne nimmt man die Sicherheit vor den Gefahren durch Hochwasser von der See oder aus dem Binnenland, die diese Bauwerke Land und Leuten bieten, als gegeben hin.

Umso erfreulicher ist es da, dass nun ein Buch vorliegt, das dem Leser am Beispiel des Harlingerlandes in Erinnerung bringt, wie weite Teile des Landes an der Küste entstanden sind, wie sie geschützt werden und wer dafür verantwortlich ist: „Handgemachtes Land – Das Deich- und Sielwesen im Harlingerland“.

Der Verfasser, Ude Hangen, ist ein Fachmann ersten Ranges und hierzulande kein Unbekannter. Der studierte Bauingenieur war lange Jahre stellvertretender Leiter des Wasserwirtschaftsamts Aurich, bevor er 1997 in den Ruhestand ging. Er hat schon mehrfach zum Thema veröffentlicht, u.a. zur Deichacht Krummhörn (2003) und zur Sielacht Dornum (2002).

An Stelle einer ursprünglich geplanten „einfachen“ Chronik der Deich- und Sielachten im Harlingerland ist nun ein umfassendes Werk entstanden, das die Entstehung und Entwicklung des Deich- und Sielwesens im Harlingerland und in den Bereichen der einzelnen Sielachten Esens, Wittmund und Dornum in einem gewaltigen Zeitbogen vom Mittelalter bis zur Gegenwart vorstellt.

Die Darstellung beginnt bei der Besiedelung der Marsch und folgt den großen Zeitabschnitten der ostfriesischen Geschichte: Herrschaft der Cirksena, erste Preußenzeit, die Jahre der Fremdherrschaft (Holland, Frankreich), die nachnapoleonische Zeit usw. Ausführlich schildert Ude Hangen die Arbeit der Deich- und Sielachten, ihre theoretischen und rechtlichen Grundlagen und Ziele. Anschaulich beschreibt er die geographischen Voraussetzungen und zu berücksichtigende Besonderheiten. Der Geschichte der Küste mit ihrem wechselnden Verlauf, mit Sturmfluten, Landgewinnung und -verlust wird breiter Raum gegeben. Deichbau und der Bau der Siel- und Schöpfwerke mit ihrer Funktion und Bedeutung sind ebenso wichtige Kapitel des Buches, wie Abschnitte über einzelne wichtige Personen wie z.B. den Wasserbauinspektor Taaks. Zahlreiche Abbildungen und Graphiken sowie ein ausführliches Glossar und Anhang runden das Werk ab. Sie tragen ebenso wie der Erzählstil des Verfassers dazu bei, dass hier nicht ein trockenes 800-Seiten-Nachschlagewerk vorliegt, sondern ein spannendes, informatives Handbuch, das sowohl den mit der Materie bekannten Fachmann, als auch jeden an diesem für Ostfriesland so wichtigen Thema interessierten Leser zu intensiver Lektüre einlädt.

Weite Teile des heutigen Kulturraums der ostfriesischen Halbinsel sind im wahrsten Sinne des Wortes *handgemachtes Land*. Dieses Land zu erhalten und zu schützen war und ist in der Geschichte und im Alltag Ostfrieslands eine gewaltige Aufgabe. Dennoch ist es wohl so, „dass die enge Beziehung zum Deich, zum Siel und zu den Gewässern, die in früherer Zeit bestand, leider verloren gegangen ist.“ (S. 677) Das Buch von Ude Hangen trägt dazu bei, dass dieser wichtige Teil Heimatgeschichte nicht in Vergessenheit gerät.

Norderney

Dietrich Nithack

**Michael Hermann (Hrsg.), Das 20. Jahrhundert im Blick. Beiträge zur ostfriesischen Zeitgeschichte (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, Bd. 85), Aurich 2015, 396 S., zahlr. Ill., 30 Euro, ISBN 978-3-940601-27-8.**

Im Oktober 2015 ist Prof. Dr. Bernhard Parisius, der langjährige Leiter des ehemaligen Auricher Staatsarchivs (heute Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Aurich) kurz nach Erreichen des 65. Lebensjahres in den Ruhestand getreten.

Parisius hat sich nicht nur als Archivleiter, sondern besonders durch sein landes- und regionalgeschichtliches Forschen und Arbeiten u.a. zur jüngsten ostfriesischen Geschichte einen Namen auch weit über Ostfrieslands Grenzen hinaus gemacht. So ist es mehr als angemessen, dass ihm anlässlich seiner Verabschiedung als besonderes Geschenk eine Festschrift überreicht wurde, die hier kurz vorgestellt werden soll.

Das in der Reihe „Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands“ erschienene Buch trägt den Titel: „Das 20. Jahrhundert im Blick – Beiträge zur ostfriesischen Zeitgeschichte“. Der Titel weist gleichzeitig auf den Inhalt und einen besonders wichtigen Arbeitsschwerpunkt des Adressaten der Festschrift hin.

Dreizehn Autoren, langjährige Kollegen und Nachwuchswissenschaftler, laden den Leser mit informativen und interessanten Aufsätzen auf einen spannenden Streifzug durch die jüngere Vergangenheit Ostfrieslands ein. Herausgeber des Werks ist Michael Hermann, Parisius' Amtsnachfolger im Auricher Archiv.

Nach Einleitung und ausführlicher, würdiger Darstellung der Arbeit Prof. Dr. Parisius' durch den Herausgeber folgt ein Aufsatz von Kirsten Hoffmann über die Jahrhundertwende 19./20. Jhd. in Ostfriesland. Die folgenden Arbeiten von Brigitte Junge und Rolf Uphoff haben ostfriesische Kindheits- und Frauengeschichte sowie die Zeit der Weimarer Republik zum Inhalt. In den anschließenden Beiträgen geht es schwerpunktmäßig um die Zeit des Nationalsozialismus in Ostfriesland. So schreiben Nina Hennig über Provenienzforschung bei Sammlungsstücken der Ostfriesischen Landschaft und Menna Hensmann über den Leeraner „Fall Liesel“ 1936. Heiko Suhr, Paul Weßels und Burkhard Schäfer stellen mit Hermann Conring, Bernhard Kuiper und Karl Lührmann drei in der Zeit von 1933-45 besonders exponierte Ostfriesen vor. Ein Beitrag von Michael Hermann über das Phänomen der „Leichentrauungen“ während des Zweiten Weltkriegs und unmittelbar danach rundet das Kapitel „33-45“ ab. Anschließend berichten Stefan Pötzsch über das 1952 ausgesprochene Verbot der Sozialistischen Reichspartei – das erste Parteiverbot in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland – und Markus Seemann über

Katholische Militärseelsorge in Ostfriesland – auf Grund persönlichen Interesses des Verfassers dieser Rezension ein besonders gelungener Aufsatz. Wilko Lucht befasst sich in einem Beitrag mit der in den 1980er Jahren erschienenen Zeitung „Ostfriedlicher Generalanzeiger“ und Aiko Schmidt beschließt das Werk mit der Darstellung des ostfriesischen Anteils an den Kulturbeziehungen Niedersachsen und der Provinz Anhui in China.

Die Festschrift ist ansprechend bebildert und bietet eine fachkompetente und gelungene Zusammenstellung interessanter Aufsätze zur ostfriesischen Geschichte des 20. Jahrhunderts, einem historischen Kapitel, das „bislang immer noch stiefmütterlich behandelt worden ist.“ (Hermann, S. 12). Besonders hervorzuheben ist, dass es Michael Hermann gelungen ist, ganz im Sinne des für Prof. Dr. Parisius so wichtigen ostfriesischen Netzwerks, nicht nur Fachleute aus der Archivwelt sondern auch aus den Bereichen Museum und Bibliothek für die Mitarbeit zu gewinnen.

So lädt das Buch nun sowohl den mit der Materie bekannten Fachmann, als auch jeden an diesem für Ostfriesland so wichtigen Thema „20. Jahrhundert“ interessierten Leser zu intensiver Lektüre und weiteren Forschungen ein.

Norderney

Dietrich Nithack

**Michael Hermann / Paul Weßels (Hrsg.), Ostfriesland im Ersten Weltkrieg (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, Bd. 84), Aurich 2014, 532 S., zahlr. Ill., 29,90 Euro, ISBN 978-3-940601-24-7.**

Der Erste Weltkrieg war für die damaligen Zeitgenossen zweifellos ein ungeheures Ereignis, das ihr eigenes Leben, die Welt und die Gesellschaft, in der sie lebten, nachhaltig veränderte. Auch die Bedeutung für die nachfolgende Geschichte kann nicht unterschätzt werden. Ob es sich dabei um die von dem amerikanischen George F. Kennan als solche bezeichnete und heute vielfach noch gern zitierte „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ handelte, oder um eine Art Katalysator, der Kontinuitäten aus dem 19. Jahrhundert in sich aufgenommen und radikalisiert hat, wie es Michael Jonas, Autor des ersten Aufsatzes in dem hier zu besprechenden Werk, vorschlägt, bleibt in der Forschung jedoch umstritten.

Vor zwei Jahren nun jährte sich der Beginn des Ersten Weltkrieges zum 100. Mal – ein Ereignis, das viele Ausstellungen, Gedenkveranstaltungen, Symposien und eine Flut von Publikationen zum Thema hervorbrachte. Eine dieser befasste sich explizit mit den Ereignissen und Erfahrungen an der sogenannten „Heimatfront“ auf der ostfriesischen Halbinsel.

Bereits im Vorfeld des Gedenkjahres hatte sich eine Arbeitsgruppe aus Historikern, Archivaren und Museumsfachleuten gegründet, um die neuesten regional-historischen Erkenntnisse einer breiteren Öffentlichkeit zu präsentieren. Am Ende wurden im Jahr 2014 in der Region sieben Museumsausstellungen zum Thema angeboten, eine historische Tagung zum Ersten Weltkrieg im Forum der Ostfriesischen Landschaft veranstaltet und der hier vorliegende, von Michael Hermann (Niedersächsisches Landesarchiv) und Paul Weßels (Ostfriesische Landschaftsbibliothek) herausgegebene Sammelband veröffentlicht. Er enthält neben 15 thematischen Aufsätzen sieben Beiträge, die die einzelnen Museumspräsentationen

vorstellen. Thematischer Schwerpunkt des Projekts war der Blick auf die sogenannte Heimatfront, deren massive Bedeutung für den Ersten Weltkrieg in den letzten Jahren verstärkt in den Blick der historischen Forschung gerückt ist. Allerdings ist der nordwestdeutsche Raum bisher noch unterrepräsentiert. In den Darstellungen der Ostfriesischen Geschichte war der Erste Weltkrieg bislang eher eine „Randnotiz“, was angesichts der exponierten Lage zu England am äußersten Nordwesten des Deutschen Reiches und der militärisch nicht unbedeutenden Seehäfen Emden und Wilhelmshaven überrascht.

Mit dem vorliegenden Sammelband wollen die Herausgeber und Autoren dazu beitragen, diese Forschungslücke zu füllen. Wie reagierte die ländliche Bevölkerung auf den Kriegsausbruch? Wie nahm man Anteil am Geschehen? Welche Auswirkungen hatte der Krieg auf die ökonomischen und sozialen Verhältnisse? Welche Bedeutung hatte er auf das Verhältnis der Geschlechter? Welche Auswirkungen lassen sich für einzelne Berufsgruppen erkennen? Diesen Fragen sollte in den einzelnen Aufsätzen nachgegangen werden.

Die ersten beiden Beiträge von Michael Jonas (Region und globaler Krieg. Überlegungen zum norddeutschen Raum im Ersten Weltkrieg, S. 15-29) und Markus Seemann (Der Erste Weltkrieg in regionalgeschichtlicher Perspektive – ein Forschungsüberblick, S. 31-43) befassen sich weniger mit den Ereignissen und Erfahrungen selbst, als vielmehr mit der Historiographie zum Thema. Während Jonas – ausgehend vom Schicksal der SMS Emden – eine kurzweilige Einführung in das Thema bietet, nimmt Seemann besonders die Regionalgeschichtsschreibung in den Blick. Beide konstatieren seit den 1990er Jahren einen Paradigmenwechsel in der Forschung, weg von dem bisherigen politik- und sozialgeschichtlich geprägten Blickwinkel hin zu einer differenzierten Darstellung, die sowohl regionale Unterschiede (Stadt und Land) als auch alltagsgeschichtliche und mentalitätsgeschichtliche Aspekte berücksichtigt und das immer noch weit verbreitete „monolithische“ Narrativ (vgl. Jonas, S. 25) zum Ersten Weltkrieg hinterfragt.

In den übrigen 13 Aufsätzen nähern sich die Autoren dem täglichen Leben während des Ersten Weltkrieges aus verschiedenen Blickwinkeln, befassen sich mit der Frühphase der Revolution 1918/19 und setzen sich mit dem Nachkriegsgedenken auseinander. Sie vermitteln dem Leser so einen weit gefächerten Eindruck des Kriegsalltags. Rolf Uphoff berichtet über den verändernden Einfluss des Krieges auf die Stadtverwaltungen in Emden und Wilhelmshaven (Der Erste Weltkrieg als Modernisierungsimpuls – Anpassung der Verwaltung an die Herausforderungen des modernen Krieges, dargestellt am Beispiel von Emden und Wilhelmshaven, S. 147-157), während Brigitte Junge die Situation in der Garnisonsstadt Aurich („Zeitweise war Aurich ein einziges Lazarett...“ – die ostfriesische Garnison im Ersten Weltkrieg, S. 177-195) beschreibt. Mit zwei Beiträgen ist Burkhard Schäfer vertreten. Er schildert einmal die kurze Existenz der Kriegsschreibstube in Emden (S. 211-215) und beleuchtet dann ausführlich die Lage der ostfriesischen Lehrerschaft („Wir Lehrer müssen jetzt unsere Reihen noch enger schließen“ – Die ostfriesische Lehrerschaft im Ersten Weltkrieg, S. 297-333), die zwar große Verluste zu beklagen hatte, nach dem Krieg jedoch, nicht zuletzt wegen des großen Einsatzes an der Heimatfront, eine deutlich gesteigerte soziale Stellung in der Gesellschaft einnahm. Markus Seemann untersucht in seinem zweiten Beitrag („Loopt na de Isdern Keerl und spikert!“ – Nageldenkmäler in Ostfriesland, S. 217-242), ob der im Deutschen Reich weit verbreitete Brauch des Einschlagens von Nägeln

in eine Holzstatue zur patriotischen Unterstützung der Kriegswohlfahrt auch in Ostfriesland gepflegt wurde. Die Rolle der Frauen während des Ersten Weltkrieges wird von Ingrid Hennings in ihrem Beitrag 'Kriegsfürsorge' – Die Zwangsvereine des Vaterländischen Frauenvereins in Ostfriesland (S. 243-269) thematisiert. Dietrich Niethack befasst sich mit der Kriegsbibliothek in der Landschaftsbibliothek in Aurich (S. 271-279) und Rudolf Nassua stellt Ostfriesland als Basis für den Luftkrieg im Ersten Weltkrieg vor (S. 281-296).

Auf einige Aufsätze soll hier wegen der besonderen Quellennutzung und des von dem in den übrigen Beiträgen verfolgten Ansatzes näher eingegangen werden. Bei der Untersuchung zeitgenössischer Wahrnehmungen und Erlebenswelten stellt sich dem Historiker nicht selten ein Quellenproblem, braucht es doch dafür sogenannte Egozeugnisse wie Zeitzeugenberichte, Tagebücher, Briefe etc. Für den ostfriesischen Raum sind diese Quellen jedoch kaum überliefert. Michael Hermann zieht deshalb in seinen beiden Aufsätzen über das sogenannte Augusterlebnis (Kriegsbegeisterung, Kriegsbereitschaft oder Kriegsbesorgnis? Ostfriesland und das „Augusterlebnis 1914“, S. 45-81) und über die Heimatfront in Ostfriesland (Die „Heimatfront“ in Ostfriesland 1914-1918 im Spiegel der Schulchroniken, S. 83-146) die im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich und im Schulmuseum in Folmhusen zahlreich vorhandenen Schulchroniken als alternative Quellen heran. Diese bieten Einblicke in die Befindlichkeit und das Erleben der Zeitgenossen. Hermann stellt heraus, dass die Reaktion auf den Kriegsausbruch keinesfalls einheitlich war oder es gar zu großen Jubelstürmen gekommen sei. Es gab vielmehr ganz verschiedene Verhaltensmuster, denen vor allem die Abwesenheit von Widerstand gegen Krieg und Einberufung gemeinsam war. Der Eintritt des Deutschen Reiches in den Krieg, so sein Ergebnis, rief zwar meist keine großen Begeisterungstürme wie in den städtischen Ballungszentren hervor – vielmehr berichten die Chronisten häufiger über den großen Ernst, mit der die Nachricht aufgenommen wurde –, doch gleichzeitig offenbarten sie eine in der Bevölkerung deutlich vorherrschende Akzeptanz, betrachteten die Menschen diesen Krieg doch als einen ihnen beinahe aufgezwungenen Verteidigungskrieg.

Henning Priet greift in seinem Aufsatz „Tagebuch des Niedergang des deutschen Volkes“ – Die Kriegschronik der ev.-ref. Kirchengemeinde Leer von Pastor Petrus Westermann“ ebenfalls auf eine zeitgenössische Quellenchronik zurück. Im Auftrag des ev.-reformierten Konsistoriums hatte der Pastor eine Chronik geführt, die den Alltag und die Mentalität der Leereraner während des Krieges schildert und dabei ein besonderes Augenmerk auf die Arbeit der reformierten Kirche für den Krieg legt. Auch Westermann, so konstatiert Priet, bemerkte zu Kriegsbeginn keine Begeisterungstürme, sondern beschreibt eine deutlich angespannte Stimmung.

Die letzten beiden Beiträge befassen sich mit der Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkrieges. Peter Keller untersucht, ob das Zusammengehen konservativer und sozialistischer Kräfte im sogenannten Anti-Chaos-Reflex während der Revolution 1918/19, das eine wirkliche Umgestaltung Deutschlands zu einer demokratischen Republik verhindert habe, auch in Ostfriesland zu beobachten war (S. 335-350). Er kommt zu dem Ergebnis, dass dies zumindest für die Frühphase der Revolution, also vor der Wahl zur Nationalversammlung im Januar 1919 nicht der Fall gewesen ist. Der Wunsch nach Ruhe und Ordnung und nach politischer Erneuerung waren hier keine völlig entgegengesetzten Pole, vielmehr ließen sie sich

besonders im Bereich der inneren Sicherheit konstruktiv miteinander verbinden.

Ausgehend von dem Phänomen, dass Krieger- bzw. Gefallenendenkmäler in der heutigen Zeit häufig als kriegsverherrlichend oder gar als „Orte des institutionalisierten Gedenkens rechtsextremer Kreise“ wahrgenommen werden, befasst sich Paul Weßels (S. 351-446) näher mit dieser Tradition, die sich bis auf die Befreiungskriege 1813/1815 zurückverfolgen lässt. Er zeigt auf, dass die Form des „Helden- und Siegesgedenken“ einen deutlichen Bruch erlebt. Stand nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 noch das Heldengedenken im Vordergrund, waren angesichts der Erfahrungen von 1914-1918 andere sinnstiftenden Elemente, wie z.B. des Trostes notwendig.

Der Sammelband gibt, wie von den Herausgebern beabsichtigt, einen vielschichtigen, meist gut recherchierten und lesenswerten Einblick in das Leben an der ostfriesischen Heimatfront während des Ersten Weltkrieges. Er stellt damit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der verschiedenen Dimensionen des Ersten Weltkrieges dar und bietet eine fundierte Ausgangsposition für vergleichende regionale Studien.

Aurich

Kirsten Hoffmann

**Bernd Kappelhoff, Verbindungen zu Wasser, an Land und in der Luft. Inselverkehr mit der AG „EMS“-Gruppe nach Borkum, Helgoland und Neuwerk. 125 Jahre Reederei Aktien-Gesellschaft „Ems“ (1889-2014) und 170 Jahre Seebäderverkehr im Ems-Dollart-Revier (1843/1844-2014), Emden 2015, 381 S., zahlr. Ill., 39,90 Euro, ISBN 978-3-00-048755-2.**

Auf ihrer Homepage wirbt die AG „Ems“ mit dem Slogan: „Mehr als nur Ihre Fähre nach Borkum“. Tatsächlich stellt sich das Unternehmen heute als Firmengruppe mit mehreren Tochterunternehmen dar, zu der neben der Borkumer Kleinbahn und Dampfschiffahrt GmbH, dem Ostfriesischen Flug-Dienst (OFD), der Northern Helicopter GmbH, der AG Ems Nederland B.V., der Inselhotel VierJahresZeiten GmbH und der Reederei Cassen Eils zudem die EMS Maritime Offshore GmbH gehört. Auch wenn das ursprüngliche Kerngeschäft, nämlich den Seeverkehr zur ostfriesischen Insel Borkum sicher zu stellen, weiterhin besteht und die Fahrgast- und Fährschiffahrt immerhin noch knapp die Hälfte der konzernweiten Außenumsätze einbringt, hat sich die AG „Ems“ in den vergangenen Jahrzehnten weitere Geschäftsfelder erschlossen, die auch gastronomische Aktivitäten oder die maritime Versorgung der Offshore-Windparks umfassen.

In dem anzuzeigenden Band, der anlässlich des Gründungsjubiläums der Aktiengesellschaft herausgegeben wurde, widmet sich der Autor Bernd Kappelhoff der Frage, aus welchen Ursprüngen, die heutige AG „Ems“ einstmals entstanden ist und welche Entwicklung sie in den letzten 125 Jahren genommen hat. In acht umfassenden Kapiteln wird die Geschichte des Unternehmens von den Anfängen des Seebadetriebs auf den ostfriesischen Inseln im 19. Jahrhundert bis zur Formung eines diversivizierten Konzerns mit mehr als 400 Vollzeitkräften geschildert.

Bei der Lektüre des Bandes fällt zunächst auf, dass es sich nicht um ein gänzlich neues Werk handelt. Das Gros der Texte sowie ein Teil der Abbildungen waren schon in dem 1989 ebenfalls von Bernd Kappelhoff verfassten Vorgängerband

„Die Fähre zum Festland. Eine kulturhistorische Betrachtung des Borkumverkehrs aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums der Borkumer Kleinbahn 1988 und der Reederei Aktien-Gesellschaft ‚Ems‘ 1989“ veröffentlicht worden. Umgekehrt greift es jedoch zu kurz, in dem aktuellen Jubiläumsband nur eine farbig bebilderte Neuauflage zu sehen, da etwa die Hälfte der Buchseiten neu geschrieben wurden.

Abgesehen von gelegentlichen Umformulierungen oder zurückhaltenden Ergänzungen wurden die ersten sechs Kapitel nahezu wortwörtlich aus dem Vorgängerband übernommen. In ihnen schildert Kappelhoff – ausgehend von der Gründung der Ems-Dampfschiffahrtsgesellschaft Concordia 1843 und der zwei Jahre danach folgenden Gründung eines Leeraner Konkurrenzunternehmens unter der Bezeichnung Leer-Delfziler Ems-Dampfschiffahrtsgesellschaft – den Weg von der Gründung der Actien-Gesellschaft „Ems“ 1889 bis zur Indienststellung des Katamarans hundert Jahre später. Dabei wird ersichtlich, wie veränderte politische, wirtschaftliche oder gesellschaftliche Rahmenbedingungen auf die Unternehmenspolitik zurückschlügen. So führten der Bau des Dortmund-Ems-Kanals und der Bau des Emders Außenhafens 1901 zum Ende des bis dahin währenden Konkurrenzkampfes zwischen Emden und Leer und zur Fusion der beiden Gesellschaften. Nachdem der Ausbruch des Ersten Weltkriegs jäh den Aufstieg des Unternehmens unterbrochen hatte, da Borkum als Küstenfestung für Badegäste vollkommen gesperrt war, musste sich die AG „Ems“ in den Folgejahren auf neue Bevölkerungsschichten einstellen. Insbesondere die von der nationalsozialistischen Erholungs- und Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ veranstalteten Borkumreisen sprachen Bevölkerungsschichten an, die sich einen individuellen Urlaub nicht hätten leisten können. Letztlich bildeten auch der Ölpreisschock, die steigenden Ansprüche der Touristen, die innerhalb weniger Stunden auch das Mittelmeer erreichen konnten, sowie der Massentourismus neue Herausforderungen, auf die die AG „Ems“ etwa durch den Einsatz von Autofähren reagieren musste.

Vor allem in den Kapiteln zur Zwischenkriegszeit ist es dem Autor hoch anzurechnen, dass er in dem aktuellen Band nunmehr auch die dunkleren Seiten der ostfriesischen Geschichte – vor allem das Aufkommen eines radikal-nationalen Antisemitismus auf Borkum, der in dem berühmt-berüchtigten Borkumlied gipfelte, als auch die während der NS-Zeit verfolgten Versuche einer politischer Einflussnahme auf das Unternehmen – dezidiert aufarbeitet und ausführlicher als bislang behandelt.

Neuhinzugekommen sind vor allem die ausführlichen Kapitel über die „Modernisierung der Verkehrsangebote“ ab 1989 sowie über die „AG Ems“- Gruppe heute“, in denen vor allem die Unternehmensentwicklung der letzten 25 Jahre untersucht wird. Diese Abschnitte sind beachtenswert, da sich gerade in diesen Jahren das Geschäftsfeld der AG Ems stark verbreitert hat. Während sich beim 100-Jahr-Jubiläum im wesentlichen noch die traditionelle Fährreederei, die die Verkehrsverbindung zwischen der Insel Borkum und dem Festland gewährleistete, feiern konnte, entwickelte sich die AG „Ems“ ab diesem Zeitpunkt zu der noch heute erfolgreich agierenden Unternehmensgruppe. Im Einzelnen beschreibt Kappelhoff, aus welchen Gründen sich das Unternehmen entschloss, in den Luftverkehr zu investieren oder in die Hotelbranche einzusteigen. Ergänzt werden diese Ausführungen durch Tabellen und Hintergrundinformationen, die die AG „Ems“ als kerngesunden Konzern und vielseitigen Arbeitgeber präsentieren (S. 316-328). In einem Anhang (Kapitel 9) finden sich Kurzinformationen zu allen Schiffen oder

Schiffsbeteiligungen der AG „Ems“ und ihrer Vorgänger- bzw. Tochterfirmen von 1843 bis 2014 sowie Übersichten zu den Vorständen und Mitgliedern des Aufsichtsrates des Unternehmens. Sehr sympathisch sind auch die Gruppenbilder der Beschäftigten des Konzerns, die sich nach Geschäftsfeldern versammelten und fotografieren ließen, und deutlich demonstrieren, dass das Unternehmen nicht nur als bedeutsamer Wirtschaftsfaktor, sondern auch als regionaler Arbeitgeber wahrgenommen werden möchte.

Erfreulicherweise lässt sich Kappelhoff nicht dazu hinreißen, den Blick allein auf die unternehmerischen Entscheidungen und Erfolge zu konzentrieren. Vielmehr berücksichtigt er stets die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen in Ostfriesland, die ihm als Blaupause für die Darstellung der Unternehmensentwicklung dienen. Dadurch gelingt es ihm, nicht nur die Wirtschaftshistorie der AG „Ems“ nachvollziehbar zu beschreiben, sondern auch die notwendige unternehmerische Anpassungsfähigkeit an wechselnde ökonomische, soziale oder politische Gegebenheiten herauszustellen.

Einen besonderen Reiz des Bandes machen natürlich die mehr als 430 Abbildungen aus, die im Gegensatz zum Vorläuferwerk nunmehr konsequent in Farbe abgedruckt wurden. Insbesondere der Ermittlung, Auswahl und Beschaffung der Abbildungsvorlagen widmete sich Kappelhoff mit hohem Ehrgeiz. Da das Archiv der AG „Ems“ vor einigen Jahren bei einer Sturmflut Verluste erlitten hatte, musste er auf andere Archive und Sammlungen zurückgreifen. Eine nach Themen gegliederte Übersicht zu den von Kappelhoff benutzten Quellen und der Sekundärliteratur gestatten es interessierten Lesern, sich noch tiefer in die Wirtschaftsgeschichte Ostfrieslands im allgemeinen oder der AG „Ems“ im besonderen einzuarbeiten. Ein Abbildungsnachweis sowie eine Danksagung des Autors beschließen den Band.

Natürlich wird die Herausgabe einer Firmenfestschrift vom Unternehmen selbst als wertvoller und öffentlichkeitswirksamer Baustein der Marketingstrategie angesehen. Daher ist bei derartigen Veröffentlichungen eher selten eine kritische Auseinandersetzung mit der Historie oder Gegenwart des Unternehmens zu erwarten. Auch in dieser Hinsicht stellt Kappelhoffs Buch eine Ausnahme dar. Er versteigt sich nicht in unreflektierter Lobhudelei, sondern schildert weitgehend objektiv die Entwicklung des Unternehmens. Nur ganz vereinzelt – z.B. auf Seite 234 unten – finden sich einzelne Sätze oder Wertungen, die auch einer Werbebroschüre des Unternehmens entlehnt sein könnten.

Insgesamt ist es dem versierten Landeshistoriker und ehemaligen Präsidenten des Niedersächsischen Landesarchivs, Bernd Kappelhoff, gelungen, ein erlesenes, bunt illustriertes und fachlich fundiertes Buch vorzulegen, das nicht nur zum Durchblättern, sondern auch zur eingehenden Lektüre einlädt.

Aurich

Michael Hermann

**Kleiner Kreuzer S.M.S. Emden. Ein Jahrhundert zwischen Mythos und Wirklichkeit, hrsg. von Christian Röben i.A. des Ostfriesischen Landesmuseums Emden und des Deutschen Marinemuseums (Veröffentlichungen des Ostfriesischen Landesmuseums Emden, Heft 39), Oldenburg 2014, 129 S., zahlr. Ill., 18,90 Euro, ISBN 978-3-7308-1122-1.**

2014 jährte sich der Beginn des Ersten Weltkriegs zum hundertsten Mal. Aus diesem Grund wurden viele Bücher gedruckt, Ausstellungen eröffnet und Vorträge gehalten. Für Emden hat das Datum eine besondere Bedeutung, ist doch mit dem Namen der Stadt derjenige eines Kriegsschiffes, des Kleinen Kreuzers S.M.S. Emden, verbunden. Die Geschichte dieses Schiffes und vor allem seiner Besatzung – allen voran der Kommandant Karl von Müller und der 1. Offizier Hellmuth von Mücke – nahm schnell mythische Züge an und wurde bis in die Gegenwart viele Male erzählt.

Auch diesem Phänomen geht der vorliegende Aufsatzband nach. Er versammelt dabei sowohl Beiträge mit persönlich-biografischen Bezügen, eher beschreibende Darstellungen und kritische Auseinandersetzungen von und mit jeweils einzelnen Aspekten rund um den Ersten Weltkrieg, den Kleinen Kreuzer und seine Nachfolgeschiffe desselben Namens.

Den Beginn macht ein Geleitwort von Björn von Mücke, dem Sohn des bereits genannten 1. Offiziers. Ihm folgt Aiko Schmidt mit einer Darstellung des von Deutschland ab 1898 gepachteten Gebiets von Tsingtau, in dem für die Mitglieder und Angehörigen des deutschen Marinestützpunktes, der dort eingerichtet wurde, eine komplette Stadt mit Infrastruktur bis hin zur Bahnlinie, Werft und einem Bergwerk entstand. Konflikte zwischen der einheimischen Bevölkerung, die zwar separiert lebte, und den Vertretern der Kolonialmächte sowie chinesischen Christen existierten jedoch von Anfang an und verbanden sich 1900 auch in Tsingtau mit dem Boxeraufstand. Deutschland konnte Tsingtau im Ersten Weltkrieg nicht halten, es fiel noch 1914 an die japanische Verwaltung.

Die Marinekonzeption des Deutschen Kaiserreiches und die Kriegsrealität des Ersten Weltkriegs sind das Thema von Stephan Huck, der detailliert die Aufrüstung der Marine unter Wilhelm II. und seinem Admiral (von) Tirpitz nachzeichnet und anhand verschiedener Positionen der Forschung diskutiert. Erhoffte Weltgeltung, das Streben nach Kolonien, vor allem in Konkurrenz zur Seemacht Großbritannien, trieben diese Entwicklung an, in der Deutschland doch unterlag und die Marine nach dem Krieg an Bedeutung verlor.

Was bedeutete und bedeutet es für die Stadt Emden, dass der Kleine Kreuzer und weitere danach gebaute Schiffe der Marine ihren Namen trugen und wie verbindet sich die Geschichte dieser Schiffe mit der der Stadt? Das sind die Fragen, denen Christian Röben nachgeht. In direktem Bezug zur „Emden I“ sind es u.a. Patengeschenke an das Schiff, die Ehrenbürgerwürde für von Müller, die Anteilnahme an den Hinterbliebenen der Mannschaft samt „Isdern Keer!“ für die Spendensammlung und die Planung eines Denkmals, das allerdings erst 1934 errichtet wurde. Auch an den Nachfolgern des Kleinen Kreuzers, die ebenfalls den Namen „Emden“ trugen, hatte die Stadtbevölkerung großes Interesse, bis hin zur Benennung der Emder Kaserne nach Karl von Müller 1964 und der Gründung eines Freundeskreises Marineschiff Emden e.V. im Jahr 2013.

Christian Maier stellt der Leserschaft die Besatzung der „Emden I“ vor, was in der nicht zuletzt vor allem sozialen Differenzierung der Personalstruktur sehr interessant ist und – zum Glück – aus heutiger Perspektive durch die Orientierung auf den und am Adel befremdlich und antiquiert wirkt. Anhand der Aufzeichnungen mehrerer Seeoffiziere, die diese nach ihrer Zeit auf der „Emden I“ anfertigten, zeichnet Maier die Ereignisse und Erlebnisse des Schiffes und seiner Besatzung nach.

Gleich zwei Beiträge stammen von Niels Weise. Er schaut auf die Instrumentalisierung der „Emden“ für politische Propaganda allgemein zwischen 1914 und 1945 und auf die in Abenteuer- und Jugendromanen sowie im Film von 1915 bis 2014. Die Verwertung in der Propaganda setzte sehr schnell ein. Die „Emden“ und ihre Besatzung boten sich für die positive Darstellung des Krieges nicht nur aufgrund des Wagemuts der Männer an, sondern auch wegen ihres hinsichtlich des Völkerrechts tadellosen Verhaltens an. Am Beispiel der „Emden“ wurde der Krieg als ein vermeintlich sauberer und fairer dargestellt. Das Motiv der „Emden“ fand sich in Büchern und Spielzeug, Liedern, Gedichten und Karikaturen. Weise diagnostiziert jedoch ein Missverhältnis zwischen der realen Bedeutung der „Emden“ und ihrem Mythos, der sich rasch entwickelte. In Bezug auf den Abenteuer- und Jugendroman konstatiert er, dass die Kriegsliteratur des Ersten Weltkriegs dabei half, die Bereitschaft für den Zweiten herzustellen. Besonderen Erfolg hatten dabei die Bücher, die aus der Perspektive von Mitgliedern der einfachen Mannschaft berichteten. Der Krieg wird vor allem als Abenteuer beschrieben, und ganz richtig erinnert Weise in seinen Beiträgen mehrfach daran, dass auch die „Emden“ anderen Menschen den Tod brachte und dass Krieg Elend und Not bedeutete. Das Aufgreifen der „Emden“ in jüngerer Literatur erfolgt allerdings in pazifistischer Absicht.

Den Abschluss des Bandes macht noch einmal ein Angehöriger, Karl Hennig, Enkel des Kommandanten Karl von Müller, mit einem Versuch der Annäherung an einen Großvater, den er persönlich niemals kennenlernte.

Eine zusammenfassende Bewertung des Buches fällt nicht leicht, zu unterschiedlich sind die Zugangsweisen zu den Themen und die Ambitionen, sich kritisch mit ihnen auseinanderzusetzen. Dass die Autorin der Rezension keine besonderen Vorkenntnisse der Marinegeschichte besitzt, gereichte ihr an manchen Stellen zum Nachteil. Die Leserschaft des Buches sollte vorzugsweise ein positiv gestimmtes Interesse an der „Emden“ mitbringen, was bei denen, die zu dem Buch greifen, zumeist vorausgesetzt werden darf. Diese Leser könnten dann allerdings hier und da auf für sie Altbekanntes treffen. Aber diese Feststellung lässt sich positiv deuten: Ein Band mit sehr unterschiedlichen Beiträgen, die für viele – aber nicht jeder für alle – interessante Einblicke in einem weit gefassten Rahmen rund um die „Emden“ bietet.

Aurich

Nina Hennig

**Made in China. Porzellan und Teekultur im Nordwesten im 18. Jahrhundert: Ein Kapitel Handelsgeschichte, i.A. des Ostfriesischen Landesmuseums Emden hrsg. v. Annette Kanzenbach und Daniel Suebsman (Veröffentlichungen des Ostfriesischen Landesmuseums Emden, Heft 39), Oldenburg 2015, 180 S., zahlr. Ill., 24,80 Euro, ISBN 978-3-7308-1160-3.**

Das Ostfriesische Landesmuseum Emden präsentierte im Jahr 2015 eine Sonderausstellung zu chinesischem Porzellan mit einem Schwerpunkt auf der Teekultur. Begleitend dazu, aber auch von eigenständiger Gültigkeit, erschien im selben Jahr der mit der Ausstellung gleichnamige Band „Made in China“. Sieben Beiträge zum Teil unterschiedlicher Fragestellung umkreisen darin das europäische Chinainteresse vom frühen 17. bis zum 19. Jahrhundert.

Christiaan J.A. Jörg tut es mit einem Grundlagen gebenden Kapitel zur niederländischen Ostindien-Kompanie (VOC), die ab 1602 Tee, Porzellan und andere fernöstliche Waren vor allem über die niederländische Niederlassung Batavia in Indonesien einführte. Kriege und Konkurrenzen mit anderen Kompanien konnten den Handel beflügeln oder behindern, diejenige mit amerikanischen Teehändlern brachte ihn allerdings 1799 für die VOC zum Erliegen. Interessante Seiteninformationen des Aufsatzes betreffen individuelle Bestellungen und Porzellanmoden, die Praxis der Schiffsbeladung mit den oben genannten Waren und den Weiterverkauf in den Niederlanden und angrenzenden Ländern.

Konkret auf Emden gemünzt ist der Beitrag von Daniel Suebsman zur „Königlich-Preußischen Asiatischen Compagnie von Emden“, die, nach der Genehmigung von Friedrich II. im Jahr 1751, nur bis 1756 agierte. Der Siebenjährige Krieg behinderte einen weiteren Handel. Die „Compagnie“ gab Aktien aus – u.a. an mindestens 17 Emden – und brachte mit vier Schiffen etwa 1,3 Millionen Stück Porzellan nach Emden, wo es annonciert und versteigert wurde. Bei Suebsman faszinieren die Informationen über die Prägung eines eigenen Piasters der Kompanie, da in China nur in Silber gezahlt werden konnte, wie auch sein Versuch der Rekonstruktion, für wen das Schiff „Burg von Emden“ Auftragsporzellane an Bord hatte.

Einen Rekonstruktionsversuch unternehmen auch Sebastian Hainsch und Annette Kanzenbach anhand eines Inventars aus dem Schloss Berum von 1699. Nach dem Tod der Christine Charlotte von Württemberg, die als Witwe von Georg Christian Cirksena das Schloss bewohnt hatte, wurde Raum für Raum eine Bestandsaufnahme gemacht, in der sich auch mehrere Hundert Keramikobjekte befinden. Die Zuordnung, ob es sich um Fayence oder Porzellan handelte, wozu die Stücke verwendet oder auf welche Art sie präsentiert wurden, lässt sich längst nicht immer klären. Hier gelangt die Quelle des Inventars an ihre Grenzen. Trotzdem ist der kleine Beitrag ein besonders schöner Mosaikstein für die „Spuren der China-Mode in Ostfriesland“, wie auch sein Titel heißt.

Einen Überblick zur „ostfriesischen Teekultur und ihrer Geschichte“ gibt kenntnisreich Johann Haddinga und blickt dabei nicht nur auf Anbaugelände und den Handel, sondern bei der hiesigen Konsumentenschaft auch auf soziale Unterschiede und religiöse Ansichten, die Auswirkungen von Notzeiten auf den Konsum, auf das Geschirr und Handwerke, die sich um die materielle Kultur des Teetrinkens ranken wie auch auf regionale Firmen und ihre Werbung.

Von der chinesischen Lackkunst, den Lacksorten, ihrer Gewinnung und Verarbeitung berichtet Patricia Frick. Die Verbindung zum Tee kann hier direkt hergestellt werden, zum Beispiel durch Motive, die Teeszenen darstellen oder Lackobjekte, die als Teekasten dienten. Selbst lackiertes Geschirr hat sich überliefert, stammt aber nicht, wie auch so manch anderes chinesisches erscheinende Stück, aus dem fernen Osten, sondern aus Deutschland oder England, wo im 19. Jahrhundert Blechwarenfabriken diese Dinge herstellten, die mit Lack überzogen und exotischen Motiven verziert wurden.

Wie der Beitrag zur Lackkunst hat leider auch der von Karl Arndt zu den chinesischen Einflüssen auf die europäische Gartenkunst keine Anbindung an Ostfriesland. Er erläutert die Ausprägungen der Chinabegeisterung an herausragenden Beispielen wie dem Park von Schloss Rheinsberg oder der Anlage in Oranienbaum bei Dessau, die beide in der zweiten Hälfte, bzw. am Ende des 18. Jahrhunderts gestaltet wurden.

Ein großes Verdienst hat sich Daniel Suebsman mit dem 75-seitigen Katalogteil des Bandes erworben. Er stellt in diesem in erster Linie Porzellan aus einer anonym bleibenden norddeutschen Privatsammlung vor. Ergänzt ist die Beschreibung um Stücke des Ostfriesischen Landesmuseums Emden sowie solche anderer Museen, privater Sammlungen oder kultureller Einrichtungen. Der Katalog ist gegliedert nach verschiedenen Porzellanarten bzw. Dekorformen. In einleitenden Texten gibt Suebsman Informationen zu den Herstellungsprozessen, den Produktionsorten, Handelskompanien und -routen. Auch in den Einzelbeschreibungen der Objekte erfolgen immer wieder kleine kulturhistorische Exkurse. Besondere Unterkapitel in der Gliederung machen die Motive nach europäischen Vorlagen aus wie auch die Wappenporzellane, zu denen u.a. das mit mehr als 170 Stücken besonders umfangreich erhaltene Service der Familie de Pottere aus Emden gehört. Dieser Teil des Buches ist als Nachschlag- und Vergleichswerk von besonderem Wert, erhöht dadurch, dass Suebsman immer Fachliteratur als Verweis nennt. Bedauerlich ist dagegen ein wenig, dass die Repräsentativität der vorgestellten Sammlung und der ergänzenden Stücke nicht erläutert wird. Ebenfalls bleibt unklar, ob der Katalog die präsentierten Stücke der Sonderausstellung wiedergibt oder unabhängig von ihr zu sehen ist.

Der Band ist ergänzt um eine umfangreiche Literaturliste und ein Autorenverzeichnis. Er ist ansprechend aufgemacht und üppig illustriert, was dazu animiert, ihn zur Hand zu nehmen. Dies Anfangsgefühl wird in seiner Lektüre nicht enttäuscht.

Aurich

Nina Hennig

**Die Wahrheit ist untödlich. Martyrium und Protestantismus: Begleitpublikation zur Ausstellung „Die Wahrheit ist untödlich – Martyrium und Protestantismus“ in der Johannes a Lasco Bibliothek, im Ostfriesischen Landesmuseum Emden sowie in der Mennonitenkirche Emden, hrsg. von Klaas-Dieter Voß, Matthias Pausch, Wolfgang Jahn, Norden 2014, 23 S., zahlr. Ill., 3,00 Euro, [keine ISBN-Nr.].**

Im Sommer und Herbst des Jahres 2014 war in Emden die Gemeinschaftsausstellung der Johannes a Lasco Bibliothek, des Ostfriesischen Landesmuseums Emden, der Mennonitengemeinde Emden/Norden und des Projekts „Freiheitsraum Reformation“ der Universität Oldenburg zu sehen. Als Begleitpublikation entstand ein reich illustriertes Magazin mit kürzeren Texten, die sowohl einen Überblick als auch verschiedene Beispiele liefern. Thema von Ausstellung und Magazin ist die Verfolgung evangelischer Christen, in erster Linie der Täufer, bzw. Mennoniten ab 1523.

In jenem Jahr wurden zwei Mönche, die den lutherischen Glauben angenommen hatten, in Brüssel verbrannt. Viele andere, die aus Sicht der katholischen Kirche Ketzer waren, folgten, nicht zuletzt in den Niederlanden. Von ihren Leiden berichteten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts sog. Märtyrerbücher. In Emden erschien 1559 eine solche Zusammenstellung von Adriaen van Haemstede. Die im hier vorzustellenden Heft ausgewählten Beispiele von einzelnen Täuferschicksalen entstammen jedoch dem bekanntesten Märtyrerbuch „Het bloedig Toneel

of Martelaarsspiegel der Doopsgezinde of Weereloose Christenen“ von Tieleman Jans van Braght, das 1660 in Dordrecht erschien.

Die Mehrzahl der acht Martyriumsschilderungen haben einen direkten Bezug zu Ostfriesland, wie z.B. die von Maria von Beckum, der Schwägerin der ostfriesischen Häuptlingstochter Ursula von Werdum, die mit ihr zusammen 1544 in Zwolle im Feuerrauch starb oder von Johannes Florianus, Gründungsrektor der Norder Lateinschule und Erschaffer der Ostfrieslandkarte „Frisiae Orientalis“. Er wurde 1585 in Brüssel erstochen.

Eingebettet sind diese in Kürze wiedergegebenen Schilderungen in Erläuterungen zu den Reichsgesetzen gegen die Täufer von 1529, zu Strafprozessen in der Frühen Neuzeit sowie zum Beruf des Scharfrichters. Die Abbildungen zu den Einzelschicksalen entstammen dem Buch von Braght, weitere sind u.a. Fotografien von Folterwerkzeugen, die sich in der Sammlung des Ostfriesischen Landesmuseums Emden befinden.

Insgesamt bietet das Heft einen gut konsumierbaren Überblick. Die Texte bleiben dabei zumeist sehr nah an den Quellen. Eine darüber hinausgehende Fragestellung der Autoren wäre schön gewesen, die z.B. hätte wissen wollen, wie eine Religion, die nicht zuletzt auf Nächstenliebe basiert, derart brutal foltern und töten lassen kann. Die Wiedergabe der Folter- und Tötungsgeschichten, gepaart mit den z.T. detaillierten Funktionsbeschreibungen der dabei eingesetzten Werkzeuge und den Abbildungen, hätte allerdings, um nicht in den Verdacht zu geraten, einem Gewaltvoyeurismus Angebote zu machen, mehr Distanz und kritischen Kommentar vertragen können.

Aurich

Nina Hennig

**Helmer Zühlke/Jan Schneeberg/Tjard H. Steemann, Untergang vor Borkum. Die Geschichte des Rettungswesens im deutsch-niederländischen Seegebiet, Bd. 1, 1830-1924, Wiefelstede 2011, 34,90 Euro, ISBN 978-3-86927-400-3; Bd.2 1924-1945, Wiefelstede 2013, 39,90 Euro, ISBN 978-3-86927-401-0.**

2015 hatte die Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger den 150. Jahrestag ihrer Gründung gefeiert. Die organisierte Rettung Schiffbrüchiger war im 19. Jahrhundert ein Meilenstein der Seefahrtgeschichte. Die Gründung war eine Reaktion auf den Anstieg der Seeunfälle, die sich aus dem wachsenden Schiffsverkehrs des 18./19. Jahrhunderts ergaben. Viele Menschenleben waren zu beklagen, ebenso gingen Handelswaren verloren. Die meist anonymen Toten wurden abseits auf „Seemanns-Friedhöfen“ spartanisch begraben, Wrackteile oder Schiffsgut wurde von den Küstenbewohnern völlig selbstverständlich für sich oder sogar vom Staat in Anspruch genommen. Andererseits waren Anwohner aber auch bereit zu helfen, wenn sie Schiffe in Seenot vor ihrer Küste bemerkten. So unter anderem geschehen 1830 vor Borkum, als zwei Inselbewohner mit ihrem eigenen fragilen Boot die Schiffbrüchigen eines Tjalkschiffes vor ihrer Insel retteten. Andere Retter verloren dabei sogar ihr eigenes Leben, so wie sechs Männer bei einem gewaltigen Sturm 1824 vor der niederländischen Küste. Weitere herausragende Katastrophen in dieser Zeit waren die Strandung der Brigg „Alliance“ am 10. September 1860 vor Borkum oder der Untergang des Auswandererschiffes „Johanna“ vor Spiekerooog im Jahre 1854.

Im 19. Jahrhundert waren diese Unglücke nicht nur häufiger als je zuvor, sondern sie fanden im Licht der Öffentlichkeit – von gedruckter Presse und wachsendem Küstentourismus – statt. So rückte es stärker ins Bewusstsein, dass hier Abhilfe geschaffen werden musste. Der Wunsch dabei war, die Ausstattung der Retter zu verbessern und sie damit erst in die Lage zu versetzen, Leben zu retten, ohne das eigene übermäßig in Gefahr zu bringen. Gut ausgestattete Schiffe sollten nun zur Seenotrettung angeschafft werden. Um dies zu erreichen, wurden erste regionale Vereine zur Rettung der Schiffbrüchigen ab 1861 entlang der Nord- und Ostseeküste gegründet. (1861 Emden mit Stationen auf Juist und Langeoog, 1862/63 auf Borkum). Das führte 1865 dann zur endgültigen Gründung der deutschlandweiten Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

Für historisch interessierte Inselbewohner waren Schiffsunfälle und Schiffsrettungen schon immer ein hautnah erlebtes Thema. Insbesondere im schwierigen Fahrwasser der Emsmündung ereigneten sich viele Schiffsunfälle. Und so ist es nicht zu verwundern, dass innerhalb des Heimatvereins Borkum ein zweibändiges Buch über die Schiffsunfälle und die Seenotrettung erarbeitet wurde. Auch die im Untertitel erkennbare Verzahnung und Erweiterung auf den deutsch-niederländischen Raum ergibt sich aus der Lage der Insel in der Nordsee.

Auch wenn sich schon zahlreiche Autoren mit einzelnen Strandungen und Schiffsunfällen an der ostfriesischen Küste beschäftigt haben, ist es das besondere Verdienst der Autorengemeinschaft um Helmer Zühlke, Jan Schneeberg und Tjard H. Steemann vom Heimatverein Borkum, ein grundlegendes Nachschlagewerk über die Seeunfälle vor der Borkumer Küste geschaffen zu haben. Die Rettungsfahrten und Rettungsmaßnahmen für die einzelnen Schiffe die vor Borkum strandeten, wurden hier chronologisch zusammengestellt. Dabei wird sehr deutlich, dass seit Gründung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger Rettungsmaßnahmen weit effizienter in Angriff genommen werden konnten.

Das Autorenteam versuchte, bei der Darstellung der einzelnen Vorkommnisse ein hohes Maß an Vollständigkeit zu erreichen. Dies wird auch im Vorwort beim „Dank an die Helfer“ sehr deutlich sichtbar, denn die Reihe der kontaktierten Institutionen der Autoren ist sehr lang. Es wurden insbesondere die Archive der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ in Bremen und die der „Koninklijke Nederlandse Maatschappij“ in IJmuiden ausgewertet sowie auch Schifffahrtsmuseen und Werftarchive aus Übersee, den Niederlanden und Deutschland umfassend genutzt.

So ist es nicht verwunderlich, dass diese Ergebnisse nicht in einem einzigen Buch Platz gefunden haben, zumal nicht nur rein nüchterne Fakten in die einzelnen Artikel Eingang gefunden haben, sondern vielfältiges, anschauliches Bildmaterial gesammelt und recherchiert wurde. So ist ein plastisches Bild der Seeschifffahrt des 19./20. Jahrhundert entstanden. Der Band 1 umfasst die Zeit bis 1924, der zweite die Zeit bis 1945. Die zeitliche Trennung scheint willkürlich gewählt und wohl nur ein Ausdruck des in jüngerer Zeit zahlreicher werdenden Materials zu sein.

Eingearbeitet in diese Zeitleiste der Strandungsvorfälle wurde die Entwicklung der Rettungsstationen Borkum SÜD und Borkum OST und ihrer Ausstattung (Bd. 1, S. 45-48) sowie die Geschichte der Rettungsstation auf der niederländischen Insel Schiermonnikoog (Bd. 1, S. 197-199), des niederländischen Motorrettungsbootes INSULINDE (Bd.2, S. 45-47) und die Zusammenarbeit der Niederlande und Deutschlands bei der Seenotrettung (Bd. 2, S. 75-79). Die

Geschichte der sicherlich nicht immer leichten Zusammenarbeit zwischen den beiden Küstenländern, gerade in dem bearbeiteten Zeitraum, hätte man sich noch ausführlicher ausgearbeitet gewünscht. Eine Fundgrube ist sicher die Zusammenstellung von Schiffsuntergängen während der Kriegsjahre 1940-1944 vor Borkum (Bd. 2, S. 480). Zusätzlich enthält Band 1 ein Glossar küstentypischer Ausdrücke (S. 367-369), im zweiten Band wurde ein Register der Schiffsnamen (S. 485-487) hinterlegt.

Auch inseltypische Vorkommnisse und kleinere Erzählungen werden gestreift, wenn sie mit dem Alltagsleben des Rettungsdienstes zu tun hatten. (u.a. Gründung von Aikes Restaurant, Bd. 1, S. 166-168). Dadurch wurde ein sicherlich für den Verkauf des Buches nötiges breiteres Publikum angesprochen. Für eine wissenschaftliche Auswertung der Fakten wirkt dies jedoch erschwerend, weil die textlichen Übergänge gelegentlich schwer zu trennen sind. Dennoch stellt das Buch eine enorme Fleißarbeit dar, mit einer Faktenfülle, die ihresgleichen sucht. Damit ist das Buch Pflichtlektüre für alle an der Schifffahrtsgeschichte Interessierten.

Aurich

Ingrid Hennings

## 2. Zur Geschichte der Nachbargebiete

**Michael Ehrhardt, „Des Landes Ufer zu schützen“. Zur Geschichte der Deiche an der Unterweser, hrsg. von Bernd Kappelhoff, Hans-Eckard Dannenberg, (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 43; Geschichte der Deiche an Elbe und Weser, 6) Stade 2015, XIV, 890 S., 39,80 Euro, ISBN 978-3-931879-59-4.**

Michael Ehrhardt hat eine gewaltige Arbeit unternommen und es entstand ein monumentales Werk, das dieser Aufgabe würdig ist. Auf mehr als 800 Seiten beschreibt er die Geschichte der Deiche am östlichen Ufer der Weser, von der Flussmündung bis nach Bremen. Die Arbeit beginnt mit einer Analyse der Landschaft und der sie bildenden Kräfte sowie der Besiedlung und der Kulturgeschichte des östlichen Weserufers seit der Steinzeit und endet mit der Schilderung des Deichsystems der Gegenwart.

Charakteristisch für das Untersuchungsgebiet war dessen Zersplitterung in unterschiedliche Landschaften und Territorien (Erzbistum Bremen / Herzogtum Bremen-Verden, Grafschaft / Großherzogtum Oldenburg, Hansestadt Bremen). Im 19. Jahrhundert erhielt das Gebiet eine weitere Prägung durch die Entstehung und den Ausbau Bremerhavens. Insgesamt zeigt die Siedlungs- und Deichgeschichte der Landschaften am östlichen Ufer der Weser viele Parallelen mit denen der übrigen Marschländer im Elbe-Weser-Dreieck und der südlichen Nordsee. Folgende Gesichtspunkte sind zu nennen:

Die Dreigestalt der Landschaft als Marsch, Moor und Geest, die das Deich- und Abwässerungssystem prägten. Außerdem beeinflusste die Morphologie der Landschaft gesellschaftliche Strukturen, wobei die wirtschaftlich wohlhabenderen Marschbauern in oligarchisch aufgebauten und stark differenzierten Gesellschaften lebten.

In allen Marschländereien begannen die Bewohner seit dem Einsetzen des Meeresspiegelanstiegs mit dem Bau von Wurtten.

Die Krise der Völkerwanderung um 350 n. Chr. ist geprägt von einer Entvölkerung der Landschaften an der deutschen Nordseeküste.

Der Deichbau beginnt nach der Wiederbesiedlung durch Friesen und Holländer ausgehend von Ringdeichen. Basis ist die Einführung des Getreideanbaus.

Die Deichunterhaltung beginnt mit dem System der Pfanddeiche und entwickelt sich zum Kommunionssystem.

Mit der Zusammenfassung der Territorien an der Küste und der Bildung eines Nationalstaates bilden sich großräumige Strukturen des Deichbaus und der Unterhaltung des Küstenschutzes.

Parallel zur Entwicklung des Deichbaus findet die Entwicklung des Entwässerungssystems statt.

Die vorliegende Arbeit zeigt auch regionale Besonderheiten auf, die zu weiteren Forschungen anregen. Ein Aspekt dabei wäre der Einfluss der Kommerzialisierung, die bereits während der frühen Neuzeit spürbar wird. Während nun für den Raum des Elbe-Weser-Dreiecks eine Reihe von Untersuchungen zum Küstenschutzsystem und den ihm zugrunde liegenden klimatologischen, ökologischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen vorliegen, fehlt eine solche grundlegende Analyse für den ostfriesischen Bereich. Sie ist wünschenswert nicht nur wegen des Erkenntnisgewinns für die historische und sozialhistorische Wissenschaft, sondern auch wegen der Aktualität der weiteren Entwicklung des Küstenschutzes angesichts des bereits sichtbaren Klimawandels.

Die Untersuchung Ehrhardts als wichtiger Bestandteil der Schriftenreihe zur Geschichte der Deiche im Elbe-Weser-Dreieck enthält eine Fülle von Details, die nicht nur wissenschaftlich aufgearbeitet wurden, sondern auch in einer für den Nichtfachmann lesbaren Fassung präsentiert sind. Zahlreiche Illustrationen und Abbildungen ergänzen das Werk. So hebt die vorliegende Arbeit die Forschung zum Küstenschutz im Allgemeinen und zum Deichwesen im Besonderen auf ein neues Niveau.

Emden

Rolf Uphoff

**Geschichte Niedersachsens, Band 4: Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, hrsg. von Stefan Brüdermann (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen; Bd. 283), Göttingen 2016, 2 Bde., zus. 1498 S., 173 Abb., geb., 69,90 Euro, ISBN: 978-3-8353-1585-3.**

1977 trat Hans Patze mit dem ersten Band der neugegründeten landesgeschichtlichen Handbuchreihe „Geschichte Niedersachsens“ an die Öffentlichkeit. Ausdrücklich war die Reihe als niedersächsisches Pendant zu Gebhardts „Handbuch der deutschen Geschichte“ geplant, das von der Vor- und Frühgeschichte bis zum 20. Jahrhundert einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand bieten sollte. Ursprünglich war die Reihe auf insgesamt vier Bände ausgelegt. Doch bereits vor einigen Jahren hatte man sich von der Vorstellung verabschiedet, das 19. und 20. Jahrhundert könnten in einem einzigen Band abgehandelt

werden. Nachdem 2010 der fünfte Band zum 20. Jahrhundert erschienen war, liegt nunmehr auch der vierte Band des Handbuchprojektes vor, der thematisch das 19. Jahrhundert von der napoleonischen Zeit bis zum Ende des Ersten Weltkrieges abdeckt.

Der Band, der 1.500 Seiten umfasst und zur besseren Handhabung in zwei Teilen herausgebracht wurde, gliedert sich in vier Abschnitte: „Politik, Verfassung und Verwaltung“, „Wirtschaft“, „Gesellschaft“ und „Kultur“. Insgesamt haben 24 Autorinnen und Autoren – vor allem einschlägige Professoren und Universitätsmitarbeiter/innen sowie Kolleginnen und Kollegen aus dem Niedersächsischen Landesarchiv – sachkundig und kompetent ihre unterschiedlichen Untersuchungsgegenstände bearbeitet. Auch wenn die Beiträge verständlicherweise stets die niedersächsische Gesamtperspektive einhalten sollten, wird den eigenständigen und bisweilen eigenwilligen Entwicklungen in den damals vorhandenen Teilregionen – insbesondere dem Königreich Hannover, den Herzogtümern Braunschweig und Oldenburg sowie dem Fürstentum Schaumburg-Lippe – ausreichend Raum gewährt.

Stefan Brüdermann, der seit 2007 mit der Aufgabe betraut war, den vierten Band der Handbuchreihe herauszugeben, führt mit einem knappen Vorwort in die Thematik ein. Anschließend übernimmt es Gerd van den Heuvel, mit seinem Beitrag über „Die napoleonische Epoche (1803-1815)“ (S. 23-74) den Abschnitt „Politik, Verfassung und Verwaltung“ beginnen zu lassen. Gekonnt spannt er einen Bogen von der territorialen Neuordnung Nordwestdeutschlands über die Gründung des westphälischen Satellitenstaates, dem Teile des Kurfürstentums Hannover und das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel angehörten, bis zum Ende der napoleonischen Herrschaft und den Verhandlungen auf dem Wiener Kongress, die nicht zuletzt zur ungeliebten Einverleibung des Fürstentums Ostfriesland in das Königreich Hannover führten. Die anschließende Phase bis 1848, die generell mit den Stichworten „Restauration und Vormärz“ verknüpft wird, wird durch Einzeluntersuchungen zu den einzelnen Teilregionen näher beleuchtet. Während Christine van den Heuvel und Gerd van den Heuvel die Entwicklung im Königreich Hannover untersuchen (S. 77-133) und sich Gerd van den Heuvel zudem dem Herzogtum Braunschweig (S. 135-156) widmet, wird das Herzogtum Oldenburg (S. 157-185) durch Gerd Steinwascher bearbeitet, gefolgt von einer Abhandlung Hendrik Weingartens zum Fürstentum Schaumburg-Lippe (S. 187-195). Die Zeit „Von der Märzrevolution bis zur Reichsgründung (1848-1866/71)“ (S. 197-281) behandelt Nicolas Rügge. Er konstatiert für den niedersächsischen Raum kein eigentliches Scheitern der Revolution von 1848, selbst wenn zahlreiche liberale Errungenschaften in den Folgejahren wieder zurückgenommen wurden. Letztlich überwiegen für Rügge „längerfristig wirksame, auch bis heute zustimmungsfähige Entwicklungen“ wie z.B. der Ausbau moderner Rechtsstaatlichkeit, die Neuordnung der Verwaltung sowie die breite Politisierung (S. 201). Den abschließenden Beitrag dieses Abschnittes übernahm Hans-Georg Aschoff, der Niedersachsen von „der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs (1866/71-1918)“ (S. 283-382) in den Blick nahm und dabei die jeweiligen Provinzial- und Kommunalverwaltungen, die innenpolitischen Probleme sowie die Wahlen und Parteien in den vier Teilregionen untersuchte.

Der nachfolgende Abschnitt „Wirtschaft“ wird durch Hans-Werner Niemann eingeleitet. Er nimmt die „Wirtschaftliche Entwicklung Niedersachsens im Zeitalter

der Industrialisierung“ (S. 385-642) in den Blick, wobei er für die einzelnen Teilregionen unterschiedliche „Entwicklungspfade“ identifizierte, die sich auf Grund der überkommenen Wirtschaftsstrukturen und jeweiligen Ressourcenausstattung ergeben hatten. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass allein aus der später einsetzenden Industrialisierung Niedersachsens und des weiterhin ausgeprägten agrarstaatlichen Charakters nicht auf eine übermäßige Armut der Bevölkerung geschlossen werden kann. Das niedersächsische „Geld- und Währungswesen“ (S. 643-682) untersucht Hans-Jürgen Gerhard. Das 19. Jahrhundert bildete in dieser Hinsicht eine bemerkenswerte Epoche, da in den Teilregionen eine Reihe von Währungsumstellungen durchgeführt wurden, die „von einem Nebeneinander einzelstaatlicher Währungssysteme schrittweise zu einem einheitlichen gesamtdeutschen System“ (S. 645) führten.

Der zweite Teil des Bandes gliedert sich in die großen Bereiche „Gesellschaft“ und „Kultur“ auf. Der gesellschaftliche Abschnitt setzt mit einem Beitrag Jochen Oltmers zur „Migration“ (S. 685-725) ein, in dem der Autor zentrale migratorische Strukturmuster für den Raum Niedersachsens herausarbeitet. Als markante Entwicklungen des 19. Jahrhunderts behandelt er die transatlantische Massenauswanderung, die durch Industrialisierung, Urbanisierung und Agrarmodernisierung ausgelöste interregionale Arbeitswanderung sowie die Zuwanderung im Ersten Weltkrieg. Anschließend untersucht Anne-Katrin Henkel die „Ehe und Familie“ (S. 727-783) im 19. Jahrhundert, wobei sie vor allem den Übergang von der vor-modernen zur modernen Familienstruktur und die gesellschaftliche Debatte über Ehe und Familie thematisiert. In fünf folgenden Überblicksdarstellungen werden die einzelnen Gesellschaftsschichten eingehender untersucht. So befasst sich Karl H. Schneider mit der „Ländlichen Gesellschaft“ (S. 785-828), während Torsten Riotte den „Adel“ (S. 829-867) betrachtet, der auch im 19. Jahrhundert einen zentralen Teil der gesellschaftlichen Elite darstellte. Anke Bethmanns Beitrag „Bürgerliches Leben“ (S. 869-912) konzentriert sich vor allem auf das Vereinswesen als zentrale Organisationsform der bürgerlichen Lebenswelt, während sich Gerhard Schildt unter dem Titel „Arbeiter“ (S. 913-956) mit der Herausbildung und letztlich Entstehung der Industriearbeiterschaft befasst, ohne jedoch die soziale Situation der Handwerksgehlen aus dem Blick zu verlieren. Schließlich zeichnet Hans-Dieter Schmid in seinem Beitrag „Juden“ (S. 957-1010) den rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg der Juden im 19. Jahrhundert nach, an dessen Ende ein zunehmend aggressiver Antisemitismus stand, der in Niedersachsen in die „infame Form“ des „Bäder-Antisemitismus“ mündete. (S. 1005).

Der letzte Abschnitt zur „Kultur“ setzt mit einer Betrachtung der Kirchen ein. Die „Evangelische Landeskirche“ (S. 1013-1062) wird von Hans Otte, die „Katholische Kirche“ (S. 1063-1101) von Hans-Georg Aschoff dargestellt. Stefan Brüdermann widmet sich den „Schulen und Universitäten“ (S. 1103-1188), wobei er sich auf die ersten zwei Jahrhundertdrittel konzentriert, als die landesspezifischen Eigenheiten noch ausgeprägter waren, da ab 1866 die „bildungspolitische Agenda des übermächtigen Preußen“ (S. 1105) auch die Bildungspolitik in den übrigen norddeutschen Ländern maßgeblich beeinflusste. Georg Ruppelt weist in seinem Beitrag „Literarisches Leben“ (S. 1189-1230) nach, wie vielfältig die Zahl der Literaten im niedersächsischen Raum des 19. Jahrhunderts gewesen war, wobei er für Ostfriesland vor allem auf den Literaturnobelpreisträger Rudolf Christoph Eucken und Johann Christian Hermann Gittermann verweisen kann.

Der Beitrag zur „Musik“ stammt aus der Feder von Christine Hoppe, Inna Klause und Andreas Waczkat (S. 1231-1266). Auf Grund des eher kargen Forschungsstandes nähert sich das Autorenteam der musikkulturellen Vielfalt aus Sicht der tragenden Institutionen, d.h. der Hofkapelle, des Theater und der Opernhäuser. Die „Bildende Kunst“ (S. 1267-1297) bearbeitet Bernd Küster, während sich Birte Rogacki-Thiemann dem Aspekt „Städtebau und Architektur“ (S. 1299-1346) widmet. Das Spektrum ihrer Untersuchung reicht dabei von den großen klassizistische Stadtanlagen, über den Bau von Fabriken und Werksiedlungen bis zu neuartigen Bauaufgaben wie Bahnhöfen, Wasserwerken, Gas- und Elektrizitätswerken. Auch der Stadtgründung Wilhelmshavens bleibt ein eigenes Kapitel vorbehalten. Den Abschluss bildet eine Betrachtung der „Geschichtskultur“ (S. 1347-1393) durch Dietmar von Recken. Er interessiert sich für die Art und Weise, wie die Gesellschaft im 19. Jahrhundert mit Geschichte und Vergangenheit umging. Dabei konstatiert er eine große Vielfalt der Geschichtskultur in den Teilregionen mit ihren eigenen historisch-kulturellen Traditionen und regionalen Identitäten, belegt jedoch auch, dass sich in allen Teilen Niedersachsens ähnliche grundlegende Prozesse vollzogen, die sich nicht zuletzt durch eine Institutionalisierung und Professionalisierung der historischen Forschung auswiesen.

Ein Anhang mit Karten und Übersichten zu den regierenden Herrschaftshäusern, ein Abbildungsnachweis sowie ein von Josef Dolle erstellter und hilfreicher Orts-, Personen- und Sachindex komplettieren den Band.

Auch der vierte Band bleibt dem bisher verfolgten Anspruch der Reihe treu, in übersichtlicher Form den aktuellen Stand des historischen Wissens wiederzugeben, so dass man sich einen raschen und umfassenden Überblick über die Geschichte Niedersachsens im 19. Jahrhundert verschaffen kann. Insgesamt ist dem Herausgeber und den Autoren ein beachtenswerter Beitrag zu der Handbuchreihe „Geschichte Niedersachsens“ gelungen, dem hoffentlich bald der letzte noch ausstehende Band zur Kirche und Frömmigkeit im Hoch- und Spätmittelalter nachfolgen wird, so dass das vor knapp vierzig Jahren begonnene Projekt erfolgreich abgeschlossen werden kann.

Aurich

Michael Hermann

**Jürgen Hasse, Versunkene Seelen. Begräbnisplätze ertrunkener Seeleute im 19. Jahrhundert, Freiburg 2016, 293 S., Ill., 30,80 Euro, ISBN 978-3-451-34945-4.**

Es geschieht heute nur noch selten, dass an den Küsten Ostfrieslands oder an den Stränden der Ostfriesischen Inseln die Leichen Ertrunkener angeschwemmt werden. Eine Fülle von rechtlichen Vorschriften und Maßnahmen ist vorgesehen, falls ein solcher Fall doch einmal eintreten sollte.

Völlig anders gestaltete sich diese Situation aber bis ins 19. Jahrhundert, das nicht nur eine große Zeit der Seeschifffahrt, sondern auch eine Zeit zahlreicher Schiffsunglücke war.

Gesellschaft und Alltag an allen Küsten hatten (und haben) ihre eigenen Erfahrungen mit der See als Teil ihres Lebensraums. Die See bot Arbeit und Nahrung, war aber auch immer Quelle stetiger Bedrohung: Schiffsunglücke waren genau wie Sturmfluten Teil des Alltags, und so ist der Tod im Wasser seit undenklichen

Zeiten ein Begleiter der Küsten- und Inselbewohner. Häufig waren Strandleichen nicht mehr zu identifizieren und blieben anonym. Der Umgang mit solchen Toten stellte die Küstenbewohner vor besondere Herausforderungen; er brachte eigene Traditionen im Umgang mit dem Tod hervor und führte allerwegen zu äußerst unterschiedlichen Bestattungspraktiken. Die Einrichtung von besonderen Begräbnisplätzen für unidentifizierte Strandleichen im 19. Jahrhundert zeugt von einem grundsätzlichen Wandel im Umgang mit dem Tod an der Küste.

Bereits 2006 hat Jürgen Hasse (Emder Jahrbuch, Bd. 85) einen bemerkenswerten Aufsatz zu diesem Thema veröffentlicht. Nun legt er mit „Versunkene Seelen – Begräbnisplätze ertrunkener Seeleute im 19. Jahrhundert“ neue Erkenntnisse und Forschungsergebnisse vor.

Eingehend verortet Hasse zunächst das Thema des Todes, genauer des Todes auf See, innerhalb der Wissenschaft der Phänomenologie, wobei ein besonders interessanter Abschnitt dieses Kapitels der Darstellung von Schiffbruch und Seemannstod in der Kunst gewidmet ist. Dem folgt ein kurzer Abschnitt über die Geschichte der Seefahrt, weil diese nach Hasse „nicht von der Geschichte der Angst vor dem Meer und dem darin lauernden Tod“ (S. 52) zu trennen ist. Ein weiteres Kapitel befasst sich mit der Situation des Auffindens und der Bergung Ertrunkener. Eindrücklich ist hier die von Hasse skizzierte Entwicklung von den Tagen, wo etwaiges Bergungsgut an den Küsten wichtiger war als Ertrunkene, hin zu den Anfängen organisierten Rettungswesens.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich allgemein mit Begräbnisplätzen für Namenlose an der deutschen Küste. Besonders interessant für unseren ostfriesischen Raum ist hier der Abschnitt über den „Friedhof der Heimatlosen“ auf Spiekeroog.

Anhand einer Fallstudie über die Begräbnisplätze auf Borkum zeichnet Hasse Entwicklung und Bedeutung dieser Stätten noch einmal besonders genau nach.

Zwei Kapitel zu (Seemanns-)Tod und Vergessen und zur Gestaltung der Begräbnisplätze runden die Darstellung ab.

Jürgen Hasse legt mit „Versunkene Seelen“ ein wichtiges Werk vor, das eine Lücke im Schnittfeld von Seefahrts- und Küstengeschichte einerseits und der Geschichte der Sepulkralkultur andererseits schließt.

Norderney

Dietrich Nithack

**André R. Köller, Agonalität und Kooperation. Führungsgruppen im Nordwesten des Reiches 1250-1550 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 279), Göttingen 2015, zugleich Oldenburg, Univ. Diss. 2012; 727 S., 48 Euro, ISBN 978-3-8353-1587-7.**

„Ein neuer Blick auf den spätmittelalterlichen Adel in Niedersachsen.“ – Mit diesem Versprechen wirbt der Wallstein-Verlag für die Drucklegung der 2012 eingereichten Dissertation des Historikers und Germanisten André R. Köller, der 2014 für diese Arbeit mit dem Preis für niedersächsische Landesgeschichte der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen ausgezeichnet worden ist. In seiner Laudatio hatte der Vorsitzende der Historischen Kommission, Prof. Dr. Thomas Vogtherr, die „brillante Arbeit“ gewürdigt, die in der Adels- und Elitenforschung neue Wege beschreiten würde.

Tatsächlich fällt bei der Lektüre der komplexe und nicht zuletzt für die ostfriesische Geschichtsschreibung innovative Ansatz der Arbeit auf. Unter Rückgriff auf die Kultur- und Sozialtheorie Pierre Bourdieus geht Köller davon aus, dass das Handeln von Akteuren nicht allein von „reiner Vernunft und Entscheidungsfreiheit“ geleitet, sondern „von ihrem jeweiligen Habitus (...), ihrem Lebensstil und von den ihnen zur Verfügung stehenden ungleich verteilten ökonomischen, kulturellen, sozialen und symbolischen Ressourcen“ geprägt wird (S. 22-23). Zudem erweitert er diesen Ansatz durch das Konzept des „emotional man“, um auch die von Bourdieu eher vernachlässigten Gefühlslagen, die ebenfalls für Entscheidungen ausschlaggebend sein konnten, zu berücksichtigen.

Für sein Forschungsvorhaben wählte Köller den Nordwesten des Reiches als Untersuchungsraum. Dieser zeichnete sich durch seine „Randlage, Zersplitterung, Dezentralität und Königsferne“ (S. 9) aus, so dass sich dieses Gebiet wegen der fehlenden zentralen Autorität oder anderer effizienter politischer Institutionen für die Betrachtung der Kooperationsbestrebungen und des vorhandenen Konfliktpotentials der einzelnen Führungsgruppen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert eignete. Bei der Auswahl der Quellen beschränkte sich Köller nicht nur auf Urkunden und Rechtssammlungen, in denen etwa die Kooperationsregelungen zwischen den Führungspersönlichkeiten niedergelegt wurden, sondern nutzte auch Briefwechsel, die Rückschlüsse auf Praktiken, Selbstdeutung und Habitus der beteiligten Akteure zulassen.

Nach einem ausführlichen einleitenden Kapitel, in dem Köller spannend in sein Thema einführt und seine methodische Vorgehensweise darlegt, folgen drei Hauptkapitel. In diesen geht er seiner zentralen Fragestellung nach, wie – angesichts ständiger Konflikte innerhalb und zwischen den Führungsgruppen – in königsfernen Regionen des Mittelalters Kooperationen, Netzwerke und einvernehmliche Spielregeln entstehen konnten.

Im ersten Abschnitt „Adel im Praxisfeld der Landesherrschaften im Nordwesten“ befasst sich Köller mit den sozialen Gruppen des hohen und niederen Adels, bevor sich sein Augenmerk auf die Ehevereinbarungen zwischen den fünfzehn hochadeligen Geschlechtern im Nordwesten des Reiches richtet. Mehr als 150 ehevertragliche Bestimmungen hat Köller systematisch untersucht. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass die Eheschließungen nicht allein den Reproduktionserfordernissen der Adelsfamilien dienten – immerhin konnte stets das Aussterben eines Geschlechts drohen –, sondern auch, um vielversprechende Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen zu begründen oder zu festigen oder um den sozialen Aufstieg zu realisieren. Um eine Heirat zu ermöglichen, musste im Vorfeld die Höhe des Ehegeldes ausgehandelt werden, das durchaus unterschiedlich ausfallen konnte. So zahlten etwa die Grafen von Ostfriesland vergleichsweise hohe Beträge, offensichtlich, weil die Cirksena ihren Grafentitel noch nicht so lange besaßen und daher „ihre fragliche Herkunft und ihr geringes soziales und symbolisches Kapital finanziell ausgleichen mußten“ (S. 185).

Aber auch unabhängig von den Eheschließungen sahen sich die hochadeligen Geschlechter stets genötigt, ihre Position innerhalb des sozialen Feldes und ihren Rang innerhalb der sozialen Gruppe zu repräsentieren und zu legitimieren – und das auch über den Tod hinaus. Auch in diesem Fall verweist Köller auf ein ostfriesisches Beispiel. So ließ Gräfin Anna von Ostfriesland für ihren verstorbenen

Gatten Enno II. in der Großen Kirche in Emden ein prächtiges Grabmal errichten, das nicht nur der Erinnerung an den ostfriesischen Grafen, sondern auch der Legitimation ihrer eigenen Herrschaft dienen sollte. Im Gegenzug stellte der Bau des Hochgrabes für Edo Wiemken in Jever eine eindeutige Reaktion auf das Emdener Grabmal dar. Für Maria von Jever spielte dabei das Angedenken an ihren Vater nur eine untergeordnete Rolle, vielmehr ging es ihr darum, das ostfriesische Denkmal zu übertreffen und damit ihre eigenen Ansprüche auf die Herrschaft Jever gegenüber den verhassten Cirksena zu betonen (S. 239).

Im nachfolgenden Kapitel richtet Köller sein Augenmerk auf „das agonale soziale Feld der (spät-)mittelalterlichen Landesgemeinden und Häuptlinge“. Die Entstehung der seit dem 11./12. Jahrhundert nachweisbaren Landesgemeinden sieht er als Ergebnis der an der Peripherie des Reiches vorherrschenden Rahmenbedingungen und befasst sich – unter Berücksichtigung der Adelherrschaftstheorie als auch der von der ostfriesischen Landesgeschichtsforschung favorisierten Gemeindefreienlehre – mit der Frage nach der Entstehung des friesischen Adels. Für Köller bleibt dabei entscheidend, dass sich auf lokaler Ebene Führungsgruppen entwickelten, deren Einfluss auf unterschiedlichsten Grundlagen – darunter Grundbesitz, Ämter, Reichtum oder auch bewaffneter Gewalt – beruhen konnte. Ob sich der friesische Adel aus mächtigen „Eigenerfden“, Großbauerngeschlechtern oder aus bereits vorhandenen adeligen Familien rekrutierte, bleibt für ihn dagegen nachrangig. Sehr viel bedeutsamer ist für Köller, dass diese führenden Geschlechter in den Landesgemeinden nur einen eng begrenzten Spielraum für ihre Ambitionen fanden und sich gleichzeitig am Habitus und Lebensstil der benachbarten Adelsfamilien orientierten. Die friesischen Häuptlinge strebten daher an, in die soziale Gruppe des hohen Adels aufgenommen zu werden, was im ostfriesischen Raum jedoch nur drei Häuptlingsgeschlechtern gelang, deren Aufstieg und Ringen um die allgemeine Anerkennung als auch deren Maßnahmen zur Etablierung einer Landesherrschaft im Einzelnen und gesondert untersucht werden.

In seinem vierten Kapitel richtet sich Köllers Blick auf das soziale Feld der Landesherrschaften im Nordwesten an der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit. Für diese Epoche konstatiert er eine Zunahme der Agonalität, die durch Glaubensfragen, aber auch durch die Expansionsinteressen einzelner Fürsten geprägt worden sei. In den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt er dabei die Genese, den Inhalt und die kurz- und langfristigen Auswirkungen des Utrechter Vertrags vom 26.10.1529, der zwischen den Grafen von Ostfriesland und Oldenburg geschlossen wurde. Der Vertrag, der aus Köllers Sicht bislang zu Unrecht kaum beachtet und noch nicht eingehend untersucht worden ist, bestand aus zwei Eheverträgen, einem einige Monate später als Friedens- und Freundschaftsvertrag geschlossenen Anschlussvertrages sowie einem 1536 vereinbarten Zusatzvertrag, der ein Beistands- und Bündnisabkommen zwischen den benachbarten Grafschaften vorsah.

Der Vertrag stellte für die Cirksena einen bedeutsamen Schritt zum Ausbau ihrer Landesherrschaft dar, da der Oldenburger Graf Anton I. für sich und seine Brüder alle Ansprüche auf die Herrschaft Jever zugunsten der Grafen von Ostfriesland aufgab. Mit dieser Vereinbarung „fühlten sich die Cirksena ihres jeverschen Kapitals sicher“ (S. 498), so dass sie sich an das von Edzard I. gegebene Eheversprechen gegenüber den Fräulein von Jever nicht mehr gebunden fühlten.

Die Folgen sind bekannt: Die Jeversche Herrschaft blieb den ostfriesischen Grafen letztlich verwehrt. Köller bricht mit der bisherigen Tradition, Enno II. Inkompetenz vorzuwerfen. Vielmehr habe der ostfriesische Graf die „Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensmuster sowie Strategien“ seines Vaters übernommen und war mit Maria von Jever und Balthasar Attena auf Persönlichkeiten gestoßen, die „im Sinne ihrer Geschlechtsrason, ihrer Selbstansprüche, zur Behauptung ihrer Identität und Adelsehre gar nicht anders konnten, als sich gegen die Expansionsabsichten der Grafen von Ostfriesland zur Wehr zu setzen: mit einigem Kalkül, immer aber auch getrieben von Haß“ (S. 586).

In einem Schlusskapitel werden die Forschungsergebnisse nochmals zusammengefasst. Dabei gelangt Köller zu dem Fazit, dass innerhalb der Führungsgruppen im Nordwesten des Reiches stets ein „Wettstreit oder Spiel um die Wahrung und Mehrung des ungleich verteilten sozialen, ökonomischen, kulturellen und symbolischen Kapitals“ (S. 590) herrschte. In Anbetracht der Agonalität setzten die Akteure auf Kooperationen und Netzwerke, die jedoch „bei aller symbolischer Überhöhung“ nur zeitlich begrenzt nutzbare Instrumentarien darstellten und – soweit das soziale Feld oder die Aussicht auf Profit dies verlangten – rasch revidiert werden konnten. Dem mittelalterlichen Adel könne dabei pauschal kein „langfristiges planvolles Handeln“ (S. 602) unterstellt werden. Vielmehr müssten Habitus, Kalkül, Emotion und Identität als Ursachen für das soziale und damit politische Handeln der Akteure unter den „jeweiligen objektiv-materialen, kulturellen Bedingungen des sozialen Feldes“ viel stärker als bisher berücksichtigt werden.

Ein knappes Abkürzungsverzeichnis und ein dafür umso umfassenderes und beeindruckendes Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 607-726) beschließen den Band.

Köller hat mit seiner Dissertation ein – vor allem im methodischen Teil – nicht immer leicht verständliches, aber nichtsdestotrotz gewinnbringendes und aussagekräftiges Werk vorgelegt, an dem sich die zukünftige mittelalterliche Adelsforschung orientieren müssen. Er hat bewiesen, wie lohnend es ist, Bourdieus Feld- und Habitus-theorie für konkrete Untersuchungsgegenstände heranzuziehen. Selbst wenn bei seinen Ergebnissen nicht jede Schlussfolgerung überrascht, ist seine innovative, fundierte und quellenbasierte Herangehensweise herausragend.

Auch wenn Köller stets den gesamten Nordwesten des Deutschen Reiches im Blick hat, richtet sich sein Fokus doch immer wieder auf die friesischen Lande und auf das Grafengeschlecht der Cirksenas, so dass sein Buch insbesondere für die Geschichtsforschung im ostfriesischen Raum einen neuen Standard setzt.

Aurich

Michael Hermann

**Otto Derk Jan Roemeling, Heiligen en Heren. Studies over het parochiewezen in het Noorden van Nederland vóór 1600 (Fryske Akademy Nr. 1070), Leeuwarden 2013, 469 S., 29,50 Euro, ISBN 978 90 62739 68 4.**

Der Besprechung liegt die Dissertation zugrunde, die der Verfasser 2013 an der Universität Leiden zum Erwerb des Doktorgrades eingereicht hat. Korrekt bezeichnet er sie als „Studien“. Sie stellt keinen Längs- oder Querschnitt der Geschichte des spätmittelalterlichen Parochialwesens in den nördlichen Niederlanden dar. Die

Vorgehensweise könnte vielmehr als eine statistische bezeichnet werden. Nach einem ausführlichen Einleitungsteil behandelt er in verschiedenen Abschnitten unter dem Aspekt der *heiligen* die Patrozinien der Parochialkirchen seines Untersuchungsgebietes. Mit *Heren* sind die kirchlichen Amtsträger gemeint. Wie aus dem der Dissertation beigefügten Lebenslauf hervorgeht, stand der Autor am Abgabetermin der Doktorarbeit bereits in einem höheren Lebensalter. Vor dem Beginn seiner Berufstätigkeit in der Verwaltung einer sozialen Einrichtung absolvierte er ein wirtschaftswissenschaftliches Studium. Die Fülle des in die Untersuchung eingeflossenen Datenmaterials legt nahe, dass er, methodisch von den Sozialwissenschaften herkommend, das Material über einen langen Zeitraum zusammengetragen hat. Die Promotion bedeutet damit gleichsam Höhepunkt und Ziel einer langen, intensiven Forschertätigkeit.

Der Rezensent findet es bedauerlich, dass ihm die Arbeit nicht in gedruckter Form zur Verfügung stand. Die Möglichkeit des Vor- und Zurückblätterns in der kopiergeschützten Datei wäre bei der Beschäftigung mit der gewaltigen Materialfülle äußerst hilfreich gewesen. Offensichtlich gibt es aber nur wenige Exemplare des Werkes in gedruckter Form. Das steht vielleicht im Zusammenhang mit der Abgabepflicht der Dissertation. Immerhin ist das Werk dem interessierten Benutzer als PDF-Datei im Internet unter der Website <https://openaccess.leidenuniv.nl/bitstream/handle/1887/22940/> unentgeltlich zugänglich und wegen des verwendeten Formats auch zitierfähig. Am Ende des umfangreichen Textteils steht eine ins Detail gehende niederländische und englische Zusammenfassung der Ergebnisse. Ihr sind 15 die statistische Methode unterstützende instruktive Beilagen hinzugegeben. Den Schluss bildet ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis, aber leider kein Register. Vielleicht wurde darauf wegen der in dem PDF-Programm integrierten Suchfunktion verzichtet.

Im Zentrum der Untersuchung steht das spätmittelalterliche Parochialwesen der drei nördlichen niederländischen Provinzen Friesland, Groningen (Stadt und Land) und Drenthe bis zur Einführung der Reformation. In ihnen galt die „Friesische Freiheit“. Deren stärker vom Genossenschaftsrecht bestimmte Kirchenverfassung unterscheidet sich stark von der herrschaftlich geprägten der südlicheren Provinzen der Niederlande. Dieser Umstand hat Auswirkungen auf den Umfang der überlieferten archivalischen Quellen.

Friesland, Drenthe und die Stadt Groningen unterstanden der Kirchengesamtheit des Bistums Utrecht. Die Groninger Ommelande und das Oldamt gehörten den Bistümern Münster und Osnabrück an. Hinzu kommt, dass die großen karolingischen Reichsabteien Fulda, Werden und Corvey durch Schenkungen in den nördlichen Niederlanden und den angrenzenden Gebieten begütert waren. Damit bezieht der Verfasser hinsichtlich der Patrozinienfrage auch Ostfriesland in seine Untersuchung ein. Diesem Umstand kommt angesichts des angestrebten Zusammenwachsens der Ems-Dollart-Region durchaus eine politische Bedeutung zu.

Der Hauptteil des Textes ist in mehrere Abschnitte gegliedert. Dem Autor geht es zunächst um die Patrozinien (*heiligen*) der Pfarrkirchen in den genannten drei Provinzen. Dabei stützt er sich sowohl auf die bisherigen Forschungsergebnisse als auch auf das Vorkommen der Heiligennamen in bislang ungedruckten schriftlichen Quellen. Darüber hinaus bezieht er die Abbildungen und Umschriften von Siegeln in seine Untersuchung ein. Dazu kommen Glocken, Gewölbeschlusssteine und Wandmalereien, sofern sie Angaben zu Kirchenpatronen enthalten.

Die Auflistung und statistische Auswertung der Ergebnisse verschafft dem Autor einen umfassenden Überblick über die Pfarreien seines Forschungsgebietes.

Der folgende Abschnitt handelt von den Beziehungen zwischen Pfarrkirchen und Klöstern. Im Nordwesten der Niederlande setzten die Klosterstiftungen in der Mitte des 12. Jahrhunderts ein. Die Klöster der Benediktiner, Prämonstratenser und Karmeliten besaßen Pfarreien, selbst die der Zisterzienser, denen der Besitz eigentlich von der Regel verboten war. Auch die Hospitalorden der Deutschherren und Johanniter besaßen Pfarreien. Sie waren entweder vollständig in die Klöster inkorporiert, oder Mönche wurden zur Übernahme der Seelsorge in sie entsandt.

Auf die *heiligen* folgen die *heren*, wie die Geistlichen in den Niederlanden bezeichnet werden, und deren Rechtsstellung in der Parochie. Die Vergabe von Beneficia, das bedeutet Zuwendungen an Geld und Gütern an Geistliche, betraf Friesland mehr als die beiden anderen Provinzen. Die aus ihnen erzielten Einkünfte wurden den Geistlichen als Lohn für die Seelsorge an den Parochialkirchen, Vikarien, Sakristeien und Kapellen übertragen. In erster Linie waren sie für die Memoria, das Gebet für Verstorbene, gedacht. Darüber hinaus wurden sie als Stipendien zur Ausbildung des geistlichen Nachwuchses gegeben.

Das Präsentationsrecht bei der Übergabe eines Beneficiums oblag der Obrigkeit. Der Patronatsherr besaß das Recht, der zuständigen geistlichen Instanz einen Kandidaten vorzuschlagen. Schon früh ging das landesherrliche Bestreben dahin, Präsentationsrechte zu erlangen. Von 1399 an spielte deren Erwerb eine Rolle bei der Huldigung für Albrecht von Bayern, Grafen von Holland, der für kurze Zeit auch Herr über Friesland war. Karl von Burgund verbürgte den Friesen das Recht der freien Wahl ihrer Geistlichen. Georg von Sachsen verwarf es 1504 jedoch wieder. Karl von Habsburg, der spätere Kaiser Karl V., erkannte den Gemeinden und Städten das Recht zu, ihre Kandidaten zu nominieren. Das Präsentationsrecht behielt sich der Landesherr selber vor. 1539 erlangten die Friesen mit einigen Einschränkungen das Recht der Nomination und Präsentation zurück. Auch das anschließende Bewilligungsrecht (*placet*) lag beim Landesherrn. Die für Friesland bezeugten Auseinandersetzungen besaßen für Groningen und Drenthe eine geringere Bedeutung.

Der Nomination und Präsentation folgte die Institution in das seelsorgerliche Amt. Sie geschah durch den bischöflichen Erzdiakon. Das waren in erster Linie Geistliche der drei Utrechter Propsteien Altmünster (*Oudmunster*), St. Johannes (*Sint-Jan*) und St. Maria (*Sint-Marie*), sofern es sich um die Übertragung eigenständiger Parochialgüter handelte. Das galt nicht für eine in ein Kloster inkorporierte Pfarrei. Die Rechte eines Erzdiakons konnten auch auf die Äbte von Klöstern übertragen werden, was insbesondere für die friesischen Klöster Lidlum, Stavoren und Dokkum von Belang war. Die angeführten Verhältnisse galten bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

Der nächste Schritt, um ein seelsorgerisches Amt auszuüben, war die Erlangung der höheren Weihen zum Subdiakon, Diakon und Priester. Anders als bei der Präsentation und Institution der Kandidaten war dies eine einmalige Maßnahme. Zur Weihe war ferner der Nachweis der ausreichenden materiellen Absicherung durch ein Beneficium notwendig. Als Beweis dienten die sogenannten Weihetitel (*wijdingstitels*), die in Registern festgehalten wurden. Sofern diese erhalten sind, bieten sie die Grundlage für Kenntnisse über Personen, die die Weihe beantragten. Es folgte die Admission, die Zulassung zur Weihe, die ebenfalls in Registern festgehalten wurde. Weihetitel und Admissionen waren einmalige Handlungen,

anders verhielt es sich dagegen mit den Institutionen und Placetverleihungen (*placetverleningen*). Diese mussten bei jeder Übergabe wiederholt werden. Die Namen der Probanden bei den Placetverleihungen lassen sich mit denen der Weihetitel (*wijdingstitel*) und Admissionen (*admissie*) vergleichen, um daraus weitere Erkenntnisse über die Personen zu gewinnen. Das alles galt nicht für klösterliche Kandidaten, die über kein eigenes Beneficium verfügten, weil sie als Mönche in einer dem jeweiligen Kloster inkorporierten Pfarrei eingesetzt wurden. Aus den Weiheregistern lassen sich Erkenntnisse zu den Namen der Geweihten, deren sozialer Herkunft, Mobilität und universitären Ausbildung gewinnen.

In einem letzten Abschnitt geht es um ethische Fragen bei den *heren*. Schriftliche Quellen finden sich dazu insbesondere für die Zeit, in der Karl von Habsburg Herr in Friesland war. Die Prozesse, in die *heren* verwickelt waren, reichten von Eigentumsdelikten bis zu Mord und Totschlag. Eine weitere Kategorie von Beschuldigungen bildet die Nichtbeachtung des Zölibats, insbesondere bei Konkubinat. Auffallend ist, dass Strafen meist nur die mitangeklagten Frauen trafen und nicht die kirchlichen Amtsträger selber. Nur selten kam es zum Entzug des Placets. Ähnlich wie in Friesland verhielt es sich auch in Groningen und Drenthe.

Am Schluss seines Werkes befasst sich der Autor mit Klagen über Abweichen der *heren* von der kirchlichen Lehre. In vielen Fällen hatte die Beschuldigung zur Folge, dass die Betroffenen zum erneuten Studium nach Köln oder Löwen entsandt wurden, um dann anschließend wieder in ihre Pfarrei zurückzukehren. Zur Durchführung von Reformen sandte die Zentralregierung 1554 zunächst die Kommissare Sonnius und Letmatius nach Friesland. 1557 kam mit dem Ratsherrn Lindanus erneut ein Reformier nach Friesland. 1560 wurde er von der Regierung zurückgerufen. Abweichler von der katholischen Lehre wichen nach Groningen und in die Ommelande aus.

1566/1567 wuchs der Einfluss der Protestanten, besonders in Leeuwarden, das zuvor bereits zum Bistum erhoben worden war. 1566 waren zwei Drittel der Geistlichen in den Städten katholisch und nur ein Drittel protestantisch. Viele Abweichler wurden von der Regierung ausgewiesen, als letzter der 1569 zum Bischof von Leeuwarden ernannte Cunerus Petri, ein glühender Verfechter der Gegenreformation. 1579 wurde er abgesetzt. Das Bistum blieb zwar formell aufrechterhalten, wurde jedoch nicht neu besetzt. 1580 kam es zu einem allgemeinen Verbot der Ausübung der „päpstlichen Religion“. Alle Beneficia wurden als verfallen erklärt, und die Klöster aufgehoben. Wiederum verließen viele Altgläubige das Land. Die Liste der *Conscriptio exulum* gibt einen Eindruck von Zahl und Zielen der ausgewanderten Priester.

In dieser Rezension kann nur der Rahmen wiedergegeben werden. Der mit unzähligen Namen und Daten statistisch untermauerte Hauptteil der Untersuchung muss der persönlichen Lektüre vorbehalten bleiben. Zwei Fragen bleiben dem Rezensenten am Ende dennoch: Welchen Einfluss hat die besonders in den Niederlanden und im westlichen Deutschland seit dem 15. Jahrhundert verbreitete *Devotio moderna* und die mit ihr aufgekommenen Reformkongregationen auf das Verhältnis von *heiligen* und *heren* ausgeübt? Sind die zahlreichen Frauenklöster und die in diese inkorporierten Pfarreien, deren Seelsorge nur von *heren* wahrgenommen werden konnte, ebenfalls für die zugrundeliegende Thematik von Belang?

Wegen der Fülle des durch den Autor gesammelten und verwendeten Quellenmaterials stellt die Untersuchung ein Werk dar, das über die niederländische Grenze hinaus auch in Ostfriesland Beachtung verdient. Einziges Hindernis könnte für manchen Interessierten vielleicht die sprachliche Barriere sein.

Haina

Arnd Friedrich



# Ostfriesische Fundchronik 2015

Von Jan F. Kegler und Sonja König.

Mit Beiträgen von Rolf Bärenfänger, Andreas Hüser, Kirsten Hüser, Gerhard Kronsweide, Axel Prussat, Heike Reimann und Bernhard Thiemann.

Die Ostfriesische Fundchronik berichtet, geordnet nach Landkreisen und Gemarkungen, im Kapitel A über die wichtigsten archäologischen Funde und Fundstellen, die im Berichtsjahr entdeckt und vom Archäologischen Dienst der Ostfriesischen Landschaft bearbeitet wurden. Die Fundchronik listet außerdem im Kapitel B die wissenschaftlichen Publikationen auf, die hiesige Funde und Fundstellen behandeln, und ordnet ferner im Kapitel C die Funde nach Zeitstufen. Die Ostfriesische Fundchronik veröffentlicht die archäologischen Quellen, die Hinweise auf die Siedlungsgeschichte vergangener Zeitalter in Ostfriesland geben.

## A. Ausgrabungen und Funde in Ostfriesland

### A. 1 Landkreis Aurich

#### 1. Greetsiel FStNr. 2408/8:13, Gde. Krummhörn Neuzeitliche Gefäßdeponierung

Bei der Aufnahme des Fußbodens in der ehemaligen Küche entdeckte ein Bauherr in Greetsiel vor der Türschwelle zur Stube ein in eine mit einem Backstein gesicherte Grube eingestelltes Gefäß. Das Wohngebäude wird allgemein in das 18. Jahrhundert datiert, aufgrund der zahlreichen Bauteile des 17. Jahrhunderts, die sich im Inneren noch erhalten haben, z. B. *in situ* befindliche Türen, ist aber eine ältere Datierung nicht ausgeschlossen. Das Gebäude wurde in den 1980er Jahren von außen stark überprägt, was zunächst ein jüngeres Alter vermuten ließ. Dank der mühsamen, gewissenhaften und sorgsam recherchierten Arbeiten des Besitzers bekommt das Gebäude im Inneren bereits wieder ein beeindruckendes Gesicht des 17./18. Jahrhunderts. Die rasche Benachrichtigung der Ostfriesischen Landschaft über den Fund führte zu einer zügigen und sehr positiven Zusammenarbeit.

Das innen hell und außen im oberen Teil grün glasierte Gefäß misst 11 cm in der Höhe bei einem maximalen Durchmesser von 12,7 cm. Es besitzt einen leicht abgesetzten Standboden, einen Henkel und eine quer zum Henkel stehende Schneppe. Der obere Teil des Gefäßes ist beschädigt, was vermutlich auf eine Erneuerung der Wandschwelle zurückzuführen ist. Die neuzeitliche Eingrabung an der Schwelle der Wand verläuft durch die Grube, in der sich das Gefäß befand. Die ursprüngliche Eingrabung für das Gefäß wird dadurch gekappt.

Die Lage des Gefäßes an der Türschwelle lässt ein Bauopfer vermuten. Eine Deutung als Nachgeburtstopf scheint aber aufgrund der Zeitstellung des

Gefäßes (17./18. Jh.) auch möglich. Der vorliegende Befund wäre allerdings der erste Nachweis dieser Sitte in der Region, weshalb eher von einem Bauopfer auszugehen ist. (S. K.)

## 2. Groothusen FStNr. 2508/8:21, Gde. Krummhörn Fundkomplex der älteren Römischen Kaiserzeit

Im südlichen Teil der Gemarkung Groothusen wurden im Zuge der archäologischen Betreuung des Baues einer Höchstspannungsleitung 80 Scherben aufgefunden. Die Fundstücke stammen aus dem Oberboden, Befunde ließen sich auch nach Aushub des Kabelgrabens nicht beobachten. Die meist sehr kleinteilig fragmentierten Stücke weisen, soweit erkennbar, überwiegend eine organische Magerung auf. Der kleine Fundkomplex kann als Hinweis auf eine Siedlung der älteren Kaiserzeit in der Umgebung gewertet werden. (B. T.)

## 3. Norderney FStNr. 2209/7:3, Stadt Norderney Endneolithisch-frühbronzezeitlicher Feuersteindolch

Im Frühjahr 2015 fand eine Urlauberin einen Flintdolch (Abb. 1) am Nordstrand von Norderney. Das Stück wurde am Spülsaum in der Nähe der „Weißen Düne“ aufgefunden. Wie die meisten Fundstücke aus dem Wattenmeer weist es einen dunkelgrau-schwarzen Überzug aus Eisen(II)sulfat auf.

Das Stück mit einer Länge von 13,2, einer Breite von 3,8 und einer Dicke von nur 1,0 cm ist allseitig sorgfältig flächig retuschiert und weist keine wesentlichen Veränderungen durch Nachschärfungen auf.

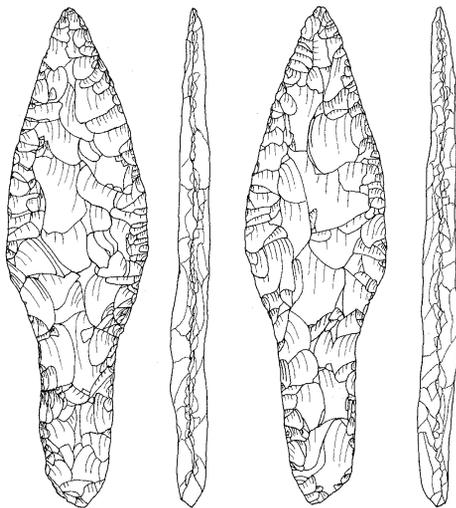


Abb. 1: Norderney (3). Flintdolch vom Nordstrand der Insel Norderney. (M. 1:2, Zeichnung: B. Kluczkowski)

Flintdolche dieser Art gehören zu den in Dänemark und im nördlichen Schleswig-Holstein am weitesten verbreiteten Typen. Auch chronologisch sind sie wenig sensibel. Das vorliegende Stück gehört in einen endneolithisch-frühbronzezeitlichen Kontext und lässt sich ohne Begleitfunde auch nicht weiter einengen.

Da der Dolch keine modernen Beschädigungen aufweist und eine Ansprache des originalen Feuersteinmaterials aufgrund des Eisensulfat-Überzuges nicht möglich ist, lässt sich über seine originale Herkunft nur spekulieren. Unklar ist auch, wie er an den Spülsaum Norderneys gelangt ist. Möglicherweise geschah dies beim Aufspülen von Sand aus tieferen Schichten zum Zweck der Ufersicherung. (J. F. K.)

## A. 2 Kreisfreie Stadt Emden

4. Borssum FStNr. 2609/5:30, Stadt Emden  
Mittelalterliche Wurtenschichten

Im Emdener Stadtteil Borssum musste ein in den 1920er Jahren errichtetes Haus für einen geplanten Neubau weichen. Das Baugrundstück liegt am nördlichen Randbereich der ursprünglich eine eigene Herrlichkeit bildenden Wurtensiedlung Klein-Borssum. Das Gelände fällt nach Norden hin um etwa einen halben Meter ab. Das ehemalige Gebäude war zwar nicht unterkellert, der Untergrund jedoch etwa 0,5 m tief umgearbeitet.

Bei der archäologischen Baubegleitung wurden beim Abtiefen der Baugrube im südöstlichen Teil etwa 1 m unter der Oberfläche erste Befunde erkannt. Im nordwestlichen Bereich der Baugrube wurde ein erster Befund bereits 60 cm unter der Oberfläche sichtbar. Aus diesem Grund wurde die Baugrube nicht auf gleicher Höhe abgetieft, sondern es wurden zwei Flächen unterschiedlicher Niveaus ange-

legt, um ein Maximum an archäologischer Substanz zu erhalten. An den Rändern der Baugrube wurden schließlich Profile angelegt, die mehrere Siedlungshorizonte der mittelalterlichen Wurt zeigten. Demnach baut sich die Schichtenfolge vom Hangenden zum Liegenden wie folgt auf: Auf den Oberboden folgt zunächst eine befundfreie Kleischicht. Die obersten Siedlungsstrukturen sind wahrscheinlich durch die jahrzehntelange Gartennutzung immer wieder aufgearbeitet worden. Unterhalb dieses letzten Kleiauftrages schließt sich der oberste



Abb. 2: Borssum (4). Blick auf die Siedlungslage des 12. Jahrhunderts. (Foto: B. Thiemann)

Siedlungshorizont an, der allerdings nur im nordwestlichen Teil der Baugrube erfasst werden konnte. Im Planum wurde eine zweiphasige Herdstelle beobachtet, an die sich ein max. 6 cm starker, sehr dunkler Laufhorizont anschloss (Abb. 2). Die Herdstelle lag etwa mittig des auf knapp 5 m Breite erfassten Laufhorizonts, der als Trittschicht innerhalb eines Hauses angesprochen werden kann. Im Nordwesten war im Profil deutlich zu erkennen, dass diese Schicht an ihrem Ende nach oben aufgebogen war. Dies ist als Hinweis auf einen Wandverlauf an dieser Stelle zu werten. Pfostensetzungen konnten nicht beobachtet werden, daher ist es wahrscheinlich, dass es sich um ein Schwellrahmengebäude gehandelt hat.

Wahrscheinlich hat diese Siedlungsphase keinen langen Bestand gehabt. Die wenigen Keramikscherben aus dem oberen Siedlungshorizont sind alle mit Granitgrus gemagert, was eine Datierung in das 12. Jahrhundert wahrscheinlich macht. Der durch Gartenarbeit aufgearbeitete, letzte Kleiauftrag der Wurt muss daher noch im 13. Jahrhundert erfolgt sein.

Durch einen sterilen Kleiauftrag getrennt folgt die deutlich ausgeprägte Kulturschicht des unteren Siedlungshorizonts. In der südöstlichen Hälfte der untersuchten Fläche, wo durch die Bauarbeiten die Kulturschicht etwas stärker abgetragen war, ließen sich in der Fläche einige Strukturen erkennen. So war im südöstlichen Bereich ein Lehmfußboden zu beobachten, der nach Nordwesten hin eine eindeutige Begrenzung aufwies. Da sich im Nordwesten drei als Gruben zu identifizierende Befunde anschlossen, ist eindeutig, dass sich hier die Bauflucht eines Gebäudes abzeichnete. Unklar bleibt, ob ein etwa mittig gelegener, verziegelter Bereich des Gebäudes als Feuerstelle oder als Hinweis auf ein Schadfeuer zu interpretieren ist. Eine starke Holzkohlestreuung im Umfeld sowie die Lage an der Außenwand des Gebäudes sprechen jedenfalls nicht für eine Deutung als Herdstelle. Wahrscheinlich schlossen sich im Nordwesten noch weitere Gebäude an, worauf ein deutlich zu erkennender Pfosten hindeutet.

Der durch die flächige Dokumentation erfasste untere Siedlungshorizont erbrachte eine ganze Reihe von Funden. Überwiegend handelt es sich um Bruchstücke von Kugeltöpfen. Die Magerung der Keramik besteht überwiegend aus Granitgrus, sandgemagerte Scherben liegen nur in sehr geringer Anzahl vor. Da Sand Granitgrus als Magerungszusatz am Ende des 13. Jahrhunderts weitgehend verdrängt hat, liegt hier ein erster chronologischer Ansatz vor. Einige der Randfragmente weisen blockartige Ausformungen auf und datieren daher vom 12. bis in das 14. Jahrhundert. Rheinische Importkeramik belegt hier einen zweiten Siedlungshorizont, der chronologisch im 12. Jahrhundert zu verorten ist.

Weitere Funde geben Hinweise auf handwerkliche Tätigkeiten, so z. B. Webgewichte und Reste von Eisenschlacke.

Neben Keramik stellen Knochen einen Großteil des Fundmaterials. Überwiegend handelt es sich um Speiseabfälle. Vollständig erhalten ist ein 32 cm langer Schlittknochen.

Ein weiterer steriler Kleiauftrag trennt eine noch ältere, nur ansatzweise erfasste Siedlungsschicht im Liegenden. Durch zwei Bohrungen wurde diese Annahme nochmals bestätigt, da sich im Bohrkern nach unten hin ein massives Schichtpaket noch weitgehend ungestörter Wurtenschichten anschließt. Sie zeigen einen Schichtaufbau von mindestens 1 m Stärke (Abb. 3). Eine Scherbe der Muschelgrusware, die aus dem ältesten in der Fläche freigelegten Siedlungshorizont geborgen werden konnte, deutet an, dass die Siedlungstradition hier zumindest

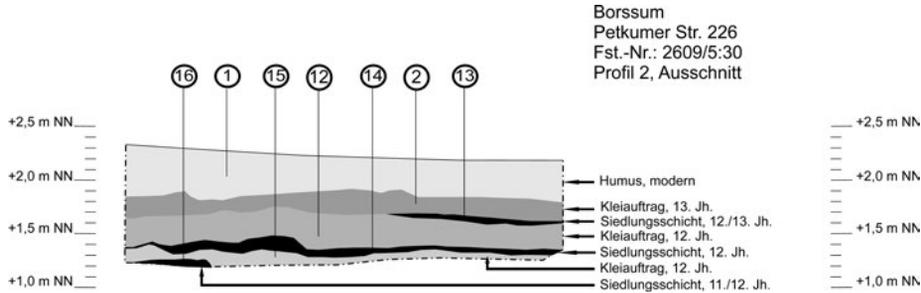


Abb. 3: Borssum (4). Idealisiertes Profil der erfassten drei Siedlungslagen. (Grafik: B. Thiemann)

bis in das 9./10. Jahrhundert zurückreicht.

Als Ergebnis kann festgehalten werden, dass die Besiedlung der Wurt Klein-Borssum an dieser Stelle zumindest bis in das 11., wahrscheinlich bis in das 9./10. Jahrhundert zurückreicht. Wohl zwischen der Mitte des 12. und der Mitte des 13. Jahrhunderts fanden umfangreiche Bodenaufträge auf diesem Randbereich der Wurt statt, die vermutlich nicht die Wurt erhöhen, sondern den Siedlungsbereich auf der Wurtenkuppe vergrößern sollten. Dieses Phänomen spricht für ein rasches Wachstum der Siedlung in dieser Zeit.

Mit dem Ende des Ausbaus im 13. Jahrhundert sind offenbar auch die Parzellengrenzen festgeschrieben worden. Dies belegt recht eindeutig ein parallel zur Straße verlaufender Graben, der mit der letzten Ausbauphase angelegt wurde und dessen (vermutete) Mitte der heutigen Parzellengrenze entspricht. (B. T.)

#### 5. Emden FStNr. 2609/1:95, Stadt Emden Fundament des ehemaligen Nordertores

Bei der Sanierung eines Fußgängerüberweges im Zuge der Neuverlegung von Versorgungsleitungen wurden die Fundamente des ehemaligen Nordertors der Emdener Stadtbefestigung freigelegt. Das Nordertor wurde 1645 im Renaissance-Stil mit einem weiten, verstärkten Bogen und zwei Wachstuben errichtet. Dies geschah im Verlauf der Erweiterung der Stadt Emden durch die Hinzunahme der Vororte Groß-Faldern und Klein-Faldern und den damit verbundenen Ausbau der Stadtbefestigung. 1825 wurde das Tor wieder abgebrochen.

Das freigelegte Fundament des Torpfeilers hat eine maximale Grundfläche von 1,1 x 0,95 m. An seiner Nordwestseite ist der Pfeilersockel steil ansteigend aufgemauert. Die Backsteine im Format 26,0 (26,5) x 13,0 (13,5) x 5,5 (6,0) cm sind in einen festen Muschelkalkmörtel gesetzt worden. An seiner Südwestseite wurde der Pfeilerfundamentsockel bereits in früheren Jahren durch einen Rohreinbau stark beschädigt. Funde konnten aus der Fundamentverfüllung nicht geborgen werden. (J. F. K.)

6. Emden FStNr. 2609/1:96, Stadt Emden  
Frühneuzeitlicher Bauerntanzkrug

Im Herbst 2015 wurden Baggerprospektionen auf einem Grundstück am Roten Siel in Emden durchgeführt. Dabei zeigte sich, dass auf der vom Siel abgewandten Seite der Parzelle unter einer massiven Kulturschicht ein tiefer verfüllter Graben verläuft.

In diesem Graben befand sich neuzeitliche Keramik, darunter auch ein Bauerntanzkrug (Abb. 4). Der noch 21 cm hohe Krug besteht aus Steinzeug und wurde 1587 in Raeren (Belgien) gefertigt. Er zeigt einen breiten, zylinderförmigen Bauchfries über einer abgesetzten Standfläche und unterhalb einer abgeknickten, als breite Kehle und als Wulst abgesetzten Schulter. Der untere Teil der Wandung ist durch senkrechte Rippen in Zonen aufgeteilt. Die Schulter ist mit Kerbschnittdekor verziert. Hals, Rand und Henkel sind abgebrochen, ebenso fehlt eine ursprünglich vorhandene Zinnmontierung.



Abb. 4: Emden (6). Bauerntanzkrug aus Raerener Steinzeug. (Foto: S. König)

Auf dem Bauchfries ist in elf Szenen ein Bauerntanz dargestellt. Auf zwei Musikanten folgen zehn tanzende Paare, darunter auch der Pastor mit der langen Soutane. Zudem gibt die Inschrift Auskunft über Darstellung und Herstellungsdatum: GERHET:DZ:MUS:D-APER:BLASEN:SO:DANNSEN:DEI:-BUREN:ALS:WEREN:SI:RASEFRS VF SPRICHT PASTOR ICH VER DANS DY KAPMI KOR / W Z 87. (Gerhard, du musst tapfer blasen, so tanzen die Bauern, als wären sie rasend. Frisch auf, spricht Pastor, ich vertanze die Kappe, das Amict (Schultertuch) und den Chormantel. W Z 1587).

Eines der beliebtesten Motive auf Raerener Krügen des 16. Jahrhunderts ist der Bauerntanz. Dieses Motiv kommt auch in der Malerei dieser Zeit häufig vor und ist ein Hinweis auf eine sich ändernde Gesellschaftsordnung. Die Vorlagen zum Raerener Bauerntanz, von dem mehr als 30 Varianten belegt sind, stammen aus einer Kupferstichserie des Nürnberger Kleinmeisters

Hans Sebald Beham (\*1500, †1550). Mit dem Spruch, der als Spottlied über die Landbevölkerung diente, machte man sich über die ungestüm und unanständig tanzende Landbevölkerung lustig. Der Spott trifft aber auch den Pastor, der eng – zu eng – mit dem weltlichen Brauchtum und somit den Bauern verbunden ist, vertanzte dieser doch seine gesamte Amtstracht und damit die Würde seines Amtes. (S. K.)

## 7. Wolthusen FStNr. 2609/5:31, Stadt Emden

Südöstlich von Wolthusen wurde bei der Verlegung einer Höchstspannungsleitung nördlich der Straße „Alte Ziegelei“ ein Graben dokumentiert. Die natürliche Schichtenabfolge besteht hier aus einem unteren, hellgrauen Kleihorizont, dem eine 10 bis 20 cm starke Torfschicht aufliegt. Die Torflage wiederum ist von einem 80 bis 90 cm mächtigen Kleipaket bedeckt, das auch die Grabenverfüllung überlagerte. Diese unterschied sich lediglich durch einige eingelagerte dünne Kleischlieren vom umgebenden Torf. Datierende Funde fanden sich in der Grabenverfüllung nicht. Aus der obersten Kleischicht konnten jedoch über tausend Scherben geborgen werden. Das Fundspektrum reicht von frühmittelalterlichen Scherben der Muschelgrusware bis zu Keramiken des 18./19. Jahrhunderts. Eine Datierung des Grabens in das Mittelalter scheint naheliegend, ist jedoch nicht gesichert. Als ein Kuriosum darf eine neuzeitliche Flohfalle aus Buntmetall (Abb. 5) gelten, die in der Umgebung aufgefunden wurde. (B. T.)

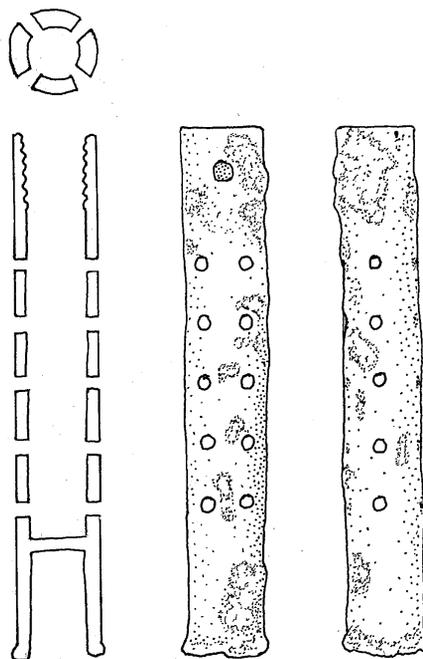


Abb. 5: Wolthusen (7). Frühneuzeitliche Flohfalle aus Buntmetall. (M. 1:1, Zeichnung: B. Kluczkowski)

## A. 3 Landkreis Leer

8. Borkum FStNr. 2306/4:10, Stadt Borkum  
Guldiner des Bistums Regensburg

Im Herbst 2014 wurde am westlichen Inselstrand eine große Silbermünze gefunden (Abb. 6). Es handelt sich um einen Guldiner aus dem Jahr 1547. Er wurde im Bistum Regensburg geprägt und hat noch ein Gewicht von etwa 26 (ursprünglich 27) Gramm und einen Durchmesser von 3,9 cm. Auf der Vorderseite zeigt er den habsburgischen doppelköpfigen Adler mit der Kaiserkrone sowie dem österreichischen Wappen auf der Brust und die umlaufende Aufschrift CAROLVUS.V.ROMA.IMP.SEM.AVGVS, die auf den damaligen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Karl den V. (\*1500 †1558) verweist. Die Rückseite zeigt das Stadtwappen der Stadt Regensburg, zwei gekreuzte Schlüssel auf einem Wappenschild und das Prägedatum 1547. Die umlaufende Aufschrift benennt den Prägeort: MONETA.REIPVBLICE.RATISBONENSIS.



Abb. 6: Borkum (8). Guldiner aus dem Bistum Regensburg mit dem Prägejahr 1547.  
(Foto: G. Kronsweide)

Auffällig ist, dass die Münze wohl längere Zeit mit anderen zusammen gelegen hat, denn auf der Vorder- und Rückseite sind Reste von mindestens zwei weiteren Münzen angesintert. Reste der Münzprägungen sind zwar zu erkennen, lassen sich jedoch nicht bestimmen.

Ein Guldiner oder Guldengroschen aus Silber hatte den gleichen Wert wie eine Goldmünze (Gulden). Guldiner sind die Vorläufer der späteren Reichstaler oder Silbergulden und wurden bis 1566 als offizielle Großsilbermünze des Heiligen Römischen Reichs verwendet. Zu dieser Zeit wurde versucht, eine einheitliche Währung zu schaffen. Ein Guldiner sollte den Wert eines rheinischen Goldguldens haben und war in 60 Kreuzer unterteilt.

Bereits 1985 wurden im Bereich des nordwestlichen Strandes 10 silberne Taler unterschiedlicher Prägeorte aus den Jahren zwischen 1535 und 1546 gefunden, die sich heute im Heimatmuseum Borkum befinden. Darunter sind Münzen aus Nijmegen, Brandenburg, Sachsen, Kempten, Regensburg, Linz, Münster und Mecklenburg. In diesem Strandbereich war zu Beginn der 1980er Jahre Sand aus dem Fahrwasser der Westerems aufgespült worden. Die nun entdeckte Münze stammt wahrscheinlich von dem gleichen Ausgangsfund.

Es ist gut vorstellbar, dass in der Mitte des 16. Jahrhunderts ein Handelsschiff in der Westerems gesunken ist. Da aus dieser Zeit keine Schifffregister existieren, muss im Dunklen bleiben, um was für ein Schiff es sich gehandelt hat. Offensichtlich wurden Teile des Schiffes und der Ladung bei der Ufersicherung in den 1980er Jahren an den Nordstrand Borkums gespült. (J. F. K.)

#### 9. Borkum FStNr. 2306/5:4, Stadt Borkum Keramikscherbe der älteren Römischen Kaiserzeit

Ein Spaziergänger fand im Januar 2015 eine etwa 11 x 9 cm große Keramikscherbe am Nordstrand von Borkum. Die Scherbe lag verhältnismäßig tief etwa

5 m unterhalb der Hochwasserlinie. Der Fundort liegt ca. 1 km östlich einer großen Fundortkonzentration am Nordstrand, aus der Funde aus dem Mittelalter stammen.

Die Scherbe gehört zu einem größeren Gefäß mit einem Durchmesser von ca. 29 cm. Sie weist ein s-förmiges Profil auf und zeigt keine Oberflächenverzierungen. Die Oberfläche ist grau, der Kern der Keramik reduzierend schwarz gebrannt. Durch den Transport im Wasser sind die Kanten und Oberflächen stark abgerollt. Auffallend ist die Magerung der Keramik, denn die Scherbe weist zahlreiche Abdrücke organischer Magerungspartikel (Häcksel) auf. Weitere Magerungsbestandteile sind Granitgrus und Glimmer. In Ostfriesland hat man als Ausgangsmaterial in der Regel den tonigen Klei verwendet.

Aufgrund ihrer Herstellungsweise muss für die Scherbe eine weitaus frühere Entstehungszeit vermutet werden als die zu erwartende mittelalterliche, denn organische Magerung tritt lediglich in der relativ kurzen Phase zwischen dem 1. Jahrhundert vor und dem 1./2. Jahrhundert nach Christus im Raum rechts und links der Ems auf. Vermutlich hängt dies mit der Verwendung des geologisch jungen Marschenklei in dieser Zeit zusammen, dem aufgrund seines natürlichen Kalkgehaltes organische Magerungsmittel beigemischt werden mussten, um ein Auseinanderplatzen der Keramik beim Brennvorgang zu verhindern. Erst nach mehreren Generationen, etwa vom 2. Jahrhundert nach Christus an hatte, sich der Kalk im lokal anstehenden Klei soweit abgebaut, dass der Rohton wieder mit Gesteinsgrus gemagert worden ist.

Für die Nordseeinsel Borkum ist diese Scherbe einer der älteren archäologischen Funde und verweist in den vermuteten geologischen Entstehungszeitraum der ostfriesischen Schwemmsandinseln. (J. F. K.)

#### 10. Bunderhee FStNr. 2709/9:15, Gemeinde Bunde Umgebung des Steinhauses

Nach den letzten baubegleitenden Untersuchungen, die im Zuge der Sanierung des mittelalterlichen Wehrturmes in Bunderhee und seines barockzeitlichen Anbaues durchgeführt wurden, war im Jahre 2012 ein schmaler Kabelgraben unmittelbar am Haus Anlass für archäologische Untersuchungen (vgl. Fundchronik 2012). Im Berichtsjahr 2015 konnte nach langem Vorlauf die Gestaltung des Umfeldes auf der südlichen Seite des Steinhauses umgesetzt werden. Damit ging auch der Abriss des dort stehenden baufälligen Gulfhauses einher, das östlich des modernen Wohnteiles über eine großräumige Scheune verfügte. An ihrer Stelle verzeichnet die Gemarkungskarte (Urkarte) von 1872/73 einen deutlich kleineren Vorgängerbau. Bereits im Mittelalter könnte sich hier das Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Häuptlingssitzes befunden haben.

Die umfangreichen Erdarbeiten wurden fachlich betreut. Dabei zeigten sich östlich der Scheune gut 1 m mächtige Bauschuttsschichten, die wohl aus der Zeit nach einem Brand in den 1990er Jahren stammen. Die Scheune wies in Teilen mächtige Betonfundamente auf, die erhebliche Störungen verursacht hatten. Entsprechendes gilt für zwei langgestreckte tiefgründige Güllekeller in ihrem Inneren. Auch das teilunterkellerte und ebenfalls massiv fundamentierte Wohnhaus hatte Spuren möglicher älterer Gebäude beseitigt.



Abb. 7: Bunderhee (10). Übersicht über die Grabungsfläche mit komplexem Grabensystem, im Hintergrund das spätmittelalterliche Steinhaus. (Foto: A. Prussat)

Außerhalb des Hausplatzes zeigten sich deutlich bessere Erhaltungsbedingungen. In der östlich des Steinhauses für einen Parkplatz ausgekofferten Fläche kamen zahlreiche Gruben, Gräbchen und auch Pfosten als Spuren früherer wirtschaftlicher Aktivitäten zutage (Abb. 7). Die wenigen Funde sprechen nicht unbedingt für eine Entstehung im Mittelalter. Diese Befunde wurden lediglich in der Fläche dokumentiert und unberührt im Boden belassen, mit einem Vlies und anschließend Füllsand gesichert, um sie der Nachwelt zu erhalten.

Vereinzelte spätmittelalterliche Befunde kamen im westlichen Teil der Trasse für die Zufahrt, die südlich des abgebrochenen Hauses angelegt wurde, zum Vorschein. Dazu gehörte auch eine Ansammlung von Backsteinbruch im Klosterformat. Spätmittelalterliche Keramikfunde wurden ebenfalls in diesem Areal geborgen. In dessen westlichem Abschluss zeigte sich ein gut 12 m breiter, Süd-Nord verlaufender Graben, der in Flucht mit dem noch offenen Grabenrest nordwestlich des Steinhauses verlief. Ein weiterer, West-Ost verlaufender Graben, der nördlich der abgebrochenen Scheune beobachtet wurde, könnte das Steinhaus innerhalb des Geländes abgetrennt haben.

Die Hoffnung, im Zuge der Bauarbeiten eindeutige Belege für den Standort und die Datierung der mittelalterlichen Hofgebäude zu erhalten, erfüllte sich vor allem aufgrund der tiefgründigen Störungen im Bereich der modernen Bebauung nicht. Diesen für die Geschichte des Platzes drängenden Fragen soll alsbald in einer Grabungsfläche westlich des abgebrochenen Hauses nachgegangen werden, dann ohne zeitlichen Druck durch Baumaßnahmen. (R. B.)

### 11. Hollen FStNr. 2712/4:24, Gde. Uplengen Mittelalterlicher Helm

Bereits vor einigen Jahren, geschätzt kurz vor dem Jahr 2000, wurde bei Bauarbeiten in Hollen ein „topfartiger“ Eisengegenstand gefunden. Der genaue Fundort ist nicht überliefert. Das Objekt wurde erst im Berichtsjahr an die Ostfriesische Landschaft abgegeben und aufgrund des sehr schlechten Erhaltungszustandes für eine erste Ansprache sofort in die Restaurierung gegeben. Dort ließ sich erkennen, dass es sich tatsächlich nicht um einen verbeulten Kochtopf, sondern einen mittelalterlichen Helm handelt (Abb. 8). Vorbehaltlich weiterer Restaurierungsmaßnahmen lassen sich bereits einige Aussagen treffen. Der Helm besteht aus einer aus einem Stück geschmiedeten konischen Helmglocke, ist beidseitig leicht abgeflacht und spitz ausgezogen. Die erhaltene Gesamthöhe beträgt 25 cm, der maximale Durchmesser 27 cm. Am unteren Rand ist außen umlaufend ein Metallstreifen aufgesetzt, auf der Innenseite ist Leder befestigt. Am unteren Rand befindet sich eine umlaufende Reihe von kleinen Löchern, die zur Befestigung des Helmputters dienten. Im Inneren befindet sich in der Spitze eine tüllenförmige Vorrichtung zur Stabilisierung der Spitze und vermutlich zur Aufnahme eines Polsters. Im Inneren sind weitere Reste von Leder und/oder Textil erhalten.

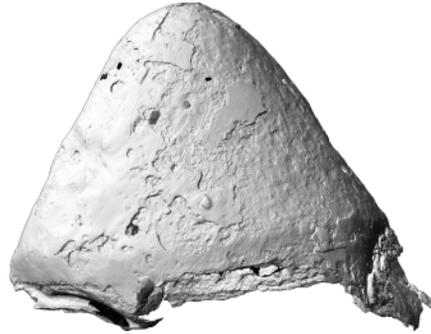


Abb. 8: Hollen (11). Objektscan des Helms von Hollen während der Restaurierung (Foto: Thomas Reuter, Landesamt für Archäologie Sachsen).

Die zeitliche Einordnung solcher Helme ist schwierig, ihre geringe Zahl macht Vergleiche mit bildlichen Darstellungen notwendig. Aufgrund ähnlicher Helmdarstellungen auf dem Teppich von Bayeux (Schlacht von Hastings 1066) wird die Form oft fälschlich als Normannenhelm bezeichnet. Seine Hauptverbreitung liegt jedoch im (östlichen) Mitteleuropa. Der vorliegende Typ ist auf einem Siegel von 1196 dargestellt. Starke Ähnlichkeit weist auch der aus Schilfsandstein gefertigte Kopf eines Gerüsteten im Bamberger Dom auf.

Aufgrund der allgemeinen Entwicklung der Helme des 11. bis 12. Jahrhunderts sowie der bildlichen Darstellungen auf Siegeln und Plastiken und der bisher recherchierten Vergleichsstücke ist vorläufig von einer Datierung in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts auszugehen. (S. K.)

### 12. Jemgum FStNr. 2710/1:40, Gde. Jemgum Mauerfundamente auf dem Friedhof

Beim Aushub einer Grabstelle auf dem Jemgumer Friedhof stießen die Totengräber auf Mauerfundamente. Dieser Friedhofsbereich steht in der Lokalgeschichte des Ortes Jemgum seit jeher im Fokus der Beobachtung. Hier hat bis 1533 die Sixtuskirche gestanden, in der 1526 ein für die ostfriesische Religionsgeschichte

bedeutendes Religionsgespräch der ersten Reformationsphase stattgefunden hatte. Das Gebäude wurde nach der ersten Jemgumer Schlacht während der Geldrischen Fehde 1533 abgebrochen, weil sich die gegnerischen Truppen darin wehrhaft zurückgezogen hatten. In diesem westlichen alten Friedhofsbe- reich wurden schon mehrmals Backsteine im Klosterformat gefunden. Anhand von Höhenvermessungen durch den Verfasser aus dem Jahr 1984 lässt sich dort eine Verbreiterung des Areals erkennen, so dass hier der Standort des ehema- ligen Kirchengebäudes vermutet werden kann. Nach dem Höhenschichtenplan ist eine Gebäudegröße von etwa 30 x 10 m wahrscheinlich. Bereits im Septem- ber 2011 konnte bei einer archäologischen Begleitung während der Verlegung einer Wasserleitung in West-Ost-Richtung im Friedhofsweg ein Mauerversturz beobachtet werden, der die Lage der ehemaligen Südmauer des Gebäudes knapp nördlich dieses Weges wahrscheinlich machte (vgl. Fundchronik 2011). Das im Berichtsjahr beobachtete zusammenhängend gemauerte Fundament war an der Basis der gesamten für eine Beerdigung ausgehobenen Grabgrube zu erkennen (2,10 x 0,7 m). Für den Befund bieten sich verschiedene Interpretationsmöglich- keiten an, die in Zusammenhang mit der ehemaligen Sixtuskirche gestellt werden können: Zum einen könnte es sich um einen Teil der Südmauer des ehemaligen Kirchturmes handeln. Das ist allerdings weniger wahrscheinlich, denn dafür liegt das Mauerwerk schon zu weit nördlich. Zum anderen könnte es ein alter Fußbo- den sein, allerdings war das Mauergefüge sehr kompakt und für ein Nord-Süd ausgerichtetes Mauerwerk mit über 2 m zu breit. Damit bietet sich als dritte Deu- tungsmöglichkeit an, dass es sich um einen sehr mächtigen Turmanbau gehandelt haben mag. Das östliche Fundament der Kirche würde in diesem Fall direkt an das Turmfundament anschließen. Eine eindeutige Trennung zwischen zwei Gebäude- teilen konnte aber aufgrund der geringen Größe der Grabgrube nicht verifiziert werden. Eine genauere Einbindung des Befundes in den Zusammenhang mit der historischen Bebauung wird wohl auch in Zukunft aufgrund der aktiven Nutzung als Friedhof verwehrt bleiben. (G. K.)

### 13. Loga FStNr. 2710/6:66, Stadt Leer Frühmittelalterlicher Siedlungsplatz

Nordwestlich des alten Ortskerns des Leeraner Stadtteils Loga, nördlich des heutigen Friedhofs, befindet sich eine bis 6 m NN hohe Geesterhöhung. Im Spätsommer 2015 wurden im Vorfeld der Errichtung eines Mehrfamilienhauses an dieser Stelle zunächst Suchschnitte durchgeführt. Hierbei wurden mehrere Siedlungsbefunde freigelegt, so dass in Absprache mit dem Bauherrn die gesamte Baufläche freigelegt wurde.

In der stark durch rezente Sandentnahmegruben (von 1604 m<sup>2</sup> Baufläche waren nur noch etwa 600 m<sup>2</sup> unangetastet) gestörten Fläche konnten die Reste einer frühgeschichtlichen Siedlung dokumentiert werden. Bei den noch in der Fläche erhaltenen 37 Befunden gehört der größte Teil zu ehemaligen Pfostenstandgru- ben. Als Befundensemble wurden in der Südwestecke der Ausgrabungsfläche die Reste eines aus noch fünf Pfosten bestehenden Rutenbergs von 3,8 m zu 3,0 m Größe erkannt. Der sechste Pfosten im Westen war von einem Sandstich zer- stört. Die Pfostengruben waren noch mit Tiefen von 59 bis 61 cm erhalten und

wannenförmig ausgeprägt. Aus einer von ihnen wurde eine granitgrusgemagerte Wandungsscherbe geborgen, die den Befund in das hohe Mittelalter stellt. Mehrere Pfostenreihen, die sich aufgrund der geringen Grabungsfläche oder der Zerstörung durch den Sandstich nicht mehr zu vollständigen Gebäuden rekonstruieren lassen, geben Hinweise auf eine dichte Besiedlung des Geestplateaus. Mehrere Gräben durchziehen die Siedlungsfläche in nordsüdlicher bzw. ostwestlicher Richtung. Aus den Verfüllungen von fünf größeren Siedlungsgruben stammen vornehmlich Scherben frühmittelalterlicher Muschelgrusware wie auch Schlackereste und zahlreiche Holzkohlen. Darunter befanden sich auch Reste von Knochenbrand. Leider ist das Fundmaterial nicht sehr umfangreich, so dass für die Fundstelle nur eine allgemein frühmittelalterliche Zeitstellung festgehalten werden kann. (J. F. K.)

#### 14. Loga FStNr. 2710/9:21-10, Stadt Leer Vorbürg der Evenburg

Im Jahre 1642 gelangte Loga in den Besitz von Oberst Erhard Ehrentreuter (1596-1664), der die nach seiner Frau Eva von Ungnad benannte Evenburg im frühen niederländischen klassizistischen Stil errichten ließ und die Herrlichkeit Loga begründete. Über seinen im Dienst des dänischen Königs stehenden Schwiegersohn Gustav Wilhelm von Wedel (1641-1717) ging die Herrlichkeit in den Besitz der Familie von Wedel über, die 1703 ein neues, prunkvolles mit Familienwappen und Elefantenorden versehenes Portal in der bereits 1650 erbauten Vorbürg errichten ließ.

Die barocke Vorbürg wurde als Wirtschaftsgebäude unter anderem mit Wagenremise, Pferdeställen, einer Reithalle und einer Orangerie konzipiert. Im Zuge der Anlage eines Lieferanteneingangs zu dem in der Vorbürg untergebrachten Cafe wurden im Frühjahr 2015 archäologische Untersuchungen notwendig, die den Bereich des nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg abgebrochenen Ostflügels betrafen (Abb. 9). In der kleinräumigen Fläche galt es, die Baustrukturen unter baugeschichtlichen Aspekten zu erfassen. Die stratigrafischen Beobachtungen an den freigelegten Mauerbefunden, Lehm- und Estrichböden verdeutlichen eine lang andauernde Nutzung und mehrere Umbaumaßnahmen von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis in das 20. Jahrhundert. Unterstützt werden die baugeschichtlichen Details durch Fundmaterial wie Keramik oder Pfeifenfragmente. Es konnte zudem ein kleiner niedriger Keller in diesem Teil des Wirtschaftsgebäudes nachgewiesen werden, dessen Boden einst offenbar mit violetten Sandsteinplatten (sog. Bremer Floren) ausgelegt war. Die Backsteine der Kellerwände waren in Lehm gesetzt.

Die wohl älteste Mauer, die der Gründung der Vorbürg zuzuweisen ist, ist die nördliche Außenmauer an der Straße „Am Schlosspark“. Sie ist vergleichsweise tief im Boden erhalten. Zwischen Steinen des 17. Jahrhunderts sind zudem sekundär zahlreiche spätmittelalterliche klosterformatige Backsteine verbaut. In weiteren Sondageschnitten im Bereich des Ostflügels wurden weitere Mauerzüge des Traktes dokumentiert. Dabei zeigten sich wenige Zentimeter unter der Grasnarbe die Mauern des Pferdestalls mit einem noch weitgehend erhaltenen Fußboden, auf dem eine zentrale Ablaufrinne zu erkennen war. Das Mauerwerk indes zeigte Ansätze für große Fensteröffnungen, die bis auf den Boden reichten. Außerdem konnten die Fundamente der Orangerie sondiert werden.

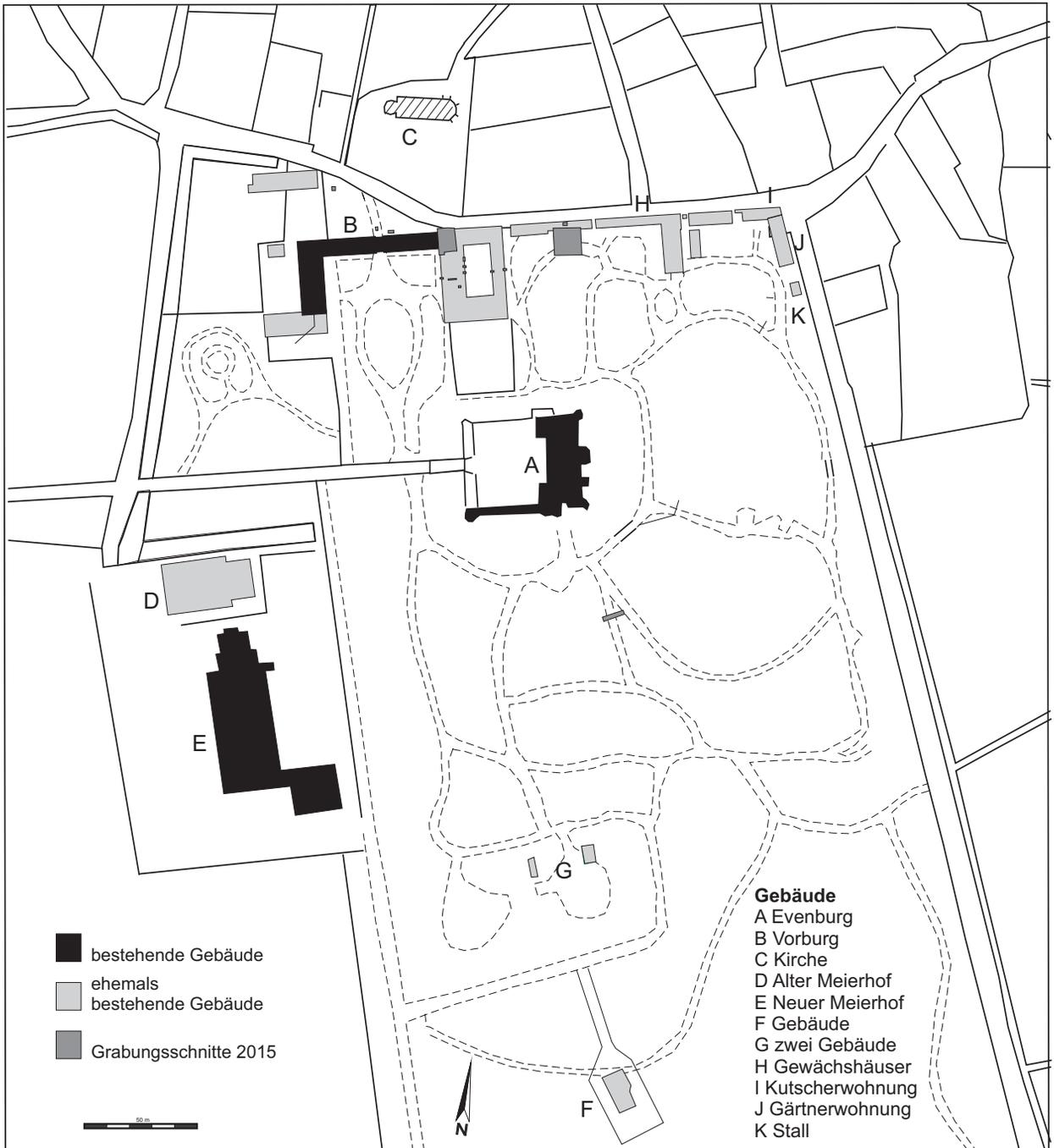


Abb. 9: Loga (14). Kartierung der Grabungsareale im Evenburg-Park (Grafik: G. Kronsweide, A. Hüser).



Abb. 10: Loga (14). Unter der heutigen Außenmauer der Vorburg kam bei den Erdarbeiten älteres Mauerwerk zu Tage. Im Bild sichtbar ist die Sandunterlage im Fundamentierungsgraben. An der Basis des Schnittes ist der Muschelkalk der spätmittelalterlichen Relikte zu erkennen (Foto: A. Hüser).

Neben den Befunden der Vorburg ließen sich Relikte von Bautätigkeiten vor Errichtung der Schlossanlage erfassen (Abb. 10). Das Mauerwerk der Vorburg liegt an dieser Stelle auf einer anthropogenen Auffüllung, nachdem der gewachsene Bodenaufbau zuvor durch größere Erdbewegungen gestört worden war: Der in seinem natürlichen Aufbau typische glaziale Untergrund war bis in lehmige Schichten abgegraben und der Decksand mit Humusbildung entfernt. Dicht über der Basis des dokumentierten Profils befindet sich eine kompakte Schicht aus Muschelkalkmörtel und wenig klosterformatigem Backsteinschutt. Diese wird schließlich von einer mit Mörtelbrocken und Backsteinstückchen durchsetzten humosen Schicht überlagert, in der sich vermehrt kleine Scherben hoch- bis spätmittelalterlicher Keramikgefäße fanden. Eine aus Granitsteinen gefertigte Pflasterung bildet den Abschluss. Durch sandige und humos-lehmige Schichten getrennt beginnt die Fundamentierung der Vorburgmauer erst weiter oben. Die Befundsituation spricht für eine spätmittelalterliche Bebauung. Möglicherweise kann dieser Befund mit einem seit dem 10. Jahrhundert bezeugten Hof als eine Art Mittelzentrum für die Verwaltung des Grundbesitzes und die Einkünfte des Abtes von Kloster Werden in Verbindung gebracht werden. Jener Hof dürfte 1430 ebenfalls eine Rolle gespielt haben, als sich in Loga die autonomen Länder zum Freiheitsbund der „Sieben Seelande in Ostfriesland“ gegen den Häuptling Focko Ukena verbündeten. 1464 gelangte das Anwesen in Loga in den Besitz der ostfriesischen Grafen, die die Ländereien an Erhard Ehrentreuter, den Erbauer der Evenburg, abtraten. Der Standort des Hofes kann im Bereich der Vorburg und damit in Nachbarschaft zur Kirche und Pfarrhaus vermutet werden.

Weitere Baubeobachtungen unweit der Vorburg sprechen möglicherweise für einen um die Anlage geführten Wassergraben, der an anderen Stellen des Schlossparks noch vorhanden ist.

Zeitgleich durchgeführte Baubeobachtungen im Zuge von Kabelverlegungsarbeiten und der Anlage eines Spielplatzes im Schlosspark lieferten Relikte von Gewächshäusern des 19. Jahrhunderts und von Wegeführungen des Englischen Gartens. Hinzu kommt eine massiv mit Bauschutt verfüllte größere Grube. Die Füllung besteht im Wesentlichen aus kleinen gelben Backsteinen des 17. Jahrhunderts (sogenannte Geeltjes) und aus großen Mengen Muschelkalk sowie auberginefarbenen glasierten Dachziegeln. Hier handelt es sich offenbar um Schutt des 1860 abgebrochenen älteren Schlosses, bevor es im neugotischen Stil neu erbaut wurde.

Zu den jüngsten Fundstücken zählt das Fragment eines Sprenggeschosses aus dem Zweiten Weltkrieg. Das Schlossensemble war in den letzten Jahren bereits mehrfach Ziel archäologischer Untersuchungen. Die aktuellen Arbeiten haben vom möglichen Standort des mittelalterlichen klösterlichen Verwaltungszentrums über die Errichtung der Evenburg mit ihrer Vorburg bis zur Beschießung Logas im 20. Jahrhundert wiederum eine ganze Reihe neuer Kenntnisse geliefert. (A. H.)

#### 15. Logabirum FStNr. 2711/1:98, Stadt Leer Spuren eines neuzeitlichen Viehstalls

Bei Auskofferungsarbeiten auf einem Grundstück an der nordöstlichen Stadtgrenze von Leer kamen Bodenverfärbungen ans Licht, die wohl als Überreste landwirtschaftlicher Tätigkeit zu deuten sind.

Das Grundstück liegt am südlichen Rand des kultivierten Veenhuser Königsmoors. Bis in die 1950er Jahre führte nur ein Sandweg in dieses Gebiet. Der geologische Untergrund an der Fundstelle besteht aus einer sehr dünnen postglazialen Feinsandschicht, die die pleistozänen Sedimente des Saaleglazials überdeckt. In der Nacheiszeit hat eine Podsolierung des Bodens stattgefunden, die auf Heidebewuchs hindeutet. Ein Mooraufwuchs ist hier nicht nachzuweisen.

Bei den Verfärbungen, die an der Westgrenze des Grundstücks, nördlich des Wohnhauses in rund 90 cm Tiefe unter der heutigen Oberfläche erfasst worden sind, handelt es sich sehr wahrscheinlich um kleinere und größere Pfostengruben. Der Flächenbefund ließ im östlichen Abschnitt deutlich eine Doppelpfostenflucht aus kleineren, im Grundriss überwiegend ovalen Pfostengrubenspuren erkennen. Eine zweite, nicht so eindeutige Pfostenreihe aus größeren Gruben fluchtet fast genau 2 Meter parallel westlich davon. Der Gesamtbefund lässt einen kleinen, Nordnordwest-Südsüdost ausgerichteten Gebäudegrundriss erahnen. Datierende Fundstücke waren nicht vorhanden. Obwohl der Befund nicht in seiner Gesamtheit dokumentiert werden konnte, lässt seine Lage in einem heidebewachsenen Moorrandgebiet auf einen Schafstall oder -pferch schließen, der sich nur vage in das 18. oder 19. Jahrhundert datieren lässt. (A. P.)

16. Rorichum FStNr. 2610/7:33, Gde. Moormerland  
Mittelalterliche und frühneuzeitliche Funde vom Venneplatz

Der Hobbyarchäologe Theo Mindrup wurde auf eine Bautätigkeit (Abriss und Neubau) auf dem landwirtschaftlichen Betrieb Venneplatz südlich vom an der Ems gelegenen Rorichum aufmerksam. Er dokumentierte den Bauernhof vor dem Abriss fotografisch und sammelte in Abstimmung mit der Ostfriesischen Landschaft und dem Bauherrn während der Tiefbauarbeiten archäologische Funde. Ein reiches Spektrum an Keramik und Baumaterialien hauptsächlich der frühen Neuzeit lagen danach zur Beurteilung vor. Leider hatte der zuständige Landkreis Leer eine Benachrichtigung und die Einholung einer Stellungnahme der Ostfriesischen Landschaft für die Baugenehmigung versäumt, so dass eine baubegleitende archäologische Untersuchung nicht mehr rechtzeitig in die Wege geleitet werden konnte. Dies ist umso bedauerlicher, weil dies bereits wenige Jahre zuvor bei dem in südlicher Nähe gelegenen Hof Buschplatz (vgl. Fundchronik 2012) ebenfalls nicht erfolgt war. Da auch zahlreiche mittelalterliche Scherben geborgen werden konnten, zeigt sich wiederum, dass auch im rechten Unteremsbereich eine dichtere Besiedlung angenommen werden darf als bisher beobachtet werden konnte. Eine Siedlungskontinuität seit der Vorrömischen Eisenzeit, wie sie am Hof Buschplatz vermutet werden kann, ist an der neuen Fundstelle aufgrund fehlender Funde älterer Zeitstellung jedoch nicht wahrscheinlich. (G. K.)

A. 4 Landkreis Wittmund

17. Esens FStNr. 2311/6:166, Stadt Esens  
Bohrsondierung in der Altstadt

Aufgrund der Neubebauung des Baugebietes „Wohnpark an der Peldemühle“ in Esens und der damit verbundenen Abrissarbeiten wurden im Vorfeld archäologische Untersuchungen notwendig. Da keine Tiefeingriffe geplant waren, erschien eine Analyse des Untergrunds mit Hilfe von Bohrsondierungen hier als sinnvoll.

Die Stadt Esens wurde im frühen Mittelalter auf einer sturmflutsicheren und verkehrsgünstig gelegenen Geestkuppe am Nordrand des oldenburgisch-ostfriesischen Geestrückens gegründet. Der mittelalterliche Stadtkern befand sich um die St. Magnus-Kirche mit Marktplatz. Im Laufe des Mittelalters erweiterte sich das Siedlungsgebiet sukzessive ausgehend vom Kirchhügel, bis im späten Mittelalter das gesamte Straßenviereck der Esenser Altstadt bebaut war. Im 15./16. Jahrhundert wurde der Flecken mitsamt der Wasserburg zur Festung mit einer Wall- und Grabenanlage ausgebaut, die das Bild der Stadt prägten. Das Baugebiet befindet sich im Bereich der nördlichen Altstadt von Esens innerhalb des ehemaligen mit einem Wall/Wassergraben umfassten Kernbereichs, so dass hier sicher archäologisch relevante Befunde und Funde zu erwarten waren.

Um den Bereich zu untersuchen, wurden noch während der Abbrucharbeiten Bohrkerne mit einem Durchmesser von etwa 10 cm bis auf den anstehenden Sand in etwa 3-4 Meter Tiefe gezogen. Hierfür wurde ein Raster von insgesamt 18 Bohrproben flächendeckend über die gesamte Fläche des Baugebietes gelegt. Zur Entnahme des Bodenmaterials stand ein spezielles Raupenbohrgerät zur Verfügung.

Der geologische Untergrund des Altstadtbereiches von Esens besteht aus eiszeitlichen Sand- und Lehmablagerungen. Die Auswertung der Bohrkerne ließ in den untersten Schichten auf einer Höhe von etwa +2,5 bis +3,5 m NN die alte Oberfläche des Geestrückens deutlich erkennen. <sup>14</sup>C-Daten aus diesem Bereich lassen eine Nutzung dieser Fläche bereits seit der Bronze- bzw. Eisenzeit vermuten. Die alte Oberfläche stieg von Norden nach Süden hin deutlich an. In einigen der Bohrkerne zeigte sich auf dem anstehenden Sand noch die Auflage des alten Humusoberbodens. In vielen Fällen war der alte Oberboden jedoch abgetragen, und direkt über dem anstehenden Sand zeigten sich bereits die ersten frühmittelalterlichen Siedlungsschichten, teils mit organischem Material wie Muschelschalen, Tierknochen oder Holzkohle. In drei Bohrkernen fanden sich kleine Scherben mit Muschelgrusmagerung, die eine Datierung dieser Schichten in das frühe Mittelalter bestätigen. Die Funde sprechen für eine Erschließung des Gebietes zunächst durch einzelne kleine Gehöfte beziehungsweise für eine lockere Besiedlung der Geestinsel.

In Verlauf des Mittelalters steigt die Anzahl und Mächtigkeit der Siedlungsschichten in den Bohrkernen deutlich an, was auf eine wachsende Besiedlung der Geestkuppe schließen lässt. In zwei Bohrprofilen zeigen sich gestampfte Lehmfußböden aus dem Mittelalter. Immer wieder lassen sich in den Bohrkernen auch deutliche aschehaltige Schichten erkennen, die überwiegend dem Hochmittelalter zuzuweisen sind.

Über diesen Bodenaufträgen liegen Schichten des Spätmittelalters bzw. der frühen Neuzeit, die sich durch kleinste Keramik- bzw. Backsteinreste datieren lassen. Klosterformatige Backsteine, von denen sich ein fast vollständiges Exemplar im Bodenaushub befand, wurden ab dem 14./15. Jahrhundert hergestellt. In einigen Bohrkernen zeigte sich nach etwa 30 bis 40 cm über den ersten backsteinführenden Böden eine rötlich verfärbte Schicht. Die Rotfärbung rührt einerseits von stark verbrannter Ziegelmasse der Backsteine, aber auch von verbrannter Torfasche. Diese Schicht lässt sich möglicherweise mit einem der großen Brände des 16. Jahrhunderts in Verbindung bringen. Auch aus dem Bereich des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit konnten vereinzelt Lehmfußböden der Häuser nachgewiesen werden. Im obersten Bereich waren die Bohrkerne mit Füllsand und Schotter der Verfüllung der modernen Baugrube gestört, so dass hier keine weiteren Ergebnisse erzielt werden konnten.

Die Auswertung der Bohrkerne half, einen aufschlussreichen Einblick in die Geschichte von Esens seit dem frühen Mittelalter über die mittelalterliche Stadtgründung bis in die frühe Neuzeit zu erlangen und offenbarte vielfältige Spuren aus dem Leben der hier siedelnden Menschen. (K. H.)

#### 18. Utarp FStNr. 2310/9:85, Gde. Utarp Siedlungsreste der älteren Römischen Kaiserzeit

Bei Gartenarbeiten am westlichen Rand des Geestortes Utarp stieß der Grundstücksbesitzer im Berichtsjahr auf eine Konzentration von Keramikscherben. Es handelt sich dabei um grob gemagerte Gefäßfragmente der älteren Römischen Kaiserzeit. Der Finder hat an der Stelle außerdem einen von Feldsteinen begrenzten Bereich mit Brandspuren beobachtet, was auf eine ehemalige Herdstelle hindeuten dürfte. (H. R.)

19. Westerholt FStNr. 2410/3:52, Gde. Westerholt  
Siedlung der Römischen Kaiserzeit

Die bereits im Jahr 2001 begonnenen archäologischen Arbeiten im Baugebiet Westerholt „An der Mühle“ wurden auch im Jahr 2015 fortgesetzt. Zunächst wurden Reste der im Vorjahr bearbeiteten Fläche abschließend untersucht. Hierbei zeigte sich das bekannte Bild der römisch-kaiserzeitlichen Siedlung bestehend aus Pfostengruben sowie Siedlungs- und Materialentnahmegruben. Trotz der starken Störung der Fläche durch rezente Entwässerungs- und Meliorationsgräben zeichneten sich Reste eines Hausgrundrisses mit Traufgraben im Planum ab. Unmittelbar südlich dieses Hausgrundrisses wurde ein Kreisgraben mit 4,3 m Durchmesser untersucht. Der Graben enthielt neben Holzkohlepartikeln nur wenig Fundmaterial und wies keine Hinweise auf eine mögliche Bestattung auf. In einer 1,9 x 1,3 m großen, annähernd symmetrischen Grube ließen sich neben Holzkohle und Keramikfragmenten auch Reste kalzinierter Knochen beobachten. Auf diesem Flächenabschnitt wurde ein Brunnen mit einem Durchmesser von 3,5 m und einer Tiefe von etwa 2,7 m untersucht. Der Brunnenschacht bestand im unteren Drittel aus einem ehemals mit einer Torfschicht umgebenen Flechtwerkbau aus Birkenstämmchen mit einem Durchmesser von 1,6 m. Aus der Verfüllung des Brunnens stammen neben kaiserzeitlichen Keramikfragmenten aus den oberen Verfüllschichten eine halbe blaue Glasperle wie auch mehrere Fragmente von mindestens zwei zerbrochenen römischen Dachziegeln (Abb. 11). Aus einem unmittelbar benachbarten Graben stammt zudem eine kleine Wandscherbe aus Terra Sigillata.

Im nördlich anschließenden Bereich der Grabungsfläche A8 wurde ein neues Baugrundstück von etwa 1000 m<sup>2</sup> Größe vom Oberboden befreit und aufgenommen. Auch dieser Bereich war durch neuzeitliche Grabenanlagen und Lehmentnahmegruben stark gestört. Es war jedoch eine Anzahl von Pfostengruben zu beobachten, die sich eventuell zu drei Gebäudegrundrissen ergänzen lassen. Alle Gebäude sind west-östlich ausgerichtet. Der sich im nördlichen Grabungsabschnitt abzeichnende Rest eines Hausgrundrisses weist an der Nordseite einen Traufgraben auf. An der nordöstlichen Ecke des Hauses lässt sich zudem ein mögliches, zu einem späteren Zeitpunkt an dieser Stelle errichtetes Speichergebäude aus neun Pfosten fassen. Etwa 10 m südlich hiervon wurde ein weiterer Hausgrundriss von etwa 11 m Länge und 5,5 m Breite freigelegt, der zentral im Inneren u. a. zwei massive, quer zur Längsachse des Gebäudes ausgerichtete und besonders tief eingegrabene Pfostengruben aufwies.

Die Keramik aus den Grabungsflächen verweist wie in den Vorjahren auf eine Datierung vorrangig in die Römische Kaiserzeit. (K. H.)

20. Westerholt FStNr. 2410/3:71-8, Gde. Westerholt  
Siedlungsreste und Bestattungen der Trichterbecher- und Einzelgrabkultur, Siedlung der Vorrömischen Eisenzeit, Reste eines bronzezeitlichen Grabhügels

Im Sommer 2015 wurden im Zuge der Erweiterung des Firmengeländes einer Baufirma im Industriegebiet Westerholt-Terheide archäologische Untersuchungen auf einer Fläche erforderlich, die an das 1983 untersuchte bronzezeitliche



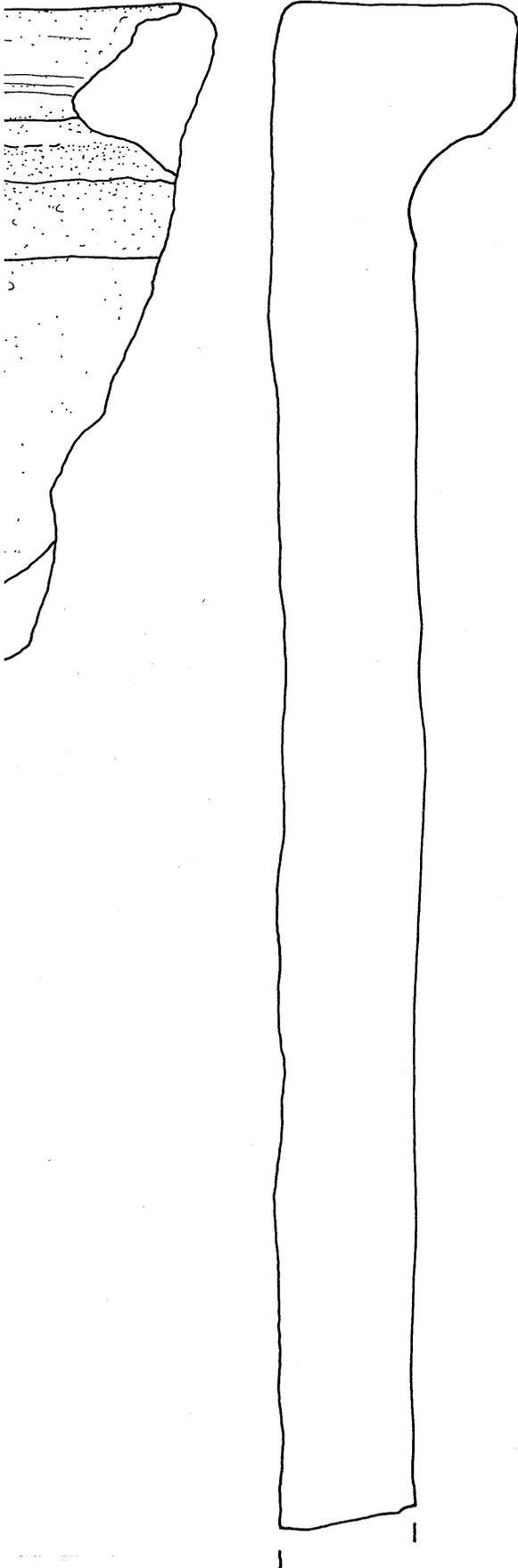


Abb. 11: Westerholt (19). Fragment eines römischen Dachziegels aus einem Brunnen in Westerholt. (M. 1:3, Zeichnung: K. Hüser).

Heiligtum von Terheide angrenzt. Neben einer indifferenten, schwach ausgeprägten Bodenverfärbung mit Keramikfragmenten und Flintartefakten der neolithischen Trichterbecherkultur (Abb. 12.1-7) fand sich eine Bestattung der spätneolithischen Einzelgrabkultur (Abb. 12.8-9). Die Grabungsfläche lieferte weiterhin zahlreiche Pfostenspuren von mindestens 20 meist einfachen Vier-, Sechs- oder Achtpfostenbauten. Sie befinden sich konzentriert auf einem kleinen Geländerücken innerhalb der Untersuchungsfläche. Gruben in deren Umfeld bargen Keramik der älteren bis mittleren Vorrömischen Eisenzeit (Abb. 12.10-20). In der Pfostenspur eines der Hausgrundrisse wurde verkohltes Getreide angetroffen. Die  $^{14}\text{C}$ -Datierung des Getreides (Poz-75563, 2525  $\pm$  35 BP) lässt mit einer Wahrscheinlichkeit von 62,4% im 2 Sigma-Bereich ein kalibriertes Alter von 695-541 BC zu. Dies deckt sich etwa mit der Datierung von Holzkohle aus einer der keramikführenden Gruben (Abb. 12.11). Hier ist mit 66,3 % Wahrscheinlichkeit ein kalibriertes Alter zwischen 592 BC und 404 BC (Poz-75564, 2430  $\pm$  35 BP, 2 Sigma-Bereich) anzunehmen. Beide Daten bestätigen eine ältereisenzeitliche Einordnung, wobei die Keramik teilweise bereits ansatzweise mitteleisenzeitliche Tendenzen erkennen lässt. Zwei der Hausgrundrisse wurden einer Phosphatuntersuchung unterzogen. Dabei wurden punktuell stark erhöhte Phosphatwerte festgestellt, die vielleicht eine Deutung als Totenhaus möglich machen. Eindeutig als Wohnhäuser anzusprechende Befunde fehlen. Einige Gruben lieferten stark verschlackte Knochenfragmente (Clinker),

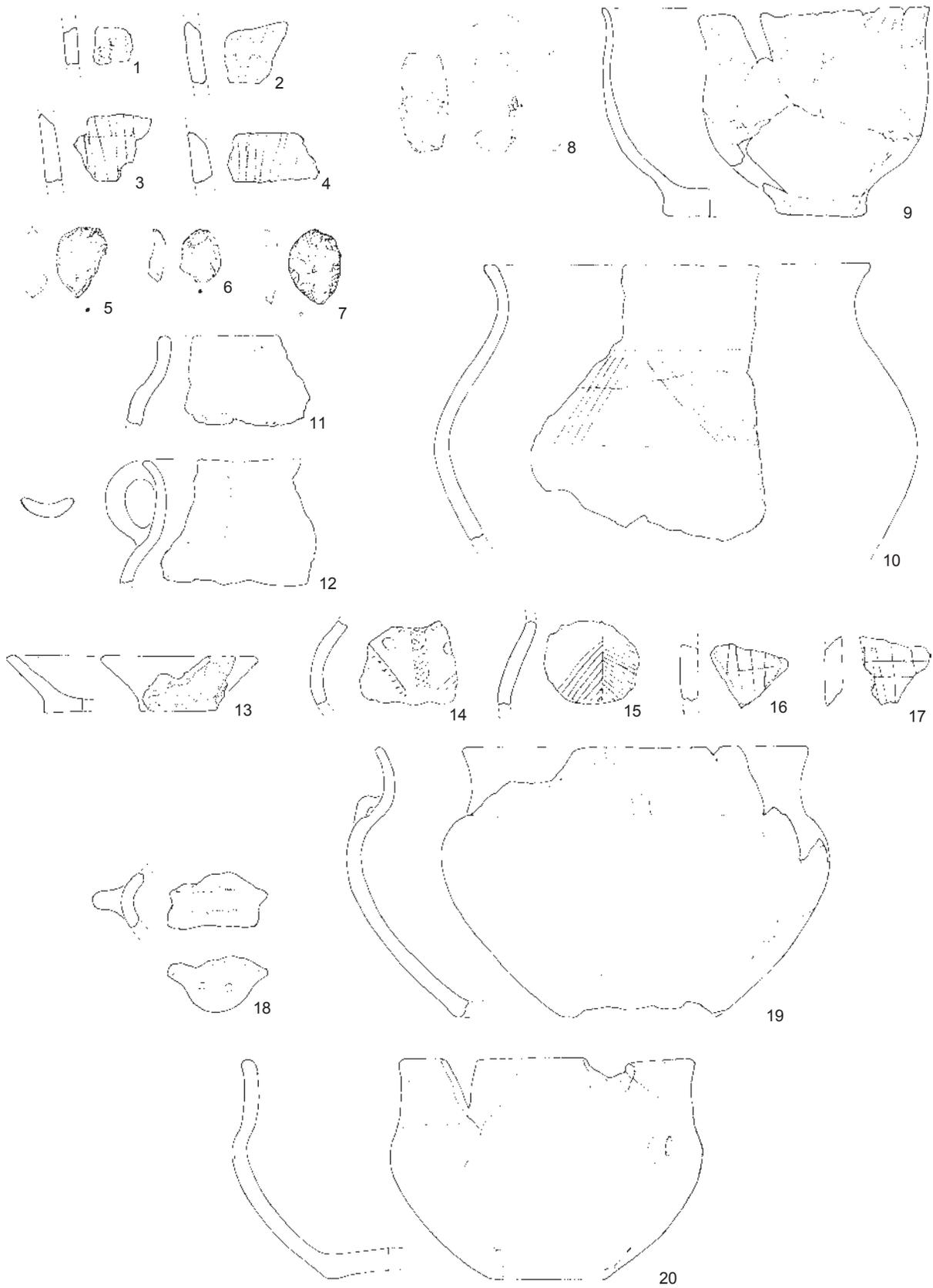


Abb. 12: Westerholt (20). Fundmaterial der Trichterbecherkultur (1-7), der Einzelgrabkultur (8-9) und der älteren Vorrömischen Eisenzeit (10-20) aus Westerholt-Terheide. (M. 1:3, Zeichnungen: B. Kluczowski).

die als Rückstände von Leichenverbrennungen denkbar sind. Ansonsten fehlen eindeutige Hinweise auf Bestattungen. Bemerkenswert ist der Nachweis eines Gebäudegrundrisses im Nordwesten der Grabungsfläche. Hier handelt es sich um etwa 40 cm lange und max. 10 cm breite schlitzförmige Pfostengruben, die möglicherweise auf eine Giebeldachkonstruktion ohne Wände schließen lassen. Bemerkenswert ist weiterhin eine rechteckige, 1,3 x 0,85 m große Grube mit vier vor den jeweiligen Ecken gelegenen Pfostenspuren. Das ganze Konstrukt scheint zudem mit einer weiteren Pfostenstellung eingehegt gewesen zu sein. Die Füllung der Grube war auffällig homogen und fundfrei.

In einer größeren Grube wurden neben Keramik auch ein Buntmetallring sowie ein natürlich durchlochtes Feuerstein, eine Tonperle, eine Bernsteinperle und ein durchlochtes Stück Lavastein gefunden, die offenbar ein kleines Schmuckensemble darstellen.

Im Norden der Fläche konnte ein mittelalterlicher Flurbegrenzungsgraben nachgewiesen werden.

Östlich der Grabungsfläche wurde schließlich im Bereich eines neu zu gestaltenden privaten Gartens der südliche Teil einer wohl als Grabhügel anzusprechenden Befundgruppe dokumentiert (Abb. 13). Der Hügel war einst von drei Ringen aus relativ dicht stehenden Pfosten eingehegt. Der äußere Durchmesser beträgt gut 12 m. Die Pfostenkreise lassen aufgrund der Befunderhaltung und der Verfärbungen eine Zweiphasigkeit vermuten. Im Osten befand sich offenbar ein



Abb. 13: Westerholt (20). Freigelegter südlicher Teil des bronzezeitlichen Grabhügels mit dreifachem Pfostenkreis (Foto: A. Hüser).

schmäler Zugang. Etwas dezentral innerhalb des inneren Pfostenkreises wurde ein stark gestörter und fundleerer Grubenrest vorgefunden, der als Überrest eines Grabes gedeutet werden darf. Der Pfostenbefund kann aufgrund einer vorliegenden <sup>14</sup>C-Datierung in die Bronzezeit datiert werden (Poz-75566, 3185 ± 35 BP). Das Ergebnis lässt mit einer Wahrscheinlichkeit von 95,4% im 2 Sigma-Bereich ein kalibriertes Alter zwischen 1528 und 1401 BC annehmen. Vergleichbare Anlagen aus Ostfriesland liegen aus Hesel oder Logabirum (Ldkr. Leer) vor. Der aktuelle Fund aus Westerholt-Terheide befindet sich dabei vergleichsweise nahe südlich des 1983 untersuchten bronzezeitlichen Heiligtums, das aus einem Pfostenkreis und zwei von Osten bzw. Ost-Südosten her darauf zu führenden Doppelpfostenreihen besteht. Die aktuelle <sup>14</sup>C-Datierung schließt eine Gleichzeitigkeit nicht aus, so dass das Heiligtum und der mehrphasige, mit Pfosten umhegte Grabhügel wohl ein Ensemble bilden, wie es 2001 auch in Hesel (Ldkr. Leer) nachgewiesen werden konnte. Eine Kombination von einem Heiligtum und einem mit einem einfachen Pfostenkreis umgebenen Grabhügel wurde 1979/80 in Wiesens (Ldkr. Aurich) ausgegraben. (A. H.)

*B. Veröffentlichungen aus dem Arbeitsgebiet des Archäologischen Dienstes der Ostfriesischen Landschaft*

BÄRENFÄNGER, R., Rezension zu: A. Siegmüller, Die Ausgrabungen auf der frühmittelalterlichen Wurt Hessens in Wilhelmshaven, Rahden/Westf. 2010. *Germania* 91, 2013, 1. Halbband, 262-266.

HÜSER, A., Fundberichte Nrn. 30, 388. *Fundchronik Niedersachsen 2013, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 18, 2015, 32-33; 262-263.*

HÜSER, A., Eine vergessene Burg im Moor. *Nachrichten des Marschenrates* 52, 2015, 41-45.

HÜSER, A., Ein 3D-Puzzle mit mehr als 1000 Teilen. Beobachtungen zur Nutzung spätmittelalterlicher Keramik aus Neermoor. *Archäologie in Niedersachsen* 18, 2015, 132-134.

HÜSER, K., Spuren im Sand. Auf alten Wegen durch Leer. *Archäologie in Niedersachsen* 18, 2015, 121-123.

HÜSER, K., Fundbericht Nr. 190. *Fundchronik Niedersachsen 2013, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 18, 2015, 142-143.*

KAMP, K., Fundberichte Nrn. 6, 7, 12. *Fundchronik Niedersachsen 2013, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 18, 2015, 17-18; 20.*

KEGLER, J. F., Anbindung von Offshore-Windparks, Leitungsverlegung in der Nordsee und im Wattenmeer. In: Deutsche Bundesstiftung Umwelt (Hrsg.): Archäologie und Energiewende. Osnabrück 2015, 32-39.

KEGLER, J.F., Fundberichte Nrn. 14, 15, 27, 28, 187, 189, 392, 394 und 397. Fundchronik Niedersachsen 2013, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 18, 2015, passim.

KEGLER, J. F., Wohnen in der Eiszeit, oder: den Höhlenmenschen gibt es nicht! Archäologie in Niedersachsen 18, 2015, 26-30.

KEGLER, J. F., Ins Netz gegangen ... oder die Anbindung von Offshore-Windparks durch Leitungsverlegungen in der Nordsee und im Wattenmeer. Blickpunkt Archäologie 4/2015, 264-269.

KEGLER, J. F. u. König, S., Ostfriesische Fundchronik 2014. Emders Jahrbuch für historische Landeskunde Ostfrieslands 95, 2015, 383-416.

KÖNIG, S., Fundberichte Nrn. 16, 31, 186, 389, 390 und 396. Fundchronik Niedersachsen 2013, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 18, 2015, passim.

KÖNIG, S., EY, J., SIEGMÜLLER, A. u. WOLTERS, S., Der Stackdeich bei Jarßum, Stadt Emden. Siedlungs- und Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 38, 2015, 313-351.

KRONSWEIDE, G., Fundbericht Nr. 185. Fundchronik Niedersachsen 2013, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 18, 2015, 138-140.

MÜLLER, M., Fundbericht Nr. 395. Fundchronik Niedersachsen 2013, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 18, 2015, 271-272.

REIMANN, H., Fundbericht Nr. 29. Fundchronik Niedersachsen 2013, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 18, 2015, 32.

THIEMANN, B., Fundbericht Nr. 188. Fundchronik Niedersachsen 2013, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 18, 2015, 141.

UFKEN, M., Fundbericht Nr. 393. Fundchronik Niedersachsen 2013, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 18, 2015, 268-269.

*C. Funde nach Zeitstufen*

1. Alt- und Mittelsteinzeit:-
2. Steinzeit, unbestimmt: -.
3. Trichterbecherkultur: 20
4. Einzelgrabkultur: 20.
5. Jungstein- und Bronzezeit, unbestimmt: -.
6. Ältere und mittlere Bronzezeit: 3, 20.
7. Jüngere Bronzezeit: -.
8. Ältere und mittlere Vorrömische Eisenzeit: 20.
9. Bronze- und Eisenzeit, unbestimmt:-.
10. Späte Vorrömische Eisen- und ältere Römische Kaiserzeit: 2, 9, 18.
11. Jüngere Römische Kaiserzeit: 19.
12. Eisenzeit und Römische Kaiserzeit, unbestimmt: -.
13. Völkerwanderungszeit: -.
14. Frühes Mittelalter: 4, 13, 17.
15. Hohes Mittelalter: 4, 11, 14, 17.
16. Spätes Mittelalter: 4, 10, 12, 14, 17.
17. Mittelalter, unbestimmt: 7, 16, 17.
18. Neuzeit: 1, 5, 6, 7, 8, 14, 15, 16.
20. Unbestimmt: -.

# Jahresbericht über Forschungsvorhaben und Veröffentlichungen der Ostfriesischen Landschaft für 2015

## *Zum Problem mangelnden Magazinraums in Ostfriesland*

Der Mangel an Magazinraum und die unzulängliche Unterbringung und Betreuung des Bildarchivs sind strukturelle Probleme, für die auch 2015 keine Lösung gefunden werden konnte. Ansätze dazu sind neben der intelligenteren Verwaltung des vorhandenen Magazins vor allem die Schaffung neuen zusätzlichen Magazinraums. Die Arbeitsgruppe zur Magazinfrage unter der Leitung von Dr. Nina Hennig besteht aus Vertretern der Ostfriesischen Landschaft (Museumsfachstelle/Volkskunde, Archäologie, Landschaftsbibliothek), des Ostfriesischen Landesmuseums Emden, des Historischen Museums Aurich, des Ostfriesischen Teemuseums Norden, des Heimatmuseums Leer und des Ostfriesischen Schulmuseums Folmhusen. Das Niedersächsische Landesarchiv – Standort Aurich – ist im Herbst 2015 aus dieser Arbeitsgruppe ausgeschieden, weil es laut zentraler Archivleitung in Hannover keinen Bedarf an zusätzlichem Magazinraum für das Landesarchiv in Ostfriesland gebe. Zum Arbeitsprogramm gehörten eine Magazinbesichtigung in Stade und die Besichtigung der als für ein Magazinegebäude ungeeignet befundenen sog. Kommandantur der Auricher Kaserne. Die Arbeitsgruppe hat gemeinsam mit der Fachfirma ModulDepot eine Bedarfsermittlung durchgeführt, die auf einer im Mai 2015 durchgeführten, externen Revision der aktuellen Magazine aller Beteiligten durch die Firma beruht. Die Empfehlung des Gutachtens läuft auf einen zentralen Neubau mit einem Bauvolumen von ca. 8 Millionen Euro hinaus. Am 5. November wurde alternativ gemeinsam mit einigen Vertretern der beteiligten Einrichtungen der AG die in den 1970er Jahren als Magazinraum errichtete ehemalige „Kleiderkammer“ der Auricher Kaserne als weitere Magazinoption besichtigt. Die Ergebnisse dieses Besuchs und mögliche Konditionen einer Nutzung dieses Gebäudes wurden bis zum Ende des Berichtsjahres nicht abschließend diskutiert.

## *Vortragsreihe der Landschaftsbibliothek und des Standorts Aurich des Niedersächsischen Landesarchivs*

Die gemeinsame wissenschaftliche Vortragsreihe von Landschaftsbibliothek und Standort Aurich des Niedersächsischen Landesarchivs im Landschaftsforum hatte 2015 mit 616 Gästen aus dem gesamten ostfriesischen Raum und im Durchschnitt mehr als 100 Zuhörern einen überdurchschnittlichen Zuspruch. Folgende Vorträge wurden geboten: 19. 1. 2015: Dr. André R. Köller (Weener), Die Ehe- und Familienpolitik der Grafen von Ostfriesland um 1500; 16. 2. 2015: Dr. Hajo van Lengen (Aurich), Das ostfriesische Wappen. Seine Entstehung und Bedeutung; 16. 3. 2015: Prof. Dr. Bernhard Parisius (Aurich), Sieger und Verlierer zugleich. Die exilpolnische Armee in Ostfriesland und im Emsland 1945-1948; 5. 10. 2015: Dr. Michael Hermann (Aurich), Hochzeit mit einem Toten – „Leichentrauungen“ in Ostfriesland während und nach dem Zweiten Weltkrieg; 16. 11. 2015: Dr. Nina Hennig (Aurich), Dr. Michael Schimek (Cloppenburg), Von Polderfürsten, Fehntjern und Moorhahtjes – Die Kolonisation Ostfrieslands unter Friedrich dem Großen; 7. 12.

2015: Dr. Paul Weßels (Aurich), Vom Lagerarchitekten zum KZ-Kommandanten. SS-Hauptsturmführer Bernhard Kuiper aus Möhlenwarf.

### *Ausstellungsserie „Buch des Monats“ in der Landschaftsbibliothek*

Das „Buch des Monats“ ist in Kombination mit einer kleinen Ausstellung, mit der Präsentation von Digitalisaten und mit der regelmäßigen monatlichen Veröffentlichung der Artikel in der Beilage „Unser Ostfriesland“ der Ostfriesen-Zeitung ein fester Bestandteil in der Selbstdarstellung und Öffentlichkeitsarbeit der Landschaftsbibliothek geworden. 2015 sind wiederum elf ausgesuchte Bücher präsentiert worden: „Alles geklaut“. Ein Emders Plagiat eines friesischen Adligen über Geheimschriften und Kryptographie von 1620 (Bearb.: Paul Weßels); „Ich weiß alles“. Das Nachschlagebuch der Hausfrau, Ostfriesische Tageszeitung 1936 – 1938 (Bearb.: Paul Weßels); „Der monatlich herausgegebenen Insecten-Belustigung dritter Theil“ von August Johann Rösel von Rosenhof, Nürnberg 1755 (Bearb.: Arno Bendszeit); „Ostfriesische Geschichte“ von Tilemann Dothias Wiarda, Aurich 1791 – 1817 (Bearb.: Paul Weßels); „Neuestes ostfriesisches Kochbuch“, Bremen 1818 (Bearb.: Paul Weßels); Die Landschaftsbibliothek – einzigartig. „Die Geschichte der Landschaftsbibliothek“ von Barbara Lison-Ziessow und Martin Tielke, 1995 (Bearb.: Paul Weßels); „Ein völlig ausgestorbener ostfriesischer Dialekt“. Johannes Cadovius Müller - Memoriale linguae Frisicae, Stedesdorf [1790] (Bearb.: Dietrich Nithack); „Das einzig Notwendige“ – „Unum Necessarium ...“ von Johann Amos Comenius, Leipzig 1724 (Bearb.: Paul Weßels); „Emder Libertinismus“. Der Emders Druck der „Chronica, Tytboek en gheschiet bibel ...“ von Sebastian Franck aus dem Jahr 1558 (Bearb.: Paul Weßels); „Martialisches und national ...“. Die deutschen Befreiungskriege. Deutschlands Geschichte von 1806 – 1815 von Hermann Müller-Bohn, Berlin 1907 (Bearb.: Dietrich Nithack); „Adventszeit im Zweiten Weltkrieg. Vorweihnachten. Ausgabe 1943“ – Eine Broschur der Reichspropagandaleitung München (Bearb.: Paul Weßels).

### *Schülerpreis für ostfriesische Kultur und Geschichte*

Zum „Schülerpreis für ostfriesische Kultur und Geschichte“, der 2015 zum sechsten Mal vergeben wurde, sind 13 Arbeiten eingereicht worden. Die Jury bestand aus Dr. Rolf Bärenfänger (Landschaftsdirektor, Vorsitz), Dr. Michael Hermann (Leiter des Auricher Standorts des Niedersächsischen Landesarchivs), Dr. Birgitta Kasper-Heuermann, Dr. Paul Weßels (beide Ostfriesische Landschaft), Peter Klein-Nordhues, Marten Hagen und Axel Heinze (AK Schule und Wissenschaft des RPZ). Die Organisation der Ausschreibung und der Preisvergabe erfolgt durch den Leiter der Landschaftsbibliothek.

Am 3. Dezember 2015 wurde der Schüler Hilko Tjards von der IGS Aurich West für die von ihm eingereichte Arbeit „B 210n – Zukunftsinvestition oder Umweltzerstörung?“ mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Diese Arbeit, die Laudatio und zwei weitere herausragende Arbeiten sind auf der Seite der Landschaftsbibliothek im Internet veröffentlicht.

Abb. 1: Die Verleihung des Schülerpreises für ostfriesische Kultur und Geschichte am 3. Dezember 2015 im Landschaftsforum an den Schüler Hilko Tjards von der IGS Aurich West (Foto: Paul Weßels, Ostfriesische Landschaft).



*Der „Tag der Ostfriesischen Geschichte“*

Am 21. November 2015 organisierte der Leiter der Landschaftsbibliothek für die Ostfriesische Landschaft mit Dr. Michael Hermann vom Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich – den 16. „Tag der Ostfriesischen Geschichte“ im Landschaftsforum in Aurich mit etwa 130 Teilnehmern. Nach einem Vortrag von Dr. Paul Weßels über „Das Urbarmachungsedikt Friedrichs II. von Preußen – Vorgeschichte, Durchführung, Folgen“ gaben die beiden Organisatoren in der sich anschließenden offenen Gesprächsrunde eine Übersicht über Projekte und Arbeiten aus Wissenschaft und Forschung zur ostfriesischen Geschichte. Teilnehmer berichteten ihrerseits über eigene Forschungsinteressen und -vorhaben.

Abb. 2: Landschaftspräsident Rico Mecklenburg bei der Eröffnung des Tags der ostfriesischen Geschichte am 21. November 2015 im Landschaftsforum (Foto: Paul Weßels, Ostfriesische Landschaft).



Die Veranstaltung wurde begleitet durch eine von der Arbeitsgruppe Flurnamendeutung der Ostfriesischen Landschaft aufbereitete Präsentation von Flurnamen im Zusammenhang mit dem Urbarmachungsedikt.

Nach der Mittagspause bot sich die Möglichkeit, historische Karten und Unterlagen zur Teilung der Gemeindeweiden und zur Entwicklung der Kolonien in Ostfriesland in einer Ausstellung im Standort Aurich des Niedersächsischen Landesarchivs einzusehen.

### *EDR-Bibliothekentag im Landschaftsforum*

Seitdem im November 2005 der erste EDR-Bibliothekentag im Lesesaal der Landschaftsbibliothek stattgefunden hatte, gehört der Leiter der Landschaftsbibliothek zum Organisationsteam des EDR-Bibliothekentages. Am 1. September 2015 fand der 11. EDR-Bibliothekentag wieder in Aurich statt, dieses Mal in den Räumlichkeiten des Landschaftsforums. Die Veranstaltung mit 70 Bibliothekarinnen und Bibliothekaren aus der Ems-Dollart-Region stand unter dem Motto „Gesellschaftlicher Wert der Bibliotheken – vom Netzwerk zum Networking“, mit dem die Bibliothek als Akteur im Gemeinwesen thematisiert wurde.

### *Die Arbeitsgruppe der Ortschronisten*

Die Arbeitsgruppe der Ortschronisten hat sich 2015 siebenmal getroffen. Im Durchschnitt nahmen 15 Personen an den Sitzungen teil. Folgende Treffen haben 2015 stattgefunden: 27. 2. 2015: Rudolf Nassua, Die Stadt Aurich nach dem Zweiten Weltkrieg. Aurich, 2015 (Ostfriesische Landschaft, Aurich); 20. 3. 2015: Axel Heinze, „Wer will schon auf den Galgenstücken wohnen?“ Die Bedeutung von Flurnamen für Kommunalpolitik und Lokalgeschichte. Die Geschichte der Gemeinde Moorweg auf der Grundlage der Flurnamen (Ostfriesische Landschaft, Aurich); Berend Schröder, Beiträge zur Chronik Heisfelde (Ostfriesische Landschaft, Aurich); 24. 4. 2015: Christian Züchner, Die Neue Kirche (Neue Kirche und Gemeindehaus Rote Mühle, Emden); 29. 5. 2015: Dr. Matthias Stenger, Das Teemuseum Norden,



Abb. 3: Ausstellung mit Flurnamen im Zusammenhang mit dem Urbarmachungsedikt anlässlich der Flurnamentagung am 16. Oktober 2015 im Landschaftsforum (Foto: Paul Weßels, Ostfriesische Landschaft).

Hermann Adams: Kriegsgräber in Flachsmeer im April 1945 zum Ende des Zweiten Weltkriegs (Teemuseum, Norden); 10. 7. 2015: Manfred-Franz Albrecht, Allgemeine Münz- und Geldgeschichte und die Münzstätten Ostfrieslands (Ostfriesische Landschaft, Aurich); 18. 9. 2015: Burkhard Schäfer, Wölfe auf der ostfriesischen Halbinsel (Heimatkundliches Museum, Friedeburg); 9. 10. 2015: Erwin Wenzel, Das Landarbeitermuseum Suurhusen (Landarbeitermuseum, Suurhusen).

### *Die Arbeitsgruppe Flurnamendeutung*

Die Arbeitsgruppe „Flurnamendeutung“ wird in der Verantwortung des Leiters der Landschaftsbibliothek und in enger Kooperation mit dem Landesamt für Geoinformation und Landvermessung Niedersachsen und dem Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich – durch Cornelia Ibbeken geleitet. Gegenwärtig besteht die Arbeitsgruppe aus 34 Personen. Von den etwa 72 000 Flurnamen sind bislang mehr als 12.000 gedeutet worden und im Internet abrufbar.

Die AG mit 34 Mitarbeitern hat sich 2015 sechsmal getroffen. Vorrangig in den Sitzungen behandelte Themen waren eine Ausstellung zum Urbarmachungsedikt 1765 und die Erarbeitung einer Ausstellung über die Verbindung von Flurnamen und Sagen.

Auch die intensive Öffentlichkeitsarbeit der AG wurde fortgesetzt. Seit Januar 2015 gibt es eine Serie zur Flurnamendeutung in der Beilage zur Ostfriesen-Zeitung „Unser Ostfriesland“. Im Moormuseum Moordorf wurde vom 20. März bis zum 3. November eine Flurnamenausstellung unter dem Titel „250 Jahre Urbarmachungsedikt – neues Land – neue Siedler – neue Namen“ gezeigt. Im Rahmen dieser Ausstellung gab es fünf Vorträge mit anschließender Führung durch die Ausstellung und das Außengelände von Cornelia Ibbeken und Almut Heinze-Joost. Anschließend wurde diese Ausstellung vom 24. Juni bis zum 15. Juli im Foyer des Rathauses Moormerland präsentiert. Abschließend wurde sie – neu konzipiert und auf den südöstlichen Raum Ostfrieslands abgestimmt – ab dem 11. November unter dem Titel „250 Jahre Urbarmachungsedikt – neues Land – neue Siedler – neue Namen“ im Rathaus Filsum gezeigt.

Im alten Wasserwerk Tergast, Gemeinde Moormerland, wurde am 21. Juni im Rahmen der Aktion „Van Dörp to Dörp“ eine Ausstellung zu Flurnamentouren durch Hatshausen-Ayenwolde und Tergast, insbesondere über Gewässernamen und die Flurnamen im Zusammenhang mit der Fahrtroute der Törfmutter von Spetzerfehn bis zur Kesselschleuse in Emden präsentiert. In der Sparkasse Oldersum folgte vom 9. November bis zum 30. November eine Flurnamenausstellung über „Tergast, ein Dorf zwischen Marsch und Moor“.

Die jährliche Flurnamentagung fand am 16. Oktober 2015 im Landschaftsforum unter Beteiligung von etwa 50 interessierten Zuhörern statt. Cornelia Ibbeken und Johann Dirksen (LGLN) hielten bei dieser Veranstaltung einen Vortrag über „Die Appellative ‚Deich‘, ‚Diek‘ und ‚Dyk‘ in der ostfriesischen Flurnamensammlung“ als einem möglichen Beitrag für einen ostfriesischen Flurnamenatlas.

2015 konzipierte die AG auch neue Flurnamen-Touren. Eine Radtour führt durch Moorweg, eine weitere durch Neuharlingersiel, beide entwickelt von Lies Herdes und Axel Heinze, sowie eine Flurnamenradtour durch Bagband, die Cornelia Ibbeken auf der Basis von Flurnamendeutungen von Albert Kroon konzipiert hat.

### *Die Upstalsboomgesellschaft*

Die Upstalsboom-Gesellschaft unterhält als Arbeitsgruppe der Ostfriesischen Landschaft eine gemeinsame familienkundliche Bibliothek und eine Fachstelle in der Auricher Landschaftsbibliothek. Diese war durchgängig freitags geöffnet und konnte 592 Besucher verzeichnen. Ende Dezember 2015 hatte die Upstalsboom-Gesellschaft 622 Mitglieder, sie ist damit weiterhin der größte genealogische Verein Niedersachsens.

Die ostfriesische Grabstellendatenbank wurde seit der letzten Jahreshauptversammlung weiter ausgebaut. Sie wurde zuletzt am 3. Mai 2016 aktualisiert und enthält inzwischen 55.146 Abbildungen von Grabstellen, die sich auf 335 verschiedenen ostfriesischen Friedhöfen befinden. Erfasst worden sind dabei die Daten von 122.587 Personen sowie 14.029 Familiennamen.

Die im März 2013 auf der Homepage der Upstalsboom-Gesellschaft öffentlich zugänglich gemachte Datensammlung „Tote Punkte Ostfriesland“ ermöglicht auf der Grundlage der bisher veröffentlichten ostfriesischen und oldenburgischen Ortschaften- bzw. Ortsfamilienbücher eine Recherche nach Familien- und Vornamen von Personen im nordwestdeutschen Raum. Inzwischen wurden 83 Bücher ausgewertet und mehr als 155.106 Daten verarbeitet.

Der elektronische Datenbestand der Fachstelle kann vor Ort in der Fachstelle eingesehen werden. Die bereits digitalisierten Bestände wurden im ersten Doppelheft der „Quellen und Forschungen“ des Jahres 2016 aufgelistet.

### *Der „Notfallverbund zum Kulturschutz in Katastrophenfällen für die Stadt Aurich“*

2015 gab es fünf Treffen des Notfallverbunds Aurich – bestehend aus dem Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich, der Stadtbibliothek, dem Historischen Museum und der Ostfriesischen Landschaft (Museumsfachstelle/ Volkskunde, Archäologie und Landschaftsbibliothek). Nach einem Vorbereitungstreffen mit dem Brandschutzexperten Bodo Bargmann am 7. Juli fand am 20. Juli 2015 am Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich – zum ersten Mal zusammen mit der Feuerwehr und mit insgesamt mehr als 30 Personen aus allen beteiligten Einrichtungen eine Übung statt.

### *Gründung des „Geschiedenisnetwork / Geschichtsnetzwerk“*

#### *als Historikernetzwerk für die grenzübergreifende Geschichte des Nordens der Niederlande und Nordwestdeutschlands*

Auf Initiative des niederländischen Historikers Marijn Molema, Fryske Akademy, kam es 2015 unter aktiver Beteiligung von Dr. Paul Weßels, Ostfriesische Landschaft, und Maleen Knorr, Emsländische Landschaft, zur Gründung des „Netzwerks für die grenzübergreifende Geschichte des Nordens der Niederlande und Nordwestdeutschlands“ in der EDR-Region. Das Netzwerk soll eine nachhaltige Struktur für grenzübergreifende Zusammenarbeit bilden und Möglichkeiten

projektbezogener Förderung erschließen. Bei der Ems Dollart Region (EDR) in Neuschanz wurde Ende 2015 ein Antrag der Initiative zur Förderung verschiedener Modellprojekte eingereicht. Für Anfang 2016 wird eine Entscheidung über die Förderfähigkeit im Rahmen des „INTERREG V A-Kooperationsprogramms Deutschland-Niederland“ erwartet. Die Laufzeit des Projektes ist vom 1. Februar 2016 bis zum 30. April 2017. Die geplanten Ausgaben belaufen sich auf 36.000 Euro.

Auf Initiative der Landschaftsbibliothek soll in diesem Rahmen 2015 ein Projekt „HisGIS Leer“, ein Modellprojekt zur kartographischen Darstellung historischer Inhalte als Digitalisate im Internet am Beispiel der Stadt Leer durchgeführt werden. Begleitet wird das Projekt durch Prof. Dr. Hans Mol von der Fryske Akademy und durch Dr. Paul Weßels für die Ostfriesische Landschaft auf deutscher Seite, sowie durch den Auricher Standort des Landesarchivs (Dr. Michael Hermann), das Stadtarchiv Leer und das Heimatmuseum Leer. Weitere Projekte der grenzübergreifenden Zusammenarbeit sollen zu den Themen Migrationsgeschichte, „Arbeiten und Lernen jenseits der Grenze“ und zur Ermöglichung der digitalen Zugänglichkeit altfriesischer Rechtsquellen im Internet durchgeführt werden.

*Die Initiative „Lebendiges Kulturerbe: Wissensvermittlung rund um Sterben und Begraben in den nördlichen Niederlanden und Nordwestdeutschland“*

Da sich bisher keine Finanzierungsmöglichkeiten für die angestrebte flächige Aufnahme aller Grabsteine in Ostfriesland ergeben haben, wurde im Rahmen dieser Initiative eine über drei Jahre geführte Tagungsreihe zu Aspekten der Bestattungskultur entwickelt. Ziel ist für 2016 der Blick auf die herausragenden Denkmäler von Jever, Emden und Roskilde. Die in den Vorjahren entwickelte Datenbank zur Aufnahme von Grabsteinen und das zugehörige Handbuch werden nun auch im Umfeld von Braunschweig genutzt.

*Erhaltung archäologischer Holzfunde*

Ein Qualitätsmerkmal der Archäologie in Ostfriesland ist die besondere Erhaltung von Holzfinden. Damit diese Hölzer auch für den Wissenschaftsbereich in Zukunft als Informationsquellen erhalten bleiben, müssen sie konserviert werden. Dafür wurden in den vergangenen Jahren zahlreiche Stücke bei der Ostfriesischen Landschaft provisorisch im Wasserbad eingelagert und harren noch einer Konservierung. Vorläufig stehen diese Objekte deshalb auch nicht für Ausstellungen zur Verfügung. Im Berichtsjahr wurde ein Katalog der Nasshölzer mit Angaben zu Gegenstandsart, Erhaltungsumfang und metrischen Daten erstellt, in dem alle bearbeiteten Hölzer aus archäologischen Befunden aufgeführt sind. Auf Grundlage dieses Katalogs soll ein Konzept zur Konservierung einschließlich einer Kostenschätzung erstellt und damit langfristig die Sicherung dieser herausragenden Objekte sichergestellt werden. Weiterhin soll er als Grundlage für jeden weiteren Schritt von der Konservierung über die wissenschaftliche Bearbeitung bis hin zur Publikation dienen.

*Veröffentlichungen in der Ostfriesischen Landschaftlichen  
Verlags- und Vertriebsgesellschaft*

- Michael Hermann (Hrsg.), Das 20. Jahrhundert im Blick. Beiträge zur ostfriesischen Zeitgeschichte. Bernhard Parisius zum 65. Geburtstag (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, 85), Aurich 2015.
- Emdener Jahrbuch für historische Landeskunde Ostfrieslands, Bd. 95, 2015
- 550 Jahre Grafschaft Ostfriesland und die Herausbildung der Ostfriesischen Landstände (Hefte zur ostfriesischen Kulturgeschichte, 3), Aurich 2015
- Bildungs- und Integrationschancen durch Niederdeutsch. Dokumentation der Oll' Mai-Veranstaltung am 10. Mai in der Nicolaikirche in Wittmund. Oll' Mai Symposium 2014, hrsg. von der Ostfriesischen Landschaft, Aurich 2014.
- Cornelia Nath, Die Zukunft ist mehrsprachig. Vorteile der mehrsprachigen Erziehung in Familie, Kindergarten und Grundschule. 6., von Grietje Kammler völlig neu bearb. Aufl., Aurich 2015.

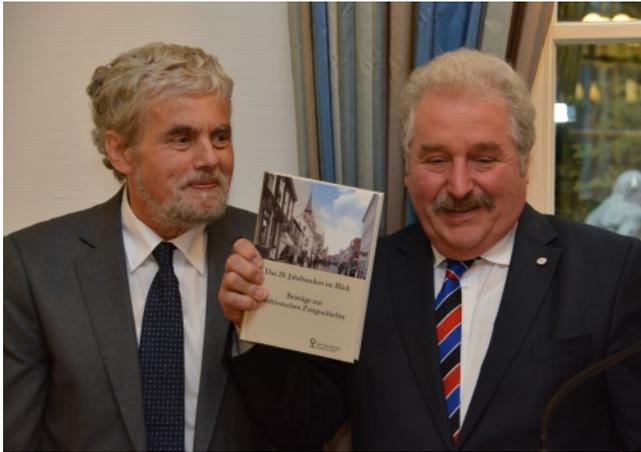


Abb. 4: Überreichung des Buchs „Das 20. Jahrhundert im Blick. Beiträge zur ostfriesischen Zeitgeschichte“ als Ehrengabe für den scheidenden Archivleiter Prof. Dr. Bernhard Parisius (li.) durch den Landschaftspräsidenten Rico Mecklenburg am 15. Oktober 2015 im EuropaHaus in Aurich (Foto: Reinhard Former, Ostfriesische Landschaft).

*Digitale Veröffentlichungen der Landschaftsbibliothek*

- Cornelia Nath (Red.), Bildungs- und Integrationschancen durch Niederdeutsch. Dokumentation der Oll'-Mai-Veranstaltung am 10. Mai in der Nicolaikirche in Wittmund [Oll' Mai Symposium 2014], Aurich 2014
- Lünen, Dietrich, Jugenderinnerungen 1892 - 1907 [S.l.], [ca. 1980]
- Eule, Hans-Werner, Forst- und Jagdgeschichte Ostfrieslands, Aurich 1953
- The sentinel / 2/7 Canadian Infantry Brigade (Rifles) Canadian Army Occupation Force (CAOF), Aurich [1945]
- Vorweihnachten, hrsg. vom Hauptkulturamt in der Reichspropagandaleitung der NSDAP in Verbindung mit dem Hauptschulamt, München 1943
- Schomerus, Johannes, Einträglicher Obstbau in Ostfriesland und der ganzen nordwestdeutschen Tiefebene, Leer (Selbstverl. des Verf.) 1905
- Adress- und Stadt-Handbuch der Stadt Emden, Emden 1877/78
- Adreß-Buch der selbstständigen Stadt Aurich für das Jahr 1869, aufgenommen am 1. Mai, Aurich 1869
- Röben, H. D., Denkmal für das ostfriesische Landwehr-Infanterie-Regiment aus den Kriegsjahren 1813, 1814 und 1815, Leer 1846
- Hersch, Aaron, Rare und neue Sammlung schöner Anekdoten, witziger Einfälle, spaßiger Schwänke und Schnurren von unsere Leut. Mit 6 Kupfern. Aus dem Jüdischen des Aaron Hersch in's Deutsche übersetzt und herausgegeben von Justus Hilarius, Leipzig [um 1830]
- Ordnungh des Heringes/ BELangende idt Marken/ Koeren/ vñ Branden der Heringh Tunnen/ dartho jdt vangen/ solten/ hantieren/ packen/ vphoegen/ vnd leggen des Heringes/ mit allent wat deme anhengigh/ van Burgermeister vñ Raeth der Stadt Embden vpperichtet, Emden (Berendts, Warner) 1597
- Die Digitale Bibliothek der Landschaftsbibliothek ist unter der Adresse (<http://www.ostfriesischelandschaft.de/616.html>) erreichbar. Die Neuerwerbungsliste des Jahres 2015 zur ostfriesischen Kultur und Geschichte ist zu finden auf der Website der Landschaftsbibliothek, einsehbar unter der Adresse [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/Downloads/NE\\_Liste\\_2015.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/Downloads/NE_Liste_2015.pdf).

Dr. Paul Weßels



# Jahresbericht der Gesellschaft für Bildende Kunst und vaterländische Altertümer (1820 die KUNST) für das Jahr 2015

„Ehrenamtliche sind eine Quelle an Zeit, Talent und Energie. Sie helfen einer Nonprofit-Organisation, ihre Aufträge zu erfüllen. Sie komplettieren die Arbeit der hauptamtlichen Mitarbeiter, erweitern deren Kapazitäten und bringen neue Perspektiven und Energien ein.“ Mit diesem Zitat beginnt der frühere Präsident des deutschen Museumsbundes (DMB), Dr. Michael Eissenhauer, eine Schrift dieses Bundesverbandes als Sprachrohr der mehr als 7000 Museen in Deutschland über bürgerschaftliches Engagement in der Museumsarbeit. Mehr als verständlich wird das vor dem Hintergrund, dass die Mehrzahl aller Museen – auch der gut 700 in Niedersachsen – nicht „gegründet worden [wären], vielfach heute nicht zu unterhalten und auch zukünftig in ihrer Existenz nicht gesichert [wären]“, wie es bereits in einer Erklärung des DMB aus dem Jahre 1999 heißt. Das Ostfriesische Landesmuseum Emden belegt das anschaulich: Vor annähernd 200 Jahren, im Jahre 1820, aus dem Engagement von Bürgern gegründet, startete das planvolle, gemeinsame Sammeln bildender Kunst, insbesondere niederländische Malerei, in Ostfriesland. Schon bald weiteten sich die Sammlungs- und Interessengebiete aus auf Silber, Porzellan und anderes, was den Reichtum der kulturellen Vielfalt der Region über die Zeit hinweg belegen sollte. Dafür stand der Begriff „vaterländische Altertümer“ – eine damals übliche Bezeichnung, die vielerorts zu finden war, aber sich nur wenig – wie in Emden – erhalten hat. Mit der ernsthaften Beschäftigung und Pflege des Sammlungsgutes begann auch dessen Erforschung und öffentliche Zugänglichkeit.



GESELLSCHAFT FÜR BILDENDE KUNST UND  
VATERLÄNDISCHE ALTERTÜMER SEIT 1820

Das Ergebnis war ein eigenes Museum in der Großen Straße, welches aber im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört wurde. Mit dem Neubau eines städtischen Kulturhauses auf den Ruinen des historischen Emdener Rathauses und der gemeinsamen Präsentation der privaten und städtischen Bestände (insbesondere der Rüstkammer) im Jahr 1962 und einer Erweiterung um 2005 gelangte das Ostfriesische Landesmuseum Emden zu seiner heutigen Bedeutung als Vielspartenhaus und europäisches Regionalmuseum. In gemeinsamer Trägerschaft von privater Vereinigung (1820 die KUNST) und Stadt Emden gestalten hauptamtliche wissenschaftlich geschulte Mitarbeiter, unterstützt von ehrenamtlich Tätigen, diesen „Ort der Bewahrung und Vermittlung des kulturellen und natürlichen Erbes, der gesellschaftlichen Erinnerung, der ethischen und ästhetischen Bildung und [geben] damit den Menschen ein breites Spektrum der Identifikation und des Engagements“ (Dr. Eissenhauer/DMB).

*Mitgliederangelegenheiten*

Zum 31. Dezember 2015 stellt sich der Bestand mit 703 Mitgliedern leicht niedriger dar als zum Ende 2014 (720 Mitglieder).

Verstorben sind im Jahr 2015

Karin Baumann  
Regina Beck  
Annette de Buhr  
Edgar Elsen  
Ewald Fürst

Ute Lamschus  
Sigrid Mennenga  
Adolf Römer  
Helga Uphoff  
Rudolf Wahls

Als neue Mitglieder konnten im Berichtsjahr begrüßt werden:

Dieter Barfeld  
Prof. Dr. Erhard Bühler  
Anni Dannenberg  
Rita Dickmanns  
Lenchen Fürst  
Erika Gräf  
Helga Koschnick-Schwoon  
Georg Meier  
Edda Meier  
Erika Michaelsen  
Hero Michaelsen  
Erika Mönkemeier  
Wolfgang Mönkemeier  
Christoph Neidhardt  
Frank Oltmanns

Wolfgang Peterreit  
Annette Reißaus  
Dieter Röben  
Dr. Bernhard Scherger  
Olaf Schlunke  
Antje Steenhardt  
Heinz Steenhardt  
Inge Stellamanns  
Reinhard Stellamanns  
Jannes Streblau  
Lothar Streblau  
VGH Regionaldirektion Emden  
Ursula Visser  
Ingrid Wedeking  
Angelika Zimmermann

In der Versammlung am 12. April 2016 konnte Ursula Stahl für ihre 40jährige und Eheleute Annegret und Horst Arians Dr. Udo Jansen Hajo Jelden für 25jährige Mitgliedschaft geehrt werden.

Günther Schmidt  
Elke Siemsen-Nagorny  
Dr. Klaus Strahmann  
Gerrit Symens

### *Neue Dienstagsrunde*

An jedem ersten Dienstag eines Monats trifft sich ein Kreis von 15-30 Interessierten zu Kurzvorträgen, Objektbesprechungen und Diskussionen jeweils um 18.30 Uhr im Kulturcafé im Pelzerhaus 12. Die Organisation und Moderation liegt bei Christian Röben und Manfred Meyer.



Abb. 1: Die vor einigen Jahren wieder aktivierte monatliche Dienstagsrunde erfreut sich regen Zuspruchs mit Themen zu regionaler Kultur und Lebensart. Hier zeigt der Referent Jürgen Friedrich den Organisatoren Manfred Meyer (links) und Christian Röben (rechts) nach seinem Vortrag über Landarbeit in Ostfriesland den korrekten Gebrauch einer Sense.

Themen der Dienstagsrunde im Jahre 2015:

- 13.01.2015: Das Leibregiment der friesischen Statthalter und der niederländischen Garnison in Emden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts
- 03.02.2015: Kunst und Krempel: Münzen & Medaillen aus Emden und Ostfriesland
- 14.04.2015: Auf 50 Ruten am Schwarzen Weg – Eine Siedlung im Moor – Das Moormuseum Moordorf stellt sich vor
- 05.05.2015: Wat heet egentlik Plattdütsk? Über die plattdeutsche Sprache und ihre Bedeutung in der Ostfriesischen Landschaft
- 02.06.2015: Vom Nutztier zum Freizeitgerät – Die Geschichte des Drahtesels in Ostfriesland – Besuch des Fahrradmuseums in Wybelsum
- 07.07.2015: Die jüdische Synagoge in Dornum
- 01.09.2015: Der ländliche Raum
- 03.11.2015: Vom Korn zum Brot – Landarbeit in Ostfriesland, früher
- 01.12.2015: Keine geschlossene Gesellschaft: die Emdener Freimaurerloge

### Fachvorträge

Der Rummel des Rathauses am Delft eignet sich dank modernster Medientechnik hervorragend für Vorträge, Präsentationen und ähnliche Veranstaltungen mit bis zu etwa 100 Teilnehmern.

- 20.01.2015: „Bibelfliesen – Baumaterial und bildhafte Verkündigung“ (Kurt Perrey)
- 21.03.2015: „Lüttje Lü, über das Wohnen und Arbeiten der kleinen Leute in Ostfriesland“ (Hermann Schiefer)
- 31.03.2015: „Militär, Kriegsgerichte und Zivilbevölkerung im Friesland des 17. und 18. Jahrhunderts“ (Benjamin van der Linde)
- 16.06.2015: „Tee – Gestern und Heute“. Gespräch mit Arend Vollers und Franz Thiele.
- 14.07.2015: „Pfeffer, Tee und Porzellan – Segeln nach Osten. Die Reisen der Niederländischen Ostindien-Kompanie“ (Michael Recke)



Abb. 2: „Dirk Iden Kruitkremer – ein Falschmünzer in Emden“ lautete das Thema eines Vortrages von Hanfried Bendig über den bekannten Münzmeister des 16. Jahrhunderts im Rummel des Rathauses in Emden.

Einen deutlich geselligen Charakter hat das traditionelle Grünkohlessen im Februar – seit einigen Jahren im Hotel Faldernpoort in Emden – mit in der Regel deutlich über 100 Teilnehmern. So stieß die launige Erzählung von Johannes Barghoorn am 6. Februar über Alt-Emden wieder auf großes Interesse.

Großen Raum hat im Berichtsjahr erneut die wissenschaftliche Erforschung des Mannes von Bernuthsfeld – („Bernie“) in Universitätskliniken und -Instituten eingenommen

Ein neues Format entwickelte sich aus der beginnenden Zusammenarbeit mit der Ländlichen Akademie Krummhörn (LAK). Nachdem der LAK-Vorsitzende Hero Boomgaarden und Prof. Hans-Jürgen Tabel im Vorjahr Gast in der Neuen Dienstagrunde gewesen waren, wurde nach einem Weg gesucht, das von der LAK aufwändig vorbereitete Theaterstück zu Wilhelmine Siefkes auch in Emden aufzuführen. Da der Rummel für das kopfstarke Ensemble plus erwarteter großer Interessentenschar zu klein sein würde, fiel die Entscheidung zugunsten einer plattdeutschen Lesung von Siefkes-Stücken durch Vortragende, allesamt Personen des öffentlichen Lebens.



Abb. 3 (links): Christine Schmidt-de Vries und sechs weitere Rezitatoren lesen aus Werken von und über Wilhelmine Siefkes. Es ist die erste gemeinsame Veranstaltung von Ländlicher Akademie Krummhörn (LAK) und 1820dieKUNST. Dieses Format soll gemeinsam in weiteren Veranstaltungen erprobt werden. Abb. 4 (rechts): Nach grundlegender ‚Auffrischung‘ des Gemäldes „Spaziergang nach Zandvoort“ von Isaack Luttichuys (1616-1653) durch die Dresdener Restauratorin Sybille Krefz kann das Werk von den Vorstandsmitgliedern Gregor Strelow (von links), Reemt Vietor und Dr. Reinhold Kolck in einem Pressegespräch der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Insgesamt rd. 750 Tsd. EUR hat die Gesellschaft 1820dieKUNST in den Jahren 2013-2015 für Ankäufe, Restaurierungen und den lfd. Unterhalt des Museums beisteuern können.

### Studienfahrten

Erstmalig erfolgten Planung und Organisation nach dem Tod von Karin Baumann ganzjährig durch Gabriele Mälzer und Annerose Raveling. Karin Baumann hatte mehr als ein Jahrzehnt für einen glänzenden Ablauf und viele begeisterte Mitreisende gestanden.

- 17.01.2015: Fahrt nach Oldenburg ins Landesmuseum Oldenburg
- 21.02.2015: Fahrt nach Bremen, Besuch der Kunsthalle Bremen und das Gerhard Marcks-Hauses
- 11.04.2015: Ostfriesische Kirchen mit Hagioskopie: Bokesesch, Rhaude, Backemoor, Rorichum, Tergast
- 13.10.2015: Altäre in Ardorf, bei Wittmund und Schortens

Abb. 5: Das Schwergewicht der Studienreisen hat sich in den letzten Jahren zunehmend auf kulturelle Ziele im Nahbereich verlagert. Viele Jahre hat Karin Baumann (3. von rechts – hier bei einer Fahrt zum Groninger Museum und zur Blauen Stadt) die Organisation mit großem Engagement betreut. Im Berichtsjahr ist sie verstorben.



### *Das Museumsjahr*

Im Jahr 2015 stand das Ostfriesische Landesmuseum Emden vor mannigfaltigen Herausforderungen.

Im Februar 2015 begann in Emden die notwendige Debatte um die Kulturentwicklungsplanung der Stadt, die von der Diskussion um die Haushaltskonsolidierung der Stadt Emden auch auf dem Gebiet der Kultur geprägt war und ist, denn die Aussprache ist zum Berichtszeitpunkt nicht abgeschlossen.

Für das Ostfriesische Landesmuseum Emden stehen die Überprüfung und Weiterentwicklung seiner inhaltlichen Ausrichtung, die Erzielung von Synergieeffekten mit anderen Kultureinrichtungen angesichts realer Stellen- und Haushaltskürzungen im Zentrum. Es geht um die gemeinsam mit den Trägern verlässlich zu verabschiedenden Grundlagen für die weitere Arbeit des Hauses für die Stadt und die Region aufgrund seiner kulturpolitischen Bedeutung und seines Auftrages.

### *Ausstellen*

Die Sammlungen, ihre wissenschaftliche Erarbeitung, ihre Präsentation und die Vermittlung sind die Fundamente des Hauses. Daher standen 2015 die Planungen für die Weiterentwicklung der Dauerausstellung im Fokus:

#### Haupthaus/Rathaus am Delft

Im dritten Obergeschoss des Museums befindet sich die Neue Galerie, in der Werke der bildenden Kunst in Ostfriesland aus dem 20. und 21. Jahrhundert zu sehen sind. Möglich wurde diese Abteilung durch die im Jahr 2011 über die „Stiftung bildende Kunst und Kultur in der deutsch-niederländischen Ems-Dollart-



Abb 6: Der Besuch in Künstlerateliers – hier bei dem gebürtigen Emdler Eiko Borcherding in Hamburg – sind immer wieder Quell von Anregungen und Verständnis bei Jung und Alt. Ein Werk dieses Künstlers findet sich auch in der Neuen Galerie des Ostfriesischen Landesmuseums Emden.

Region“ (StibiKu) in das Ostfriesische Landesmuseum Emden eingebrachte umfangreiche Sammlung von Walter Baumfalk.

Diese Kulturstiftung, die an die Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer angegliedert ist, macht es sich zur Aufgabe, Kunst, Kultur, Wissenschaft und Forschung im Nordwesten grenzüberschreitend zu fördern. Dazu unterhält sie unter anderem Sammlungen zur Kunstgeschichte.

Die Ausstellungen wechseln in loser Folge. Es werden unterschiedliche künstlerische und thematische Schwerpunkte gesetzt, um die Qualität und Vielfalt der in der Region entstandenen Kunst vor Augen zu führen.

2015 wurde in einer Auswahl von Gemälden, Grafiken und Skulpturen ein repräsentatives Bild der alle Genres umfassenden Kunst in Ostfriesland gezeigt. Ausgestellt waren Werke von Poppe Folkerts, Julian Klein von Diepold, Hans Trimborn, Alf Depser, Hinricus Bicker-Riepe und Reinhard Schmidt ebenso wie Arbeiten heute noch tätiger Künstler.

Notwendig wurde eine inhaltliche Überarbeitung aufgrund veränderter Rahmenbedingungen für die museale Präsentation des Fundkomplexes „Mann von Bernuthsfeld“. Die ursprünglich geplante Präsentationsfläche von 250 qm musste aufgrund städtischer Gegebenheiten auf 75 qm angepasst werden. Diese Weiterentwicklung der musealen Präsentation erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Gestaltungsbüro Iglhaut und von Grote, Berlin, dem Archäologischen Dienst der Ostfriesischen Landschaft und dem Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege Hannover.

Die interdisziplinären Untersuchungen zum Fundkomplex „Mann von Bernuthsfeld“ wurden weitergeführt. Ergebnisse konnten auf dem 2. „Bernie-Symposium“ am 30. November 2015 in Emden durch die Wissenschaftler aller beteiligten Einrichtungen vorgestellt und intensiv diskutiert werden.

Die Sonderausstellung „Ine Tjarksen. Ein Portrait in Portraits“, eröffnet am 26. Oktober 2014, war noch bis zum 1. März 2015 zu sehen (vgl. Emden Jahrbuch 2015).

Die Ausstellung „Made in China. Porzellan und Teekultur im Nordwesten“ (22.3. – 23.8.2015), zu der ein Begleitband erschien, kuratierte Dr. Annette Kanzenbach. Die Ausstellung und das Buch wurden realisiert mit der Unterstützung international anerkannter, auswärtiger Fachleute: Prof. Dr. Karl Arndt, Dr. Patricia Frick, Johann Haddinga, Prof. Dr. Christian Jörg, Daniel Suebsman. Sehr gut angenommen wurden die Porzellansprechstunden mit Daniel Suebsman. Ein weiterer Höhepunkt im Begleitprogramm war am 16. Juni 2015 im „Rummel“ des Museums das Podiumsgespräch zum Tee mit den Experten Franz Thiele, Inhaber des Teehandelshauses Thiele & Freese, Emden, und Arend Vollers, ehemaliger Chefeinkäufer des Tee- und Kaffeeversandhauses Paul Schrader Co., Bremen. Zum Begleitprogramm gehörten neben Themenführungen durch Dr. Natalie Geerlings auch Teeverkostungen mit Franz Thiele sowie ostfriesische, chinesische und japanische Teezeremonien. Ein Bestandteil der Vermittlungsangebote dieser Ausstellung war das inklusive Angebot „Jenseits des Sehens“, das sich an Menschen mit und ohne Sehbeeinträchtigung wandte.



Abb. 7: Auf großes Interesse stießen viele der die Ausstellung „Made in China“ begleitenden Aktivitäten. So suchten zahlreiche Interessenten den Rat des China-Experten Daniel Suebsman (links) in den Porzellansprechstunden, hier zusammen mit der Kuratorin der Ausstellung, Dr. Annette Kanzenbach.



Abb. 8: Die niedersächsische Wissenschaftsministerin Dr. Gabriele Heinen-Kljajic (links) übergibt gemeinsam mit dem Vorsitzenden des Museumsverbandes Niedersachsen/Bremen, Dr. Friedrich Scheele (rechts), und der Geschäftsführerin der Sparkassenstiftung Niedersachsen, Dr. Sabine Schormann (2. von rechts), in einer Festveranstaltung in Hannover das Museums-gütesiegel an die Vertreter des Ostfriesischen Landesmuseums Emden.

Zusammen mit dem Ostfriesischen Teemuseum Norden und dem Heimatmuseum Leer fand im April ein deutsch-chinesischer Workshop zum Tee und am 11. April 2015 das deutsch-chinesische Tee-Symposium „Tee. Dhe. Tschai. 400 Jahre Teehandel in China“ in der Johannes a Lasco Bibliothek statt.

Beiträge lieferten international ausgewiesene Experten wie Prof. Dr. Christian Jörg, Groningen, Franz Thiele, Emden, und zahlreiche Teespezialisten aus China wie Prof. Jiang Wen`qian von der Landwirtschaftlichen Universität Anhui.

Das Kooperationsprojekt „Horizonte. Bilderwelten von Hermann Buß 1995-2015“ mit Martin-Luther-Kirche und dem Sprengel Ostfriesland war ein gemeinsamer Beitrag zum Jahresthema der Reformationsdekade 2015 „Bild und Bibel“. Protagonist war der aus Neermoor gebürtige Maler Hermann Buß. Das Ostfriesische Landesmuseum und die Martin-Luther-Gemeinde widmeten ihm im Rahmen einer Doppelausstellung vom 13. September bis 15. November eine Retrospektive, die insgesamt ein Lebenswerk von 86 zumeist großformatigen Bildern umfasst. Zur Ausstellung erschien ein Begleitband.

Aiko Schmidt M.A. kuratierte die Sonderausstellung „Aus Trümmern sich erheben. Zerstörung und Neuaufbau der Stadt Emden“, eröffnet am 6. Dezember 2015. Gezeigt wurde die Dokumentation der Stadtplanung während und nach dem Zweiten Weltkrieg für den Neuaufbau anhand von Ausschuss- und Ratsprotokollen, den Bauakten und -plänen. Zur Ausstellung wurde ein umfangreicher Begleitband vorgelegt.



Abb. 9: Die von Dr. Annette Kanzenbach kuratierte Ausstellung mit Werken des Künstlers Hermann Buss hatte ihren besonderen Reiz durch die Wahl zweier Ausstellungsorte: Neben der Sonderfläche im Ostfriesischen Landesmuseum Emden kommen zahlreiche großformatige Gemälde in der Martin-Luther-Kirche in Emden zur Hängung. Die Aufnahme zeigt von links: Landessuperintendent Dr. Detlef Klahr, Dr. A. Kanzenbach, Hermann Buss, Museumsdirektor Dr. Wolfgang Jahn und Christoph Jebens von der Kirchengemeinde.

### Pelzerhäuser

In den Pelzerhäusern 11+12 wurden vier Kunstausstellungen gezeigt, darunter jeweils über den Jahreswechsel die traditionellen „Emden Kunstausstellungen“, die eine Palette künstlerischer Arbeiten aus der Region bieten.

Die Sonderausstellung „Elisabeth Tatenberg und Ella Koopman. Licht und Schatten“ war vom 1. März bis zum 12. Juli zu sehen. Die beiden Künstlerinnen aus Ostfriesland bzw. den Niederlanden begaben sich mit ihren Werken in einen künstlerischen Dialog: Ihre Werke (Malerei/Textil) traten in den unmittelbaren Kontakt miteinander.

„Lichtblicke. Die Fotogruppe Emden“ der Naturforschenden Gesellschaft zu Emden von 1814 stellte vom 26. Juli bis 29. November ihre Arbeiten unter diesem Titel aus. In über 100 Werken wurden Hafenlandschaften und Stadtansichten neben porträtartig dargestellten Pflanzen oder Gegenständen gezeigt. Zur Finissage hatte die Fotogruppe Emden Fotografien für eine Versteigerung zur Verfügung gestellt. Den Erlös erhielt für ein Kreativprojekt der Verein „Das Boot“.

### Geburtstagsfeier anlässlich 10. Jahrestages Neueröffnung 2005

Am 6. September 2015 waren alle Museumsfreundinnen und -freunde eingeladen, den 10. Jahrestag der Neugestaltung des Rathauses am Delft zu feiern. Ausschließlich an diesem Tag waren die Plakate aller 38 Sonderausstellungen, die



Abb. 10: Seit der Wiedererrichtung des Emders Rathauses am Delft im Jahr 1962 üben die Stadt Emden und die Gesellschaft für bildende Kunst (1820dieKUNST) die gemeinsame Trägerschaft des Ostfriesischen Landesmuseums Emden aus. Im Jahre 2005 erfolgte die grundlegende Neugestaltung des Museums. Aus Anlass des 10jährigen Jubiläums schneiden (vordere Reihe von rechts) Museumsdirektor Dr. Wolfgang Jahn, Oberbürgermeister Bernd Bornemann und KUNST-Vorsitzender Dr. Reinhold Kolck die Geburtstagsstorte an.

seit 2005 im Rathaus am Delft präsentiert worden waren, zu sehen. Der Freundeskreis des Museums gratulierte mit einem Teeservice aus der Zeit um 1790 aus der Porzellanmanufaktur in Wallendorf.

### *Vermitteln*

2015 fanden die Passionsandachten einer „besonderen Art“ im Ostfriesischen Landesmuseum Emden unter Federführung von Dr. Annette Kanzenbach in Emden im achten Jahr in Folge statt. Die Andacht wird durch eine kunstgeschichtliche Betrachtung eines Bildes, die Predigt über einen Bibeltext, durch musikalische Stücke an der Truhenorgel und mit Gemeindegesang gestaltet. Sie standen unter dem Thema „Schatten und Licht – Konturen des Lebens“.



Abb. 11: Der Kurator Aiko Schmidt (links) eröffnet gemeinsam mit Museumsdirektor Dr. Jahn die Emders Kunstaussstellung in den Pelzerhäusern. Diese vor mehr als 35 Jahren vom damaligen Museumsdirektor Dr. Helmut Eichhorn eingeführte jährliche Weihnachts-Ausstellung gibt Kunstschaffenden aus Emden und der Region – unabhängig von Leistungsstand und Gestaltungsform – eine Bühne, die regelmäßig große Beachtung findet.

Ermöglicht wird dieses Veranstaltungsformat als Kooperationsprojekt zwischen Landesmuseum, dem Sprengel Ostfriesland und den lutherischen Gemeinden Emdens, vertreten durch die Martin-Luther-Kirchengemeinde. Mit der Kollekte konnte die Restaurierung von Bildern aus dem zehnteiligen Passionszyklus von Hans II. von Coninxloo unterstützt werden

Im Berichtszeitraum ist ein weiterer Besucherrückgang von 35.354 (im Jahr 2014) auf 32.544 zu vermelden. 2014 wurden die Eintrittspreise modifiziert: im Haupthaus erfolgte eine Erhöhung auf 8 €, in den Pelzerhäusern 11+12 wurde eine Gebühr von 2 € eingeführt. Eine Hauptgruppe der Besucherinnen

und Besucher, die das OLME aufgrund der kulturpolitischen Entscheidungen der Träger des Hauses kostenfrei besuchen, sind Kinder und Jugendliche bis einschließlich 15 Jahre.

Zu den vier Sonderausstellungen im Haupthaus konnten Veröffentlichungen vorgelegt werden.

#### Einzelansätze

Fertigstellung des „Patrimoniaheftes 275“ der Kulturstiftung der Länder, erschienen zum Ankauf des Gemäldes „Die Flotte der Republik sticht unter dem Oberbefehl von Admiral de Ruyter bei Texel in See“ von Ludolf Backhuysen. Dr. Peter Sigmond, Amsterdam, stellt darin das Gemälde ausführlich vor. Annette Kanzenbach verfasste einen Beitrag zur Sammlungsgeschichte von Werken Backhuysens in Emden.

Schmidt, Aiko 200 Jahre „Naturforschende Gesellschaft“ Emden, in Ostfriesland Magazin 9 / 2015, S. 112 ff.

Schmidt, Aiko, Ostfrieslands Anteil an den Kulturbeziehungen zwischen Niedersachsen und der chinesischen Provinz Anhui, in: Das 20. Jahrhundert im Blick. Beiträge zur ostfriesischen Zeitgeschichte. Bernhard Parisius zum 65. Geburtstag, hrsg. von Michael Hermann (=Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, hrsg. von der Ostfriesischen Landschaft in Verbindung mit dem Niedersächsischen Landesarchiv, Bd. 85), Aurich 2015 (ISBN: 978-3-940601-27-8), S. 367 – 394.

Schmidt, Aiko, (zusammen mit Gunther Hummerich und Martin Walter), Schönes neues Emden, aus Trümmern sich erhoben. Der Neuaufbau einer Stadt, in: Aus Trümmern sich erhoben. Zerstörung und Neuaufbau der Stadt Emden. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Ostfriesischen Landesmuseum Emden (6.12.2015 – 24.4.2016), hrsg. von Aiko Schmidt mit Unterstützung der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden seit 1820 (=Veröffentlichungen des Ostfriesischen Landesmuseums Emden, hrsg. von Wolfgang Jahn, Heft 41), Emden 2015 (ISBN 978-3-00-051617-7), S. 10 – 249.

Schmidt, Aiko, Die Architekten, in: Aus Trümmern sich erhoben. Zerstörung und Neuaufbau der Stadt Emden. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Ostfriesischen Landesmuseum Emden (6.12.2015 – 24.4.2016), hrsg. von Aiko Schmidt mit Unterstützung der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden seit 1820 (=Veröffentlichungen des Ostfriesischen Landesmuseums Emden, hrsg.



Abb. 12: Der Golddukat von 1574, Prägung unter Edzard II. und Johann, wurde in den Jahren 1566 und 1591 vom Emdener Münzmeister Johann Iden geschlagen. Der Ankauf erfolgte durch 1820dieKUNST aus den Erlösen des KUNST-Ladens im Landesmuseum.

von Wolfgang Jahn, Heft 41), Emden 2015 (ISBN 978-3-00-051617-7), S. 250 – 285.

Kontinuierlich übernahm das Museum seine Verantwortung als Ausbildungs-ort. Zu nennen sind die Qualifizierungsmaßnahmen MUSEALOG und REGIALOG sowie das Angebot eines wissenschaftlichen Volontariats. Es erfolgte eine Neubesetzung dieser Stelle mit Frau Rena Fechner. Schwerpunkt ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit ist die numismatische Sammlung der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer.

Im Berichtsjahr nahmen acht Schülerinnen und Schüler an einem Schulpraktikum im Ostfriesischen Landesmuseum Emden und Stadtarchiv Emden teil. Es erfolgte keine Besetzung des FSJ-Kultur im Berichtszeitraum.

### Museumspädagogik

Im Zentrum stand die Weiterentwicklung des Hauses als außerschulischer Lernort und Stätte kultureller Bildung. Ein weiteres Augenmerk war auf die Weiterführung inklusiver Angebote gerichtet.

Zu den vielfältigen musealen und städtischen Veranstaltungen, die vom Ostfriesischen Landesmuseum Emden organisiert bzw. an denen es beteiligt war, gehörten:

#### Ständige Aktionen:

Kids in!

Jeden Donnerstag offenes Angebot für Kinder ab 6 Jahren

Start der Reihe „Kids In! up Platt“ am 17. September 2015

*Öffentliche Führungen durch die Sonderausstellung*

An jedem ersten Sonntag im Monat in hochdeutscher Sprache.

An jedem dritten Sonntag im Monat in plattdeutscher Sprache.

Besonderes Angebot:

Kostenlose Führungen für Flüchtlinge

#### Kooperationen:

- Johannes-Althusius-Gymnasium: Geschichtsunterricht im Museum mit dem Thema Reformation in Emden und Ostfriesland
- Johannes a Lasco Bibliothek, mennonitische Gemeinde, städtische Gleichstellungsstelle: Projekt frauenORT Emden. Hier speziell: Hochschule Emden-Leer / Gymnasium am Treckfahrtstief: Kick-Off für Theaterprojekt
- Antje Brons Einrichtung eines Weltcafés zum Willkommensfest des GAT am 12. Juni 2015
- Gymnasium am Treckfahrtstief: Entwicklung des Theaterstücks „Antje im Gespräch“; Aufführung des Stücks im Rahmen der Eröffnung des frauenORTES Emden am 1. Oktober 2015 sowie am Emdener Museumstag am 1. November 2015

- Gymnasium am Treckfahrtstief: Projekttag „Flucht und Migration“ am 21. April 2015
- Berufsbildende Schulen II: Theaterprojekt 400 Jahre Emden Wall
- Grundschule Constantia (Plattdeutschklasse) / Ostfriesische Landschaft / Hanne Klöver (Journalistin): Filmprojekt „De lüttje Utgravers“
- Arbeitsgemeinschaft für integrative Leistung in Ostfriesland (agilio): Dienstags in der Brückstraße: Offenes inklusives Angebot für Kinder und Jugendliche
- Werbegemeinschaft Rathaus Karree: gemeinsame Aktionen
- Pauluskirchengemeinde Emden, Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer des Kirchenkreises Emden – Leer, Vitor Ramos: Start des inklusiven kunst- und museumspädagogischen Projektes „Zeig mir Deine Wurzeln“
- Internationaler Museumstag, Motto „Museum, Gesellschaft, Zukunft“
- Ferienbetreuung, in Zusammenarbeit mit dem Familienservicebüro der Stadt Emden
- Ferienpass der Stadt Emden mit einem abwechslungsreichen Angebot. Alle Veranstaltungen des Landesmuseums waren ausgebucht
- Emden Museumsnacht, Motto „Emden Topp-Lichter“
- Tag des offenen Denkmals, Motto „Handwerk, Technik, Industrie“
- Emden Museumstag, Motto „Stadt in Bewegung“

Abb. 13: Die Aufnahme zeigt Ilse Frerichs (rechts), Museumspädagogin beim Ostfriesischen Landesmuseum Emden, mit Schülerinnen des Max-Windmüller-Gymnasiums in der Johannes a Lasco Bibliothek in Emden. Gepröbt wird eine Szene aus dem Leben der Antje Brons, Namensgeberin eines Emden ‚Frauenortes‘. Zur Aufführung gekommen ist das Stück anlässlich des alljährlichen Museumstages.



### Advent am Rathausbogen

Hier ist das eigene Programm am zweiten Adventwochenende hervorzuheben, besonders das 3. Emden Kulturknobeln. Es wurde unter der Moderation von Heiko Müller (Redakteur Ostfriesen-Zeitung) erfolgreich durchgeführt.

*Sammeln*

## Schenkungen

Der Freundes- und Förderkreis des Ostfriesischen Landesmuseums e.V. überreichte zwei Schenkungen, die ein Kapitel ostfriesische Kulturgeschichte spiegeln. Im September 2015 erwarb er für das Museum ein umfassendes Service aus der Thüringer Porzellanmanufaktur Wallendorf. Es zeigt einen Dekor mit Landschaften in Purpur Camaieu-Malerei, entstanden um 1785-1790. Im Januar 2016 ergänzte er es noch um eine Teemaschine (oder Samowar), die zwischen 1800 und 1820 in Ostfriesland hergestellt wurde und in seltener Vollständigkeit erhalten ist.

Bezeichnung	Datierung	Erwerbsinfo
<b>SCHENKUNGEN AN 1820 DIE KUNST</b>		
„Emden - Rathaus und Ratsdelft“ – sowie diverse Motive	16.8.1901 – 31.3.1921	Schenkung von Frank-Peter Nowak, Emden
„Ein guter Fang“/„ Baum in Landschaft“/ „Kaninchenzucht an Bord“/ „Das Achterschiff bei Seegang“/ „Rathaus“/	1901-1944	Schenkung von Heinz Dodenhof, Vollerode
Ernst Petrich (Grafiker), Emden: Es will Abend werden – Ratsdelft – Alt-Emden	1921	Schenkung von Wolfgang Reer, Mönchengladbach, aus dem Nachlass seines Vaters
Chirurgisches Diplom	1801	Schenkung von Christiane Montulet, München
chinesische Teekanne aus Miniaturgeschirr Tasse und Unterteller mit Golddekor und Aufschrift: „Ostfriesische Gemütlichkeit hält stets ein Täss'chen Tee bereit“.	Ende 19. / Anfang 20. Jh	Schenkung von Almuth Sott, Emden
Henrikus Becker (Maler), Peter Christian Schultz (1779 – 1862) Henrikus Becker (Maler), Mettje Hinrichs de Vries, verh. Schultz Henrikus Becker (Maler), Hermann Edo Hinrich Schultz	1813	Schenkung von Christiane Montulet, München
Friedrich Grebe (Maler), Blick auf Emden	1875 – 1896	Schenkung von Christa und Bernd Wilkesmann
Hibbe Adden Stavesand Hesse (Silberschmied), Riechdose (Rathaus in Leer)	1807 – 1836	Schenkung von Horst Arians, Remels

Bezeichnung	Datierung	Erwerbsinfo
Johannes II. Bödecker (Silberschmied), Taschenuhr/ Silbertablett/ Goldbrosche/	18. Jh. Um 1900	Schenkung von Margot Smid, Emden
Branntweinschale – Branntwienskop Schale (vermutlich Salz oder Zucker)/ Schale/ vergoldete Damenuhr mit Kette und Schatulle/ vergoldete Brosche/ Zucker- dose/ Schale (Zucker), Milch- oder Sahne- kännchen/Medaillon ohne Kette	20 Jh.	
Kanne – Henkelkanne	20 Jh.	von Harm Scholte, Hinte
Philipp van Ameren (Zinngießer)/ diverse Zinnbecher / Zierteller	6.5.1814	von Annegret und Horst Ari- ans, Remels, anlässlich ihrer Goldenen Hochzeit
Samowar / Teemaschine aus Ostfriesland Umfangreiches Service mit Dekor „Fei- ne Landschaft in Purpur Camaieu-Malerei (-Cameo-Malerei)“	1800 – 1820  Ende 18.Jh.	vom Freundes- und Förder- verein des Ostfriesischen Lan- desmuseums Emden
Puzzle	1826	Schenkung von Christiane Montulet, München



Abb. 14: Die Geburtstagsfeier zum 10. Jahrestag der Neueröffnung des Landesmuseums nach grundlegendem Umbau im Jahre 2005 startet vom Rathausturm mit einer zünftigen Ballonwolke.

Bezeichnung	Datierung	Erwerbsinfo
<b>SCHENKUNGEN AN DIE STIBIKU</b>		
Ruth Schmidt Stockhausen „Zerklüftete Felsen im Licht, 1998 / „Licht in Wolken“ (2001) / „Braune Wolke „, (1998) / „Moor“ (2006) / „Eisbruch“ (1999) / „Salzwiesen (Urlandschaft III)“ (1991) / „Selbstbilbnis“ (1996) / „sich putzendes Kätzchen“ (1986) / „sich put- zendes Kätzchen“ (1986/87)		vom Sohn der Künstlerin: Pro- fessor Dr. Klaus Hentschel, Stuttgart

Bezeichnung	Datierung	Erwerbsinfo
Hermann Buß Reihe: Küstenschützer IX (2013) Emder Außenhafen II (2009) Diptychon: Zeitstrom (2009)		Stiftung vom Künstler
Emden: Es will Abend werden - Ratsdelft - Alt-Emden (1921)		von Wolfgang Reer, Mönchengladbach, aus dem Nachlass seines Vaters
14 Alben mit Fotografien aus dem Nachlass von Hans-Heinrich Schulte	1951 – 1965 vor 22.08.1957 vor 22.08.1957	von Günther Schulte, Hamburg, aus dem Nachlass seines Vaters Hans-Heinrich Schulte (* 13.10.1909 in Emden † 12.6.2015 in Emden, Reeder und Werftbesitzer)

### Ankäufe



Abb. 15: In feierlichem Rahmen kann das von der Stiftung der Sparkasse Aurich-Norden aus dem Nachlaß des Künstlers Hans Trimborn erworbene Konvolut an die Stiftung bildende Kunst und Kultur (StibiKu) und damit zur Ausstellung im Ostfriesischen Landesmuseum Emden gegeben werden. Die Dauerleihgabe umfasst 45 Gemälde, 50 Zeichnungen und mehr als 200 Skizzenbücher.

Bezeichnung	Datierung	Erwerbsinfo
Marikke Heinz-Hoek (Malerin), Anneus van Vlyten	2013	Ankauf von der Künstlerin

### Dauerleihgaben

Die Sparkasse Aurich/Norden feierte im Berichtsjahr ihr 175-jähriges Bestehen und hat aus diesem Anlass über ihre Stiftung in ostfriesische bildende Kunst

investiert. Sie kaufte wesentliche Werke des in Norden ansässigen Malers Hans Trimborn (1891 bis 1979) aus dessen Nachlass auf. Die Sammlung umfasst 45 Gemälde, 50 große und ebenso viele kleinere Zeichnungen sowie mehr als 200 Skizzenbücher. Der Bestand wurde als Dauerleihgabe an die Stiftung bildende Kunst (StibiKu) gegeben.

### *Bewahren*

Es wurden mehrere Gemälde aus dem Bestand, darunter von Jaques Roskamp, Hans Trimborn, Lehmann-Braunss und Julian Klein von Diepold restauriert. Sie wurden fast vollständig ab März 2015 in der Neuen Galerie gezeigt. Im Rahmen der Aktion „Paten retten Museumsschätze“ konnten mit tatkräftiger Unterstützung von Freunden des Museums Porzellanobjekte restauriert werden.

Die Bestände der Rüstkammer wurden weiterhin konservatorisch behandelt und zum Teil restauriert. Darunter befinden sich insbesondere Handfeuerwaffen: Luntenschlossmusketen und Jagdgewehre mit Radschlössern. Ergebnisse wurden auf der Jahreshauptversammlung der Kunst im März 2015 durch Horst Kassner vorgestellt.

Die Inventarisierung der Bestände des Museums wurde im Berichtszeitraum kontinuierlich fortgesetzt. Dies wurde auch durch das Projekt „Musealog“ maßgeblich unterstützt.

### Museumsorganisation

#### Direktoriumssitzungen

Das Direktorium tagte 2015 sechs Mal. Auf der Januarsitzung wurde Dr. Reinhold Kolck (Gesellschaft für bildende Kunst) für ein Jahr zum Vorsitzenden gewählt.



Abb. 16: Die Mitgliederversammlungen des Museumsverbandes Niedersachsen/Bremen – im Berichtsjahr im Hildesheimer Dommuseum oder des Deutschen Museumsbundes im Weltkulturerbe Zollverein in Essen – bieten Gelegenheit zum Fachaustausch und zur Meinungsbildung über die Vielfalt der Museumslandschaft mit ihren mehr als 7.000 Einrichtungen in ganz Deutschland.

Stellvertreter wurde Hans-Dieter Haase (Stadt Emden), der 2014 das Amt des Vorsitzenden innehatte. Der jährliche Wechsel erfolgte auf der Grundlage des Direktoriumsvertrages zwischen den Trägern des Ostfriesischen Landesmuseums Emden. Themen der Beratungen waren u.a. die Ausstellungs- und Sammlungskonzeption, der Wirtschaftsplan des Hauses.

Dr. Wolfgang Jahn übernahm nach der kommissarischen Leitung zum 1. Oktober 2015 die Stelle des Museumsdirektors. Stellvertreter wurde Dr. Rolf Uphoff, Leiter des Stadtarchivs Emden. Diese Aufgabenteilung wurde gewählt, da das Ostfriesische Landesmuseum Emden und das Stadtarchiv in einer Organisationseinheit zusammengefasst sind.

#### Teilnahme an Tagungen

Vertreter des Landesmuseums und der Kunst nahmen 2014 an verschiedenen Tagungen teil. Zu nennen sind u.a. die Tagung des Museumsverbandes Niedersachsen/Bremen (März, Hildesheim: Dr. Wolfgang Jahn, Dr. Reinhold Kolck, Gregor Strelow) und die Tagung des Deutschen Museumsbundes (Mai: Dr. Reinhold Kolck).

Dr. Reinhold Kolck  
Vorsitzender 1820dieKUNST

Dr. Wolfgang Jahn  
Museumsdirektor

## Verzeichnis der Autoren

**Johann Dirksen**, geb. 1960. Dipl.-Ing. Vermessung. Ausbildung zum Vermessungstechniker, anschließend Studium an der jetzigen Jadehochschule in Oldenburg. Ab 1987 beim Katasteramt Norden tätig. Seit 2006 Dezernatsleiter für Geodatenmanagement und ab 2015 Dezernatsleiter für Verwaltungsaufgaben in der Regionaldirektion Aurich.

**Dr. Albert Eggens**, geb. 1975. 2005 Promotion an der der Universität Groningen. Seine Dissertation „Van daad tot vonnis. Door Drenten gepleegde criminaliteit voor en tijdens de Eerste Wereldoorlog“ wurde sowohl in Drenthe als auch in Groningen mit einem Preis für Regionalgeschichte ausgezeichnet. Seit 2004 Lehrer für Geschichte an der RSG Ter Apel. Veröffentlichungen in verschiedenen regionalen Zeitschriften und Vorträge über die Kriminalität zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowie zur Regionalgeschichte der Nordost-Niederlande im Ersten Weltkrieg. Aktuell entsteht eine Studie über die wirtschaftlichen Probleme der Niederlande als Folge des Kriegsausbruchs 1914 mit besonderem Fokus auf Groningen und Drenthe.

**Dr. Michael Hermann**, geb. 1969. Studium der Alten Geschichte, Politologie und Neueren und Neuesten Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 2002 Dissertation zum Thema „Kommunale Kulturpolitik in München von 1919 bis 1935“. Seit 2003 im niedersächsischen Archivdienst; 2005-2012 stellvertretender Leiter des Niedersächsischen Landesarchivs – Staatsarchiv Aurich; 2012-2015 Leiter der Bereiche Personal und Haushalt im Niedersächsischen Landesarchiv; seit 2016 Leiter des Standortes Aurich des Niedersächsischen Landesarchivs. Mehrere regionalgeschichtliche Veröffentlichungen, vor allem zu zeitgeschichtlichen Themen.

**Gerd Holtkotten, M. A.**, geb. 1945, Studium der Geschichtswissenschaft und katholischen Theologie in Köln und Tübingen, 1972 Magister Artium, danach bis 1978 wissenschaftlicher Assistent an der Pädagogischen Hochschule Berlin und an der Universität Konstanz. 1978-1983 pädagogischer Mitarbeiter an der Akademie Klausenhof (Hamminkeln), anschl. bis 2006 Diözesansekretär beim Kolpingwerk Diözesanverband Osnabrück und Landessekretär für das Kolpingwerk Norddeutschland. Mehrere regionalgeschichtliche Veröffentlichungen vor allem zur frühen Verbandsgeschichte des Kolpingwerkes in Norddeutschland.

**Cornelia Ibbeken**, geb. 1953. Studium zum Lehramt für Grund- und Hauptschule an der Pädagogischen Hochschule Oldenburg. Seit 2009 Leiterin der Arbeitsgruppe Flurnamendeutung bei der Ostfriesischen Landschaft.

**Dr. Bernd Kappelhoff**, geb. 1949. 1970-1978 Studium der Geschichte, Germanistik und Erziehungswissenschaften an der Universität Hamburg, 1. Staatsexamen für das höhere Lehramt 1976, Promotion 1978 mit einer Dissertation zur Geschichte der ostfriesischen Landstände im frühen 18. Jahrhundert. 1978 Eintritt in den niedersächsischen Archivdienst, darin tätig bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Sommer 2014, seit 1999 an dessen Spitze, ab 2005 als erster Präsident des damals neugegründeten Niedersächsischen Landesarchivs. Seine

geschichtswissenschaftlichen Arbeitsschwerpunkte, zu denen er seit 1977 annähernd 50 Publikationen vorgelegt hat, liegen in der Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ostfrieslands, des nördlichen Emslandes und des Elbe-Weser-Raumes in der frühen und jüngeren Neuzeit.

**Dr. Hajo van Legen**, geb. 1940. Studium der Geschichte, Literatur und Philosophie in Göttingen, 1969 Promotion zur „Geschichte des Emsigerlandes vom frühen 13. bis zum späten 15. Jahrhundert“. Ab 1970 wissenschaftlicher Mitarbeiter, von 1979 bis 2005 Direktor der Ostfriesischen Landschaft. Herausgeber einer größeren Zahl von Aufsatzbänden zur Geschichte und Kulturgeschichte Ostfrieslands; zahlreiche Veröffentlichungen, vor allem zur friesischen Geschichte des Mittelalters.

**Dr. med. Heyo Prahm**, geb. 1942. Medizinstudium in Mainz, Montpellier, Hamburg und Marburg bis 1968, Promotion 1971, Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Nervenheilkunde und Psychotherapie. Aufbau und Leitung des Sozialpsychiatrischen Dienstes beim Gesundheitsamt in Oldenburg 1978-1984, Lehrauftrag der Universität Oldenburg 1994-2006 (FB Sonderpädagogik), Mitglied des Ausschusses für Angelegenheiten der psychiatrischen Krankenversorgung beim Niedersächsischen Sozialministerium 1994-2007. 1984-2011 in eigener Praxis tätig. Psychiatrische Publikationen und medizinhistorische Arbeiten, Herausgabe der Lebenserinnerungen von Hermine Heusler-Edenhuizen.